

4 Empirische Untersuchung der Briefe Christiana von Goethes

4.1 Das Untersuchungskorpus

4.1.1 Korpusaufbau

4.1.1.1 Primärkorpus

Die Quellenauswahl für die vorliegende Untersuchung erfolgt unter dem Gesichtspunkt der Erforschung der historischen Alltagssprache breiter Bevölkerungsschichten. Hierfür bieten sich bestimmte Quellenarten stärker an als andere, wie Stephan Elspaß in seiner grundlegenden Arbeit zur *Sprachgeschichte von unten* ausführlich dargelegt hat.⁷³¹ Wenig tauglich sind demzufolge Quellen aus einem institutionsbezogenen Zusammenhang, d. h. Bittschriften, Petitionen, Beschwerdebriefe sowie andere an Behörden gerichtete Schreiben. Bei diesen bestehe zum einen das Problem, dass eine originäre Autorschaft nicht eindeutig zu erkennen sei bzw. der Einfluss von Briefstellern oder anderweitigen Mustern nicht ausgeschlossen werden kann. Zum anderen handele es sich um asymmetrische Kommunikationssituationen, sodass „die ‚natürliche‘ Ausdrucksweise der Alltagssprache in hohem Maße verfremdet“ sei.⁷³² Zu den für eine soziolinguistische Untersuchung geeigneten handschriftlich überlieferten Zeugnissen gehören hingegen neben Tagebüchern und anderen Ego-Dokumenten⁷³³ vor allem Privatbriefe.

Diesen Kriterien folgend wurden für die Korpuszusammenstellung aus den erhaltenen Briefen Christiana von Goethes ausschließlich Privatbriefe ausgewählt, die ohnehin die mit Abstand größte Überlieferungsgruppe bilden. Schrei-

731 Vgl. Elspaß: *Sprachgeschichte von unten*, S. 55–72.

732 Ebd., S. 55 (dort auch das Zitat). – Zur grundlegenden Problematik der Differenzierung zwischen dem Verfasser bzw. dem Absender und dem Schreiber von Briefen in größeren Korpora sowie zu (computergestützten) methodischen Ansätzen vgl. Nobel, Judith / Wal, Marijke J. van der: Tackling the Writer-Sender Problem. The newly developed Leiden Identification Procedure (LIP). In: *Historical Sociolinguistics and Sociohistorical Linguistics* (2009), https://www.let.leidenuniv.nl/hsl_shl/Nobels-Wal.html (22.03.2024).

733 Eine Definition von Ego-Dokumenten liefern van der Wal / Rutten in ihrem soziolinguistisch ausgerichteten Sammelband *Touching the Past*. Dort heißt es: „The term *ego-document* was coined about 1955 by the Dutch historian Jacques Presser who initiated historical research of this text type [...]. He defined egodocuments as writings in which the I, the writer, is continuously present in the text as the writing and describing subject.“ (van der Wal, Marijke / Rutten, Gijsbert Johan: *Ego-documents in a historical-sociolinguistic perspective*. In: Dies. [Hrsg.]: *Touching the Past*, S. 1–17, hier S. 1 [Anm. 1; Hervorhebung im Original].)

ben mit primär (privat-)geschäftlichem Inhalt wie Weinbestellungen, aber auch Einträge in Rechnungsbücher, Inventarlisten und dergleichen wurden hingegen nicht einbezogen. Die aufgenommenen Briefe stammen ausschließlich aus dem engsten familiären Umfeld und dem Freundeskreis der Schreiberin.⁷³⁴ Zu den Adressaten der Briefe Christiana von Goethes gehören ihr Lebensgefährte und ab 1806 Ehemann Johann Wolfgang von Goethe, der gemeinsame Sohn August sowie ihre spätere Schwiegermutter Catharina Elisabeth Goethe, aber auch der Bremer Arzt und Freund der Familie Nicolaus Meyer. Die Konzentration auf Briefe an Adressaten, mit denen Christiana von Goethe ein enges Vertrauensverhältnis verband, bringt den Vorteil mit sich, dass sich in ihnen eine unmittelbare und authentische Sprache findet.⁷³⁵ Die Briefe weisen eine stärker mündliche Konzeption und eine höhere Nähesprachlichkeit auf, als dies bei formelleren Briefen der Fall ist.

An den genannten, aus vier Personen bestehenden Adressatenkreis sind von Christiana von Goethe insgesamt 302 Briefe im Original überliefert. Aus dieser Quellenbasis an überlieferten Briefen wurde eine Auswahl getroffen (vgl. Tab. 6), die auf drei Kriterien fußt:

1. Eigenhändigkeit (Autographen)
2. Briefumfang
3. Lesbarkeit/Entzifferbarkeit

Das zentrale Kriterium für die Aufnahme in das Primärkorpus und mithin konstitutives Merkmal aller Briefe ist die Eigenhändigkeit bei der Niederschrift des Textes. Von Christiana von Goethe in Auftrag gegebene oder diktierter Briefe wurden nicht in das Primärkorpus aufgenommen. Die Berücksichtigung dieses Faktors führt zwangsläufig zu einer Verengung des zeitlichen Rahmens. Da Christiana von Goethe ihre Briefe überwiegend nur vor ihrer Eheschließung eigenhändig geschrieben hatte und insbesondere der Briefwechsel mit Johann Wolfgang von Goethe signifikante Überlieferungslücken aufweist, liegt der Schwerpunkt des Briefkorpus auf der Zeit zwischen 1793 und 1803.⁷³⁶ Eine genaue Übersicht über die Anzahl der an den engsten Familien- und Freundeskreis gerichteten und transkribierten Briefe bietet Abb. 3.

Ein weiteres Kriterium ist die Brieflänge. Das grundsätzliche Bestreben war, kurze Briefe bzw. Billetts nicht in das Korpus zu integrieren, was bei den überlieferungstarken Jahrgängen ohne Weiteres möglich war. Bei den überlieferungsschwa-

⁷³⁴ Vgl. zur Briefauswahl die detaillierte Darstellung in den Kapiteln 3.5.1 bis 3.5.3.

⁷³⁵ Vgl. zu diesem Kriterium auch Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 56.

⁷³⁶ Aus dieser materialbedingten zeitlichen Eingrenzung resultiert im nachfolgenden Kapitel die Verwendung des Geburtsnamens Vulpius für die Schreiberin, da fast alle ihre eigenhändig geschriebenen Briefe vor ihrer Eheschließung entstanden sind.

chen Jahrgängen, die schon nach 1803 einsetzen, musste von diesem Kriterium Abstand genommen werden, d. h. diese umfassen auch kurze Nachschriften, weil dies häufig die einzigen eigenhändigen Zeugnisse sind.

Tab. 6: Übersicht über die überlieferten, eigenhändigen sowie die transkribierten Briefe Christiana von Goethes.⁷³⁷

Jahr	überlieferte Briefe	eigenhändige Briefe	transkribierte Briefe
1793	13	13	10
1794	–	–	–
1795	10	10	7
1796	14	14	10
1797	31	31	18
1798 ⁷³⁸	37	37	17
1799	30	30	19
1800 ⁷³⁹	18	18	10
1801	9	9	7
1802	32	32	21
1803 ⁷⁴⁰	37	36	12
1804	4	1	1
1805	3	2	2
1806	3	2	2
1807 ⁷⁴¹	2	2	2
1808	10	4	4

⁷³⁷ Briefe, die primär von Schreiberhand geschrieben worden sind und nur eine (meist kurze) egh. Nachschrift enthalten, werden hier als nicht egh. erfasst. So erklärt sich auch die Diskrepanz zwischen den egh. und transkribierten Briefen im Jahr 1810: Für diesen Zeitraum wurden zwei längere Nachschriften als Briefe aufgenommen, weil es ohnehin nur wenige Zeugnisse aus diesem Jahr gibt. Ähnliches gilt für 1815: In diesem Jahr gibt es drei egh. Bestandteile, die formal Nachschriften sind, aber hier als egh. Briefe aufgenommen werden.

⁷³⁸ Die überlieferten Briefe enthalten einen Auftragsbrief, geschrieben von ihrem Bruder, Christian August Vulpius, vom 19. Juni 1798 (GC I, Nr. 184), der in Tab. 6 nicht mitgezählt wurde.

⁷³⁹ Die überlieferten Briefe enthalten einen Auftragsbrief, geschrieben von ihrem Bruder, Christian August Vulpius, vom 5. Mai 1800 (GC I, Nr. 266), der in Tab. 6 nicht mitgezählt wurde.

⁷⁴⁰ An Nicolaus Meyer ist ein Brief überliefert, dessen erste Seite von Schreiberhand (Geist) und dessen zweite Seite egh. von Christiane Vulpius geschrieben wurde (NM6). Dieser wurde als egh. Brief in die Tabelle aufgenommen.

⁷⁴¹ Zusätzlich zu den zwei angegebenen Briefen an Nicolaus Meyer und Catharina Elisabeth Goethe sind zwei weitere nicht egh. Briefe an den Tanzmeister Jean L'Épître (Lépitre) (GSA, Sign.: 37/X,2,3) und an Esther Stock (FDH/FGM, Sign.: Hs-113) erhalten.

Tab. 6 (fortgesetzt)

Jahr	überlieferte Briefe	eigenhändige Briefe	transkribierte Briefe
1809	7	–	–
1810 ⁷⁴²	14	1	3
1811	6	–	–
1812 ⁷⁴³	2	–	–
1813	1	–	–
1814 ⁷⁴⁴	4	–	–
1815 ⁷⁴⁵	12	–	3
1816 ⁷⁴⁶	3	–	–
gesamt	302	239	148

In den Jahren, aus denen sich viele Briefe erhalten haben, ist die Brieflänge im Zusammenhang mit der Lesbarkeit zu sehen, da es nicht selten Interdependenzen zwischen beiden Faktoren gibt. Christiana von Goethes kurze Briefe bzw. Billets von nur wenigen Zeilen Umfang wurden oftmals eilig zu Papier gebracht, wovon der flüchtige Schreibduktus zeugt. Daraus resultieren bei der Transkription zahlreiche unsichere bzw. unterschiedliche Lesungen – ein Grundproblem, das sich bei der Umschrift ihrer Briefe ohnehin stellt, in diesen Fällen aber deutlich häufiger auftritt. Diese alternativen Lesungen bzw. Varianten könnten zwar (mit einem erheblichen Mehraufwand) dokumentiert werden, sie sind aber aufgrund ihrer nicht aufzulösenden Unsicherheit als Basis für eine sprachwissenschaftliche Analyse weniger geeignet bzw. müssen mit der entsprechenden Zurückhaltung interpretiert werden. Deshalb wurden Briefe, in denen die Schreiberin selbst den Vermerk „In Eile“ hinzufügte, aus dem Korpus ausgeschlossen. Gleiches gilt für längere, flüchtig geschriebene Briefe, die besonders häufig unter den Briefen aus Lauchstädt auftreten. Wenn die Anzahl

742 Vgl. Anm. 729.

743 Zusätzlich überliefert sind drei weitere Privatbriefe an Franz Francke in Jena, die von Caroline Ulrich niedergeschrieben worden sind (GMD, Sign.: NW1544a/1977; NW1544b/1977; NW1544c/1977; vgl. auch Monroy: Drei unbekannte Briefe von Christiane Goethe).

744 Von den vier erhaltenen Briefen an Johann Wolfgang von Goethe aus dem Jahr 1814 sind in GC II nur drei ediert. Es fehlt der Brief vom 4. August 1814 (GSA, Sign.: 28/746 St. 4; RA 6/1206; Goethe-Riemer, Nr. 72 [ID: 55004]). Der Inhalt und Duktus des Briefes deuten darauf hin, dass er nicht von Christiana von Goethes diktiert worden ist, sondern möglicherweise nur von ihr in Auftrag gegeben wurde.

745 Vgl. Anm. 729.

746 Zusätzlich überliefert ist ein Brief Christiana von Goethes an ihre vormalige Gesellschafterin Caroline Riemer (geb. Ulrich) vom 14. März 1816 (GMD, Sign.: NW1123/1969).

unsicherer Lesungen ein tolerierbares Maß überschritt, wurden Briefe aufgrund dessen (vor allem in überlieferungsstarken Jahren) nicht in das Korpus aufgenommen.

Die überlieferungsstarken Jahrgänge, zu denen die Jahre 1797 bis 1799 sowie 1802 und 1803 gehören, waren in einem weiteren Sinne gesondert zu behandeln: In diesen Jahren konnten aus arbeitsökonomischen Gründen nicht alle nach den oben genannten Kriterien für transkriptionswürdig befundenen Briefe in das Korpus aufgenommen werden. Bei der Auswahl wurde darauf geachtet, dass die Briefe möglichst viele verschiedenartige Phänome enthielten.

4.1.1.2 Sekundärkorpora

Über das Primärkorpus hinaus wurden zwei weitere Korpora zusammengestellt, in beiden Fällen mit einer erweiterten Quellenbasis: Ein Korpus berücksichtigt alle überlieferten Briefe Christiana von Goethes im Umfang von 254 Briefen; ein zweites umfasst mit 609 Briefen den gesamten überlieferten Briefwechsel des Ehepaares Goethe und erstreckt sich somit auf die Zeitspanne zwischen 1792 und 1816.⁷⁴⁷ Als Quellenbasis dient die von Hans Gerhard Gräf herausgegebene Edition des Ehebriefwechsels, welche digital abrufbar ist.⁷⁴⁸ Diese beiden Korpora werden vor allem für die Untersuchung ausgewählter Aspekte des Beziehungsschreibens herangezogen (Kapitel 4.4), da eine buchstaben- und zeichengetreue Transkription hierfür nur von untergeordneter Bedeutung ist. Die originalgetreuen Schreibweisen treten somit zugunsten einer umfassenderen und zeitlich weiter gefassten Quellenbasis zurück, die es ermöglicht, Entwicklungstendenzen oder Brüche gezielter untersuchen zu können, die ansonsten im Verborgenen blieben. Weicht die Materialbasis vom Primärkorpus ab, wird dies an der entsprechenden Stelle ausgewiesen.

4.1.1.3 Vergleichskorpora – ein Desiderat

Um umfassendere Vergleichsstudien anstellen zu können, wären umfangreiche, ausgewogene Vergleichskorpora wünschenswert, die derzeit noch ein Desiderat darstellen. Es finden sich zwar hier und da digital verfügbare Editionen bzw. Transkriptionen, die man aufgrund ihrer zeitlichen Passung heranziehen könnte. Doch gerade im Bereich der Ego-Dokumente sind für die Zeit um 1800 vor allem

⁷⁴⁷ Es wird anstelle von Sekundärkorpora nicht von Subkorpora (wie in der Korpuslinguistik üblich) gesprochen, da im vorliegenden Fall die sog. Sekundärkorpora eine umfangreichere Quellenbasis aufweisen als das Primärkorpus, während Subkorpora eine zahlenmäßig kleinere Gruppe innerhalb eines größeren Korpus bilden. In der vorliegenden Arbeit ist das kleinere Korpus mit den egh. geschriebenen Briefen das primäre, weil auf diesem der Großteil der Analyse beruht.

⁷⁴⁸ Vgl. Projekt Gutenberg unter <https://www.projekt-gutenberg.org/goethe/br-frau1/br-frau1.html> (08.03.2024) sowie <https://www.projekt-gutenberg.org/goethe/br-frau2/br-frau2.html> (08.03.2024).

digitale oder retrodigitalisierte Editionen verfügbar,⁷⁴⁹ die sich der Korrespondenz von berühmten Männern widmen,⁷⁵⁰ seien es Schriftsteller wie Johann Wolfgang von Goethe,⁷⁵¹ August Wilhelm Schlegel,⁷⁵² Jean Paul⁷⁵³ oder auch Briefe des Forschungsreisenden Alexander von Humboldt⁷⁵⁴ sowie Briefe der Komponisten Wolfgang Amadeus Mozart⁷⁵⁵ und Carl Maria von Weber.⁷⁵⁶

Digitale Textsammlungen, die sich als Referenzkorpora (oder deren Grundlage) für das Neuhochdeutsche verstehen, konzentrieren sich schwerpunktmäßig auf gedruckte Texte. Die wichtigsten historischen Korpora sind verfügbar über das Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (IDS) in Mannheim, das Deutsche Textarchiv (DTA) sowie über das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS). Das Korpus des IDS bietet ein Vergleichskorpus für Studien zur Erforschung der Grammatik und Lexik des Gegenwartsdeutschen für den Zeitraum vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Der Schwerpunkt der digitalen Sammlung liegt auf literarischen Werken (auch von Frauen) sowie auf Sach- und Gebrauchsliteratur.⁷⁵⁷

749 Unter den gedruckten Ausgaben, die vor allem aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert stammen, finden sich auch Editionen, die Briefe von Frauen berücksichtigen oder diesen gewidmet sind. Allerdings sind diese nur in Ausnahmefällen buchstaben- und zeichengetreu, wie sie beispielsweise Albert Köster für die Briefe Catharina Elisabeth Goethes vorgelegt hat.

750 Als jüngst verfügbares digitales, annotiertes Korpus, das in größerem Umfang Ego-Dokumente von Frauen enthält, wären die frühneuzeitlichen Fürstinnenkorrespondenzen zu nennen. Es umfasst 600 annotierte Briefe von ernestinischen Fürstinnen mit einem Schwerpunkt vornehmlich auf dem Zeitraum zwischen 1546 und 1617 (vgl. die Projektbeschreibung und die -ergebnisse unter: <https://gepris.dfg.de/gepris/projekt/145225894> [08.3.2024]; das transkribierte und annotierte Korpus steht zur Verfügung unter: <https://www.laudatio-repository.org/browse/corpus/ZCSVC3MB7CArCQ9CVedt/corpora> [08.03.2024]; die Digitalisate sind zu finden unter: <https://collections.thulb.uni-jena.de>; ebenfalls zugänglich über das Tool ANNIS [https://korpling.german.hu-berlin.de/annis3/#_c=RnVlcnN0aW5uZW5rb3JyZXNwb25kZW56MS4x] [08.03.2024]).

751 Vgl. <https://goethe-biographica.de> (08.03.2024).

752 Vgl. <https://august-wilhelm-schlegel.de> (08.03.2024).

753 Vgl. <https://www.jeanpaul-edition.de> (08.03.2024).

754 Vgl. <https://edition-humboldt.de> (08.03.2024).

755 Vgl. <https://dme.mozarteum.at/briefe-dokumente> (08.03.2024).

756 Vgl. <https://www.weber-gesamtausgabe.de> (08.03.2024). – Eine gute Übersicht über digitale editorische Vorhaben, die stetig aktualisiert wird, bietet Patrick Sahle unter <http://www.digitale-edition.de> (08.03.2024). Aufgenommen werden hier „scholarly editions“, also nicht nur historisch-kritische Editionen im engeren Sinn. Dieser Überblick zeigt, dass Frauenbriefe in den deutschsprachigen Editionen (in diesem Fall mit dem Schwerpunkt auf digitalen sowie digitalisierten Editionen) nach wie vor unterrepräsentiert sind.

757 Vgl. <https://www1.ids-mannheim.de/lexik/abgeschlosseneprojekte/historischeskorpus.html> (08.03.2024). – Ein Subkorpus bildet das GerManC corpus, welches an der University of Manchester erstellt wurde und das unter den acht integrierten Genres aus dem Zeitraum von 1650 bis 1800 auch Privatbriefe enthält (vgl. <https://www1.ids-mannheim.de/fileadmin/lexik/uwv/dateien/>

Das DTA weist mit Drucken aus den Bereichen Belletristik, Gebrauchsliteratur und Wissenschaft vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert einen ähnlichen Fokus auf, hat seinen Datenbestand darüber hinaus aber auch auf Handschriften ausgedehnt.⁷⁵⁸ Über das DWDS sind seit Kurzem auch das von Marko Neumann erstellte Korpus „Soldatenbriefe“ (1745–1872) sowie das von einer Arbeitsgruppe unter Leitung von Markus Schiegg erstellte Korpus „Patientenbriefe“ (1834–1957) abrufbar.⁷⁵⁹

Es lassen sich zweifelsohne noch weitere digitale Ressourcen finden, wofür nicht zuletzt das stetig wachsende Verzeichnis für Briefeditionen CorrespSearch,⁷⁶⁰ welches die Suche in den Metadaten gedruckter und digitaler Briefeditionen ermöglicht, eine große Hilfe darstellt. Dennoch reichen die online und frei verfügbaren Daten nach aktuellem Stand nicht aus, um ein balanciertes Referenzkorpus für Briefe aus der Zeit um 1800 zu erstellen. Dieses müsste im Idealfall auch einen größeren Anteil von Frauenbriefen sowie von weniger geübten Schreiberinnen und Schreibern enthalten und eine diastatische und diatopische Streuung aufweisen. Daraus resultiert die Herausforderung, dass nach wie vor zunächst viele Ressourcen in die Transkription von Texten fließen müssen, um Vergleiche ziehen können.

4.1.1.4 Korpusaufbereitung und -analyse: Schwierigkeiten und Herausforderungen

Voraussetzung für eine computergestützte quantitative Analyse wäre ein Korpus, welches mit einem *Part-of-speech-Tagging* (*Pos-Tagging*)⁷⁶¹ versehen ist. Für historische Sprachstufen des Deutschen gibt es momentan noch keine zuverlässigen automatisierten Taggingverfahren. Die Tools, die bereits für die Gegenwartssprache erprobt sind und mit einer relativ geringen Fehlerquote eingesetzt wer-

GerManC_Documentation.pdf [08.03.2024]; vgl. hierzu auch Durrell, Martin: Textsortenspezifische und regionale Unterschiede bei der Standardisierung der deutschen Sprache. In: Kwekkeboom, Sarah / Waldenberger, Sandra [Hrsg.]: PerspektivWechsel oder: Die Wiederentdeckung der Philologie. Bd. 1: Sprachdaten und Grundlagenforschung in der Historischen Linguistik. Berlin 2016, S. 211–231, insb. 211–214).

⁷⁵⁸ Vgl. <http://www.deutschestextarchiv.de> (03.12.2021).

⁷⁵⁹ Vgl. <https://www.dwds.de/d/k-spezial> (08.02.2024). – Beide Korpora waren erst nach der Fertigstellung der vorliegenden Dissertation verfügbar und konnten somit nicht in die Untersuchung einbezogen werden.

⁷⁶⁰ Vgl. Dumont, Stefan u. a. (Hrsg.): correspSearch – Briefeditionen vernetzen (2.3.0) [Web-service]. Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften 2023, <https://correspSearch.net> (01.03.2024).

⁷⁶¹ Vgl. hierzu u. a. Lemnitzer, Lothar / Zinsmeister, Heike: Korpuslinguistik. Eine Einführung (Narr-Studienbücher). Tübingen: 2., durchges. und aktual. Aufl. 2010, S. 63.

den können, wie der *Tree-Tagger*, basierend auf dem *Stuttgart-Tübingen-Tagset* (STTS), eignen sich nur bedingt für historische Texte bzw. bedürfte deren Anwendung einer nicht unerheblichen Nacharbeit. Auf Grundlage des STTS wurde im Rahmen des *Referenzkorpus Frühneuhochdeutsch* von Stefanie Dipper ein eigenes Tagset, HiTS, für die historischen Sprachstufen des Deutschen entwickelt.⁷⁶²

Aufgrund der genannten Schwierigkeiten eignen sich bislang vor allem semi-automatische Textaufbereitungen, wie sie beispielsweise das Tool *LaKomp*⁷⁶³ ermöglicht. Dieses Werkzeug wurde speziell für frühneuhochdeutsche Texte entwickelt, eignet sich aber auch für neuhochdeutsche Texte mit einem gewissen Variationsspektrum. Allerdings ist auch hier der Arbeitsaufwand aufgrund des händischen Anteils nicht unerheblich.

Für die Vulpus-Briefe wäre theoretisch eine zweite Option denkbar: Um ein automatisiertes Taggingverfahren anzuwenden, wäre es möglich, die edierten Vulpus-Texte zugrunde zu legen. Doch auch hierfür müssten mehrere Überarbeitungsschritte vorgenommen werden, um in der Edition befindliche Abweichungen herauszufiltern und zu beheben. Das betrifft die syntaktischen Strukturen, d. h. die originalgetreuen Satzzeichen müssten abgebildet werden, Emendationen wären zu tilgen und eine orthographische Modernisierung⁷⁶⁴ der 1916 veröffentlichten Texte wäre vorzunehmen. Um bei den so zu erreichenden strukturellen Analysen letztlich mit den Originaltexten respektive transkribierten Texten arbeiten zu können, müssten diese als eine zweite Spur vergleichend gegenübergestellt werden, wie es beispielsweise der Partitur-Editor *EXMARaLDA* ermöglicht.⁷⁶⁵ Für die Durchführung umfassender Analysen wäre eine Mehrebenenannotation notwendig, wie sie beispielsweise im Projekt *Fürstinnenkorrespondenzen* vorgenommen wurde.⁷⁶⁶

⁷⁶² Vgl. dazu Dipper, Stefanie u. a.: HiTS: Ein Tagset für historische Sprachstufen des Deutschen. In: *Journal for Language Technology and Computational Linguistics* 28 (2013), Heft 1, S. 85–137.

⁷⁶³ Vgl. <https://lakomp.uzi.uni-halle.de> (01.03.2024); vgl. hierzu auch Aehnlich, Barbara / Witzenhäusen, Elisabeth: Review zu *LaKomp*. Lemmatize, annotate and compare texts in non-standardized languages. *RIDE* (2015), doi: 10.18716/ride.a.15.7 (01.03.2024).

⁷⁶⁴ Dies wäre automatisiert mit dem vom DTA entwickelten Tool CAB zu realisieren. Das Programm wurde für eine fehlertolerante, linguistische Analyse von historischen Texten entwickelt. Dabei setzt CAB „verschiedene regelbasierte und stochastische Verfahren ein, um historische Schreibvarianten auf äquivalente ‚kanonische‘ moderne Wortformen abzubilden.“ (Software im Deutschen Textarchiv. In: *Deutsches Textarchiv. Grundlage für ein Referenzkorpus der neuhochdeutschen Sprache*. Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 2024, <https://www.deutschestextarchiv.de/doku/software>; 22.03.2024).

⁷⁶⁵ Vgl. <https://exmaralda.org/de> (22.03.2024).

⁷⁶⁶ Vgl. Prutscher, Daniela / Seidel, Henry: Mehrebenenannotation frühneuzeitlicher Fürstinnenkorrespondenzen – ein Arbeitsbericht. In: Brandt, Gisela (Hrsg.): *Bausteine zu einer Ge-*

Nach umfassender Erprobung wurden die beiden letztgenannten Verfahren, insbesondere die Arbeit mit *EXMARaLDA*, zwar als praktikabel und vielversprechend befunden, waren jedoch aufgrund des großen Arbeits- und Zeitaufwandes nicht umsetzbar. Zudem weisen die Vulpius-Briefe in ihrem graphischen Befund zahlreiche Zweifelsfälle auf, die zwei oder gar mehrere Lesungen zulassen, sodass die Auswertung einigen Einschränkungen unterliegt. Diese Argumente sprachen in letzter Konsequenz durch ihr ungünstiges Verhältnis von Aufwand und Nutzen gegen ein solches Verfahren. Somit liegt kein XML-basiertes, annotiertes Korpus vor. Für die quantitativen Analysen wurde deshalb auf das Konkordanztool *AntConc*⁷⁶⁷ zurückgegriffen. Für einige Analyseschritte war ein Zwischenschritt über die normalisierten Texte notwendig, um Belege erfassen zu können. Hierfür wurde eine Synopse der normalisierten mit den transkribierten Texten erstellt, worüber die Quellenbelege in den Transkriptionen aufgefunden werden konnten.

4.1.2 Chirographische und graphetische Charakteristika und daraus folgende Implikationen für die Textkonstitution

Die Transkription der Briefftexte wurden buchstaben- und zeichengetreu angefertigt, soweit dies unter Berücksichtigung chirographischer Eigenheiten bzw. der individuellen Realisierungsformen von Graphen möglich ist.⁷⁶⁸ Das heißt, es wurde soweit wie möglich auf jede Art der Vereinheitlichung verzichtet; es wurden keine Eingriffe in Lautstand, Orthographie und Interpunktion vorgenommen. Fehlende Wörter, Buchstaben oder Satzzeichen wurden nicht ergänzt und keine Emendationen vorgenommen. Die handschriftlichen Charakteristika von Christiana Vulpius begünstigen allerdings einen recht breiten Interpretationsspielraum für die Umschrift. Der Umgang damit wird nachfolgend für die wichtigsten

schichte des weiblichen Sprachgebrauchs X. Texte – Zeugnisse des produktiven Sprachhandelns von Frauen in privaten, halböffentlichen und öffentlichen Diskursen vom Mittelalter bis in die Gegenwart. Internationale Fachtagung Paderborn 04.–07.09.2011 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik, 457). Stuttgart 2012, S. 109–124.

⁷⁶⁷ <https://www.laurenceanthony.net/software/antconc> (22.03.2024).

⁷⁶⁸ Die nachfolgenden Ausführungen basieren teilweise auf Ausführungen in der Examensarbeit der Verfasserin (vgl. Stehfest: Bildung und Sprache der Christiane Vulpius, S. 95–108). Hier liegt allerdings ein weitaus umfangreicheres Quellenkorpus zugrunde, die Analysekriterien wurden deutlich erweitert und kontextualisiert.

Fälle dargelegt. Die Verzeichnung der Graphie, von undeutlichen Schreibweisen, von Korrekturen und Tilgungen etc. bildet eine unverzichtbare Voraussetzung für die darauf aufbauende sprachliche Analyse.

Es erfolgte grundsätzlich eine Einzelfallentscheidung nach bestem Wissen und Gewissen basierend auf der Kenntnis der individuellen Handschrift, in dem Bewusstsein, dass auch andere Lesungen möglich wären. Diese Schwankungsbreite muss bei der Analyse berücksichtigt werden.

Die Beurteilungen der Handschrift von Christiana Vulpius fallen recht unterschiedlich aus: Während Sigrid Damm urteilt: „Ihre späteren Schriftzüge, ebenmäßig und schön, wenngleich nicht gestochen, lassen auf Schönschriftübungen schließen.“,⁷⁶⁹ entgegnet Ingo Reiffenstein: „[S]ehr erfolgreich können die m. E. nicht gewesen sein.“⁷⁷⁰ In der Tat erscheinen „Schönschriftübungen“ weder nach dem Handschriftenbefund noch nach allem, was man zur (Schreib-)Ausbildung von Christiana Vulpius annehmen kann, wahrscheinlich.

Ebenso wenig kann dem Urteil Bernhard Suphans beigespflichtet werden, der Christiana Vulpius' Schrift als „hastig“ und „unordentlich“⁷⁷¹ charakterisiert. Dies trifft nämlich nur auf einen Teilbestand der überlieferten Briefe zu, insbesondere auf jene, die sie – wie sie in diesen Fällen selbst vermerkt – in Eile zu Papier gebracht hatte oder die sie aus Lauchstädt schrieb, wenn sie oftmals nach durchtanzten Nächten noch zur Feder griff. Manche dieser Briefe sind im Detail schwer zu entziffern. Im Großen und Ganzen erscheint Christiana Vulpius' Handschrift aber flüssig⁷⁷² und zumeist sicher, obgleich die Schriftzüge hin und wieder einen etwas unruhigen Charakter aufweisen.

Wenig verwunderlich sind gewisse Ermüdungserscheinungen, die offenbar im Laufe des Schreibprozesses auftraten. Diese äußern sich in einer zunehmend flüchtiger werdenden Schrift, vor allem mit weiter auseinanderliegenden Buchstaben oder größeren Zeilenabständen. Dieser Effekt ist nicht ungewöhnlich und tritt auch bei anderen Schreiberinnen und Schreibern in längeren Briefen auf.⁷⁷³ Insbesondere bei Christiana Vulpius, die in der Regel nicht täglich oder mehrfach wöchentlich längere Schreiben verfasste, sind diese Ermüdungserscheinungen zu erwarten,

⁷⁶⁹ Damm: Christiane und Goethe, S. 44.

⁷⁷⁰ Reiffenstein: Frauenbriefe, hier Anm. 19, S. 295.

⁷⁷¹ Suphan, Bernhard: Anmerkungen der Herausgeber. In: Goethe-Jahrbuch 1889, S. 70–89, hier S. 71.

⁷⁷² Vgl. hierzu auch: Reiffenstein: Frauenbriefe, Anm. 19, S. 295.

⁷⁷³ Vgl. auch Schiegg: Flexible Schreiber, S. 268 und 491.

da auf Phasen häufiger, teilweise täglicher Schreibtätigkeit während Goethes oder ihrer eigenen Abwesenheit immer wieder längere Schreibpausen folgten.

Nachfolgend werden Besonderheiten der Handschrift bzw. Graphie Christiana von Goethes aufgeführt und beschrieben, woraus sich Konsequenzen für die Textkonstitution ergeben. Der Schwerpunkt liegt hierbei auf der paläographischen und graphetischen Ebene,⁷⁷⁴ d. h. es wird versucht, Transkriptionsentscheidungen anhand graphisch distinktiver Merkmale offenzulegen. Dabei ist zu differenzieren: Nicht alle Unsicherheiten, die sich für die Transkription ergeben, sind auf die Eigenheiten der Handschrift unserer Schreiberin zurückzuführen; einige haben ihren Ursprung in der Kurrentschrift des 18. Jahrhunderts. So ist beispielsweise die Unterscheidung von Groß- und Kleinschreibung bestimmter Graphen wie *d/D*, *g/G*, *v/V*, *w/W* zum überwiegenden Teil aufgrund der Ähnlichkeit von Minuskel und Majuskel in der Kurrentschrift generell schwierig, da vor allem die Buchstabengröße als distinktives Merkmal fungiert. In den Individualhandschriften der Zeit ist dieser Unterschied häufig kaum zu erkennen. Bei einer weniger routinierten Schreiberin wie Christiana Vulpius kann zudem nicht a priori davon ausgegangen werden, dass sie sich an die damaligen Konventionen der Groß- und Kleinschreibung hielt, die nur von einem kleinen, sehr schreibgeübten Personenkreis beherrscht wurden. Nach eingehender Beschäftigung mit den chirographischen Besonderheiten hat sich der Eindruck verfestigt, dass die Schreiberin mehrheitlich zur Kleinschreibung von Substantiven neigte. Dies wird dementsprechend in der Transkription berücksichtigt, d. h. es werden nur dann Majuskeln gesetzt, wenn diese eindeutig als solche zu erkennen sind. Im Zweifel werden Minuskeln gewählt.

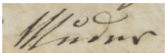
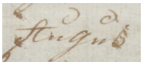
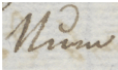
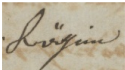
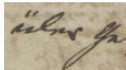
774 Im Bereich der Graphetik und Graphematik ist eine uneinheitliche und teilweise widersprüchliche Verwendung der Terminologie zu beklagen, die Missverständnisse zur Folge haben kann. Einen gelungenen Überblick über die verschiedenen Disziplinen und deren Gegenstände legte jüngst Michael Elmentaler vor, an dem sich das in der vorliegenden Arbeit zugrundeliegende Begriffsverständnis orientiert (vgl. ders.: *Historische Graphematik des Deutschen. Eine Einführung* (Narr Studienbücher). Tübingen 2018, S. 23–32). Für einen Überblick über Grundbegriffe der Graphematik und auch Graphetik vgl. ebd., S. 212–229. Allerdings wird in der nachfolgenden Darstellung der Begriff des *Graphs* etwas weiter gefasst und bereits als die konkrete Realisationsform des Buchstabens gesehen; es wird demzufolge nicht durchgehend von Graphvarianten oder Realisierungsformen von Graphen gesprochen. Der Begriff *Graphie* meint in Abgrenzung von Elmentalers Terminologie nicht feste Buchstabenverbindungen in Bezug zum Lautsystem, sondern die Schreibung im Allgemeinen. Eine Abstraktionsebene darüber ist das Graphem angesiedelt, welches „die Verbindung einer Graphie mit dem ihr zugeordneten historischen Bezugs laut“ meint (vgl. ebd., S. 221).

Nachfolgend werden die wichtigsten Eigenheiten der Schreiberhand von Christiana Vulpius an konkreten Fallbeispielen dargelegt und der Umgang damit erläutert.

4.1.2.1 Schreibung von Majuskeln

Der Schreiberin waren Majuskeln grundsätzlich vertraut, jedoch verwendete sie diese verhältnismäßig selten, gelegentlich zudem in einer ungewöhnlichen äußeren Form; die Schreibung der Majuskeln weicht in manchen Fällen von jener der typischen deutschen Kurrentschriftzeichen ab und erinnert oftmals an die lateinischen Graphen, was am auffälligsten bei den Graphen *M* und *N* sowie gelegentlich auch bei *A*, *R* und *K* ist (vgl. Tab. 7). Unsicherheiten in der Federführung weisen die Majuskeln *K* sowie teilweise *P* auf (vgl. Tab. 7); ihr Erscheinungsbild kommt dem der Kurrentgraphie dennoch recht nahe. Für die Großbuchstaben *R* und teilweise *G* sowie *A* erscheinen bei ihr wiederholt Schreibvarianten, die bei der Transkription Schwierigkeiten bereiten bzw. in ihrer abweichenden Schreibung nicht wiedergegeben werden können, weil sie i. e. S. keinem Äquivalent in einem gängigen Buchstabeninventar entsprechen, weder in deutscher noch in lateinischer Kurrentschrift. Als Beispiel sei auf ein Wort verwiesen, welches in Christiana Vulpius' Briefen sehr häufig vorkommt: die Partikel *recht*. Der Anfangsbuchstabe dieses Wortes erinnert in seiner Ausführung am ehesten an eine hybride Erscheinung aus der Majuskel *R* und der Minuskel *r* (vgl. Tab. 7). Genauer meint dies, dass der Großbuchstabe *R*, der wiederum eher dem lateinisch gedruckten *R* als dem der deutschen Schrift gleicht, von seiner Größe her als Kleinbuchstabe realisiert wird. Ähnliches gilt für die Schreibung der Minuskel *g*, die häufig in ihrer Größe an die Majuskel heranreicht oder zwischen Minuskel und Majuskel liegt (vgl. Tab. 7). Die Schreibung des *A* variiert zwischen der lateinischen Variante und einer Form, die stärker dem deutschen Kurrentgraph gleicht. Auch das Graph für das *H* erscheint oftmals ungewöhnlich, ist aber vermutlich eine vereinfachte Form des Kurrentgraphs.

Tab. 7: Schriftproben von Majuskeln aus dem Korpus.

<i>M</i> :		<i>A</i> :		<i>R/r</i> :	
<i>N</i> :		<i>K</i> :		<i>G/g</i> :	

Die Schriftzüge der Großbuchstaben deuten in der Regel auf Unsicherheiten in der Federführung hin, zum Teil wirken sie etwas ungenau. Darüber hinaus sind nicht selten Korrekturen zu erkennen, d. h. eine Minuskel wurde nachträglich von der Schreiberin zu einer Majuskel verbessert. Diesen Befunden zufolge liegt die Vermutung nahe, dass Christiana von Goethe die Schreibung und Verwendung von Majuskeln wahrscheinlich nicht in umfassender Form erlernt hatte. Ihr ist die Differenzierung zwischen Groß- und Kleinschreibung selbstverständlich bekannt (nicht zuletzt aus der Buchlektüre), aber eine systematische Anwendung der Großschreibung nach den Konventionen im ausgehenden 18. Jahrhundert erfolgte nicht. Das ist kaum verwunderlich für eine weniger geübte Schreiberin, da die Groß- und Kleinschreibung in dieser Zeit noch nicht vollständig normiert war.⁷⁷⁵

Es wäre denkbar, dass sie sich bei der Schreibung von *M*, *N* und teilweise auch von *K*, *R*, *A* an der gedruckten Schrift, und zwar nicht an der gebrochenen Fraktur-, sondern an der runden Antiqua-Type, orientierte, die im 18. Jahrhundert beide in Drucktexten verwendet wurden.⁷⁷⁶ Eine Mischung aus deutschen und lateinischen Buchstabenformen ist insbesondere bei wenig geübten Schreibern keine Seltenheit.⁷⁷⁷ Da in dem untersuchten Korpus keine Wörter vorkommen, die vollständig in lateinischer Schrift geschrieben sind, ist davon auszugehen, dass Christiana von Goethe den für das Deutsche seit dem 16. Jahrhundert typischen

⁷⁷⁵ Vgl. Rädle, Karin: Groß- und Kleinschreibung des Deutschen im 19. Jahrhundert. Die Entwicklung des Regelsystems zwischen Reformierung und Normierung (Sprache, Literatur und Geschichte, 24). Heidelberg 2003, S. 14.

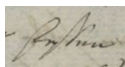
⁷⁷⁶ Im deutschsprachigen Raum wurden im 18. Jahrhundert zwei verschiedene Drucktypen verwendet: Die „lateinischen“, aus dem römischen Schrifttum abgeleiteten Antiqua-Lettern und die verschnörkelten und tintenintensiven „deutschen“ Frakturbuchstaben, die sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts entwickelt hatten. In das 18. Jahrhundert fiel der sogenannte Typen- oder Antiqua-Fraktur-Streit. (vgl. hierzu in Kurzform: Böhmer, Sebastian: Schreiben. In: Ders. u. a. [Hrsg.]: Weimarer Klassik. Kultur des Sinnlichen. Katalog zur Ausstellung vom 16. März bis 10. Juni 2012. Berlin / Weimar 2012, S. 266–323, insb. S. 320–322; ausführlicher: Füssel, Stephan: Georg Joachim Götschen. Ein Verleger der Spätaufklärung und der deutschen Klassik. Bd. 1: Studien zur Verlagsgeschichte und Verlegertypologie in der Goethe-Zeit. Berlin / New York 1999; Killius, Christina: Die Antiqua-Fraktur-Debatte und ihre historische Herleitung (Mainzer Studien zur Buchwissenschaft, 7). Wiesbaden 1999; Unseld, Siegfried: Goethe und seine Verleger. Frankfurt a. M. / Leipzig 1991.) – Dass diese Debatte breit geführt wurde, zeigen beispielsweise die Briefe von Goethes Mutter, die am 15. Juni 1794 anlässlich des Drucks von *Wilhelm Meisters Lehrjahre* schrieb: „Auch verdient Herr Unger Lob und Preis wegen des herrlichen Papiers und der unübertreffbaren Lettern – froh bin ich über allen Ausdruck, daß deine Schriften alte und neue nicht mit den mir so fatalen Lateinischen Lettern das Licht der Welt erblickt haben – bey dem Römischen Carneval da mag's noch hingehen – aber sonst im übrigen bitte ich dich bleibe deutsch auch in den Buchstaben –“ (Die Briefe der Frau Rath Goethe, Bd. 1, S. 261 f.).

⁷⁷⁷ Vgl. Süß, Harald: Deutsche Schreibschrift. Lesen und Schreiben lernen. München 2002, S. 19.

Schriftwechsel zwischen deutschen und lateinischen Kursiven bei Fremdwörtern⁷⁷⁸ nicht beherrschte.

Schwierig ist oftmals, wie bereits oben beschrieben, die Unterscheidung zwischen den Majuskeln und ihren kleingeschriebenen Pendants der recht frequenten Graphie *d/D*, *g/G*, *w/W* und teilweise auch *t/T* aufgrund der generellen Ähnlichkeit in der deutschen Kurrentschrift. Hinzu kommt eine nicht selten wenig distinktive Graphie der Schreiberin selbst. Zu den ebenfalls in Groß- und Kleinschreibung deutliche Ähnlichkeiten aufweisenden Graphen *Q*, *U*, *V*, *Y* und *Z* können aufgrund des seltenen Vorkommens keine Aussagen getroffen werden.

Eine besondere Schwierigkeit scheint für die Schreiberin gelegentlich bei der Schreibung der Majuskel *E* und dem nachfolgenden Anschluss zu bestehen. So gleicht der nachfolgende Buchstabe einem weiteren *e* in Minuskelform, was rein mechanisch gelesen zur Kombination *Ee* führen würde:



Die Deutung dieses Charakteristikums und damit die Transkriptionsentscheidung sind in diesem Fall besonders schwierig. Es wurde so verfahren, dass *Ee* ausschließlich in den Fällen transkribiert wurde, in welchen eine eindeutige Minuskel *e* zu erkennen ist. In allen anderen Fällen wird von Anschlusschwierigkeiten in der Federführung nach Majuskeln ausgegangen, da diese verhältnismäßig selten vorkommen. Das heißt, dann wird kein *e* eingefügt.

Die Problematik der Majuskelschreibung betrifft keineswegs nur wenig routinierte Schreiberinnen und Schreiber. Selbst bei geübten Schreibern traten gewisse Unsicherheiten in der Graphie auf, wie beispielsweise Korrekturen in den Briefen des jungen Goethe zeigen. Allerdings sind editorische Entscheidungen bei diesem Personenkreis leichter zu treffen, da bei geübteren Schreibern meist davon ausgegangen wird, dass sie nach den gängigen Schreibkonventionen (wie Großschreibung von Nomina) verfahren; d. h. die Unterscheidung der allographischen Varianten von Minuskel und Majuskel wird in der Regel mit Blick auf die

⁷⁷⁸ Interessant erscheint in diesem Zusammenhang eine Abbildung aus einem Schulheft von drei Kindern aus dem Zeitraum von ca. 1764–1779, anhand derer der Schriftwechsel von deutscher zu lateinischer Schrift von Böhm / Gessinger untersucht wurde (vgl. Böhm, Manuela / Gessinger, Joachim: Schriftwechsel. In: Baumann, Monika / Ossner, Jakob [Hrsg.]: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie. Schreibfähigkeiten [OBST, 67]. Oldenburg 2004, S. 11–48, hier S. 23). Es zeigen sich in dem abgedruckten Ausschnitt deutliche Unsicherheiten bei lateinischen Schreibweisen. Hier wirkt die Federführung sehr viel unsicherer als bei den Zeilen in deutscher Schrift (vgl. Böhm/Gessinger: Schriftwechsel, S. 11 f.).

normative funktionale Markierung der Majuskel getroffen.⁷⁷⁹ Diese Annahme, die oftmals noch über die Groß- und Kleinschreibung hinausgeht und auf die Orthographie generell ausgedehnt wird, fungiert im editorischen Bereich wesentlich als Entscheidungshilfe in Zweifelsfällen. Solcherlei Vorannahmen sind jedoch bei weniger routinierten Schreiberinnen und Schreibern wie Christiana Vulpius unzulässig und stellen somit eine größere Herausforderung hinsichtlich der Textkonstitution und der Rechtfertigung der jeweiligen Entscheidung dar. Bei Frauenbriefen scheinen solcherlei Vorannahmen generell seltener eine Rolle zu spielen, weil die Erwartungshaltung eine andere ist: Man vermutet bei Schreiberinnen von vornherein wegen einer meist schlechteren Ausbildung der Töchter stärkere orthographische Abweichungen als bei den Söhnen bzw. Männern.⁷⁸⁰

4.1.2.2 Kontamination am Beispiel der Graphie <e>, <n> und <m>

Unsichere Lesungen, die vor allem Wortendungen betreffen, resultieren aus einem Zusammenspiel von grundsätzlichen Ähnlichkeiten der Kurrent-Graphie sowie chirographischen Eigenheiten der Schreiberhand. Das betrifft zunächst die Graphie *e* und *n*, deren zunehmende Angleichung im Erscheinungsbild Heribert Sturm für das 17. und 18. Jahrhundert folgendermaßen beschreibt:

Die Buchstaben im einzelnen verändern sich kaum, nur das *e* erfährt eine späte Abänderung in der Weise, daß die schräg parallel gelegten Mittellinienstriche (oder Strichansätze), die in der vorhergegangenen Zeitspanne bereits miteinander verbunden worden sind, im Schwung des Schreibens weiter auseinanderzurücken und sich allmählich in Angleichung an das *n* im Mittellinienraum aufstellen. Der Buchstabe sieht dann einem *n* zum Verwechseln ähnlich, unterscheidet sich aber von diesem alsbald durch engeres Aneinanderrücken der Schäfte in der dem Buchstaben unserer Kurrentschrift gegebenen Form.⁷⁸¹

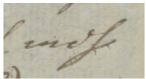
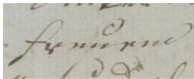
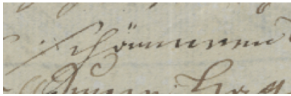
⁷⁷⁹ Zur begrifflichen Bestimmung von Minuskel und Majuskel vgl. auch Gallmann, Peter: Graphische Elemente der geschriebenen Sprache. Grundlagen für eine Reform der Orthographie (Reihe Germanistische Linguistik, 60). Tübingen 1985, S. 11 f.

⁷⁸⁰ Für die Editionswissenschaft wären mögliche Abweichungen in den Editionsprinzipien oder zumindest Vorannahmen, die eine geschlechtsspezifische Komponente haben könnten, ein interessanter Untersuchungsgegenstand; oder anders gefragt: Werden Frauen- und Männerbriefe (oder auch andere Textgattungen, die auf einer Manuskriptfassung basieren) nach denselben Maßstäben ediert? Eine solche Reflexion der Editionsprinzipien ist besonders für Quellen von weniger schreibgeübten Personen interessant. Das Beispiel der Vulpius-Briefe ist hierfür aussagekräftig. In den letzten Jahren ergaben sich mehrere Gelegenheiten, über Transkriptionen dieser Briefe mit erfahrenen Editorinnen und Editoren zu sprechen und einzelne Briefe von ihnen transkribieren zu lassen. Es zeigte sich, dass dabei teilweise erhebliche Abweichungen zustande kamen, was vor allem an den oftmals sehr individuellen Buchstabenformen liegt.

⁷⁸¹ Sturm, Heribert: Unsere Schrift. Eine Einführung in die Schriftkunde (Grundwissen Genealogie, 1). Neustadt an der Aisch 2015, S. 104 und 106.

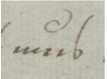
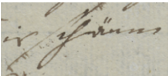
In den eigenhändigen Briefen von Christiana Vulpius ist das beschriebene „Aneinanderrücken der Schäfte“ des <e> oftmals wenig ausgeprägt oder gar nicht ausgeführt, was eine Abgrenzung zum Nasal erschwert. Zudem scheint die Schreiberin die Anzahl der vertikalen Grundstriche („Bögen“) teilweise willkürlich zu setzen, sodass eine Unterscheidung von *e*, (Doppel-) *n* oder *m* oftmals kaum möglich ist, insbesondere wenn man zusätzlich dialektale Besonderheiten in die Überlegungen einbezieht.⁷⁸² Häufig setzt die Schreiberin drei Bögen, die nicht ausschließlich für das Graph <m> stehen, sondern je nach Kontext auch *n*, *en* oder *nn* bedeuten können, wie die folgenden Beispiele illustrieren (vgl. Tab. 8). Oftmals scheint die Schreiberin einen zusätzlichen Auf- oder Abschwungbogen zu verwenden, was nicht nur für die Nasale gilt, sondern teilweise auch für das *u*.

Tab. 8: Schriftproben aus dem Korpus und ihre Lesungen I.

Beispiel	Lesungen
<i>n</i> am Wortanfang	ohne Berücksichtigung der chirographischen Besonderheiten: [moh] mit Berücksichtigung der chirographischen Besonderheiten: noch
	[mehmm] nehm
<i>en</i> am Wortende	[freuem] freuen
	
„Bögen“ im Wortinneren	präferierte Lesung: schönennen , andere Varianten möglich
	

⁷⁸² Interessanterweise berichtet auch der Herausgeber der Briefe von Christian August Vulpius von Unregelmäßigkeiten beim Nasalbalken, sodass sich auch bei Christianas Bruder Doppel-*n* und Doppel-*m* häufig nicht unterscheiden lassen. Der Editor vereinheitlicht in diesem Fall und betont, dass es sich dabei nicht um eine „Normalisierung im Sinne einer Quasi-Modernisierung“ handelt (vgl. Christian August Vulpius, Bd. 2, S. 7).

Tab. 8 (fortgesetzt)

Beispiel	Lesungen
zusätzlicher Aufschwung beim <i>u</i> 	[ums] <i>uns</i>
<i>en</i> oder <i>nn</i> 	[schöem] <i>schöen, schön</i>

Es ist fraglich, ob die Schreiberin damit in jedem Fall ein konkretes Graph realisierte oder ob dieses Zeichen nicht vielmehr in allgemeiner Bedeutung für eine Wortendung oder auch einen Nasal stehen könnte. Diese Überlegung hat nicht zuletzt deshalb ihre Berechtigung, weil die offenbar eher willkürlich gesetzten Bögen teilweise auch am Wortanfang oder innerhalb eines Wortes stehen, ohne dass sie an dieser Stelle auf irgendeine Art und Weise motiviert zu sein scheinen. Aufgrund der Amalgamierung von Zeichen könnte man analog zur Terminologie in der Morphologie von „Kontamination“ bzw. „Portmanteau-Zeichen“ oder „buchstaben“ sprechen.⁷⁸³ In seinem Ursprungsbereich bezeichnet dieser Begriff die Verschmelzung zweier Lexeme zu einem neuen Wort.⁷⁸⁴ Hermann Paul, der den Begriff der Kontamination geprägt hat,⁷⁸⁵ definiert diesen Vorgang so, „dass zwei *synonyme oder irgendwie verwandte Ausdrucksformen* sich neben einander ins Bewusstsein drängen, so dass keine von beiden rein zur Geltung kommt, sondern eine neue Form entsteht, in der sich Elemente der einen mit Elementen der andern mischen.“⁷⁸⁶ Paul beschreibt diesen Prozess zunächst als individuell und momentan. Eine Kontamination geht demzufolge, wie auch in anderen Bereichen üblich, erst durch Wiederholung sowie das „Zusammentreffen verschiedener Individuen“⁷⁸⁷ von der individuellen, spontanen auf die usuelle Ebene über. Übertragen auf die be-

783 Für den Hinweis auf eine Analogie zu Portmanteau-Wörtern danke ich PD Dr. Johannes Barth.

784 Vgl. Art. „Kontamination“, in: Metzler Lexikon Sprache. Hrsg. von Helmut Glück und Michael Rödel. Stuttgart: 5., aktual. und überarb. Aufl. 2016, S. 362.

785 Vgl. zur Terminologie auch Friedrich, Cornelia: Kontamination – Zur Form und Funktion eines Wortbildungstyps im Deutschen 2008 (Diss. masch.), S. 21–23, <https://d-nb.info/991329481/34> (03.04.2024).

786 Paul, Hermann: Prinzipien der Sprachgeschichte (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft, 6). Tübingen ¹⁰1995, S. 160 (Hervorhebung im Original).

787 Ebd.

schriebenen chirographischen Besonderheiten von Christiana Vulpius kann man Graphe als Portmanteau-Buchstaben bezeichnen, die in ihrer äußeren Gestalt Ähnlichkeiten aufweisen und sich so miteinander vermischen, dass eine neue Form entsteht oder dass sich die einzelnen Elemente nicht hinreichend voneinander unterscheiden lassen.

Für die Textkonstitution bedeutet das, dass beispielsweise Endungen nicht eindeutig lesbar sind; es gibt also oftmals keine unstrittige Lesung, sondern zuweilen mindestens zwei Varianten. In diesen Fällen wurde die standardnahe oder -nähere Umschrift gewählt. Das gilt insbesondere für die Fälle, in denen es keine stärkeren Indizien für eine abweichende Schreibung als für die standardnähere gibt. Die recht zahlreichen unsicheren Lesungen (womit nicht intendiert ist, dass es eine „richtige“, eindeutige Lesung gibt) führen dazu, dass bestimmte Bereiche von der Analyse ausgeschlossen werden müssen. Das betrifft besonders grammatikalische Bestimmungen wie die Frage nach der Verwendung von Dativ oder Akkusativ.

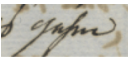
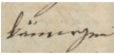
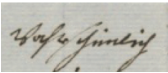
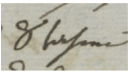
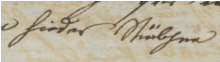
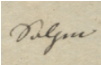
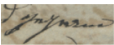
4.1.2.3 Abgrenzungsprobleme bei *g*, *ch* und *j* durch reduzierte Schreibweisen

Ähnliche Abgrenzungsprobleme wie die bereits beschriebenen bestehen zwischen den Graphen *g*, *ch* und *j*, obwohl diese in der deutschen Kurrentschrift eindeutige, distinktive Merkmale aufweisen. Sie zählen deshalb auch nicht zu den beschriebenen Portmanteau-Buchstaben, denn dieses Phänomen beruht ausschließlich auf den Eigenheiten der Handschrift von Christiana Vulpius. Oft ist ein Buchstabe so stark reduziert geschrieben, dass nicht eindeutig entschieden werden kann, ob es sich um *g* handelt (welchem die Wölbung des Bogens fehlt) oder um ein *ch* (bei dem das *c* nicht realisiert wurde und die Unterlänge des *h* geringer ausgeprägt ist)⁷⁸⁸ oder um ein *j* (bei dem der Punkt fehlt) (vgl. Tab. 9). Hinzu kommt, dass die Gefahr eines Zirkelschlusses besteht, der auf Rückschlüssen zu einer regionalsprachlichen Prägung basiert. Eine solche darf jedoch nicht vorausgesetzt werden und ist auch nicht in systematischer Weise zu erwarten.

Ein durchgehendes System, nach dem sich relativ sicher Fälle der einen oder anderen Verwendung bestimmen lassen, ist nicht erkennbar. In diesen Fällen erweist sich wie oben bereits erwähnt die dialektale Prägung der Schreibsprache von Christiana Vulpius als Herausforderung. Diese kann für die Transkription

⁷⁸⁸ Der Ausfall des *c* in *ch*-Verbindungen ist keine Seltenheit: In Briefen, die in deutscher Kurrentschrift geschrieben sind, wird das *c* in der Kombination *ch* häufig nicht ausgeführt oder nur angedeutet respektive undeutlich verschriftet. Dies ist unabhängig von der Schreibroutine und wird u. a. von Markus Schiegg für Briefe von psychisch erkrankten Personen konstatiert (vgl. Schiegg: Flexible Schreiber, S. 294), tritt aber genauso auch in Johann Wolfgang von Goethes eigenhändig geschriebenen Briefen auf.

Tab. 9: Schriftproben aus dem Korpus und ihre Lesungen II.

Beispiel	Lesungen
	<i>g</i> (sichere Lesung): <i>gehe</i>
	<i>g</i> (sichere Lesung): <i>kämergen</i> (<Kämmerchen>)
	<i>g</i> (unsichere Lesung): <i>da[g]en</i> (<Tagen>) Alternative: <i>ch</i>
	<i>g</i> (unsichere Lesung): <i>heude[g]e</i> (<heutige>) Alternative: <i>j</i>
	<i>ch</i> (sichere Lesung): <i>wahrscheinlich</i>
	<i>ch</i> (unsichere Lesung): <i>8 tachen</i> (<Tagen>)
	<i>ch</i> (unsichere Lesung): <i>hinder Stüb[ch]en</i> Alternative: <i>g</i>
	<i>j</i> (sichere Lesung): <i>Jar</i> (<Jahr>)
	<i>j</i> (sichere Lesung): <i>jene</i>
	unsichere Lesung <i>g/j</i> : <i>Sol[g/j]en</i> (<solchen>)
	unsichere Lesung <i>g/j</i> : <i>ge[g/j]ean</i> (<gegangen>)

nicht vorausgesetzt werden, um anschließend anhand des konstituierten Textes die dialektalen Elemente zu untersuchen.

4.1.2.4 Universale Verwendung des Graphs *v* für die Grapheme <*v*> und <*w*>

Grundsätzlich differenziert Christiana Vulpius in ihren Briefen zwischen dem Graph *v* und *w*; sie kennt und verwendet also beide Graphen. Allerdings erfolgt die Unterscheidung nicht konsequent und es tritt überwiegend die Graphie *v* auf, und zwar nicht nur für das Graphem <*v*>, sondern auch für <*w*>. Gelegentlich kommen Graphen vor, die wie hybride Erscheinungen aus beiden Graphen wirken. Generell wird die Graphie *v* häufiger verwendet als *w*, was sicher nicht zuletzt auf eine gewisse Schreibökonomie zurückzuführen ist, da das Kurrent-*w* in seiner Schreibung deutlich aufwendiger ist als das *v*. Außerdem entsteht das Graph *w* im Schreibprozess durch eine Verdopplung des Graphs *v*. In seltenen Fällen be-

nutzt die Schreiberin das Graph *w* anstelle des *v*. Sie scheint beide Graphen parallel oder nahezu synonym zu gebrauchen. Anders formuliert könnte man sagen, dass im Schriftsystem von Christiana Vulpius für die Grapheme <w> und <v> die Graphen *v* () und *w* () jeweils als Allographe auftreten, wobei die Schreiberin für beide Grapheme das Graph *v* häufiger verwendet.

In der Transkription werden beide Graphen unterschieden. In der Analyse wird diese Differenzierung jedoch nicht berücksichtigt, um einer Diagnose beispielsweise als phonologische Interferenzen oder dialektale Übertragungen in die Schriftsprache vorzubeugen. Wahrscheinlich handelt es sich um ein schreibökonomisches Verhalten oder ein individuelles Graphemverständnis der Schreiberin. Die These, dass die *v-w*-Graphie eher ein chirographisches Charakteristikum darstellt und diese weniger auf sprechsprachliche Einflüsse zurückzuführen ist, wird durch die Graphie hochfrequenter Wörter wie *weil* gestützt. *Weil* wird in den eigenhändigen Vulpius-Briefen sowohl mit *w* als auch mit *v* realisiert.

4.1.2.5 Langes *s*, rundes *s* und *ß*

In der deutschen Kurrentschrift existieren zwei typographische Varianten des Graphems <s>, das sogenannte ‚lange s‘ (auch ‚Schaft-s‘) sowie das ‚Schluss-s‘ (auch ‚rundes s‘). Sie sind allographische Varianten des Graphems <s>, deren Auftreten von der Stellung des Buchstabens innerhalb des Wortes abhängt. Wie der Name bereits andeutet, steht das runde *s* oder Schluss-s grundsätzlich am Silben- oder Wortende. Das lange *s* tritt hingegen im Anlaut auf und im Wortinnern auch am Silbenschluss, wenn die folgende Silbe mit <s> oder <p> beginnt und keine Wortfuge vorliegt. Ein Doppel-<s> wird stets mit zwei aneinandergefügt langen *s* und nicht mit einem runden *s* geschrieben.

Während *ß* als solches transkribiert wurde, fand die Unterscheidung von langem und rundem *s* in der Umschrift keine Berücksichtigung, da diese Differenzierung für die Forschungsfragen der vorliegenden Arbeit von nachrangigem Interesse ist. Aufgrund der fehlenden Differenzierung der ersten beiden *s*-Allographe sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass Christiana Vulpius beide *s*-Graphen kannte, sie aber nicht einheitlich verwendete. Das runde *s* wird auch an den Stellen, an denen es der Konvention zufolge stehen müsste, deutlich seltener verwendet als das lange *s*. Umgekehrt begegnet das runde *s* in den eigenhändigen Briefen Christiana von Goethes hin und wieder auch am Wortanfang sowie in Ligaturen.

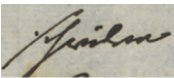
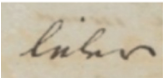
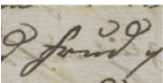
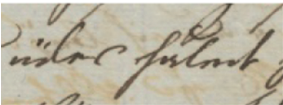
4.1.2.6 Ligaturen und reduzierte Schreibweisen

Christiana Vulpius kennt und verwendet in ihren Briefen Ligaturen für häufige Buchstabenkombinationen,⁷⁸⁹ wenngleich diese in ihrer Schreibung häufig von der Standardform abweichen, so zum Beispiel die Ligatur für Doppel-s oder jene für *fft*.

Letztere bleibt in den untersuchten Handschriften häufig unvollständig: Der Querstrich, der alle drei Buchstaben durchziehen müsste, fehlt. Zudem wird dieselbe Ligatur teilweise für *ff* benutzt.

Der Geminationsstrich, der die Verdopplung von Nasalen anzeigt, findet gelegentlich Verwendung und wird als solcher transkribiert und nicht aufgelöst. Er tritt im Korpus nur in Form von *m̄* auf, nicht aber von *n̄*. Die Schreiberin benutzt dieses Kürzungszeichen selten und vor allem für bestimmte Wörter: *m̄* tritt besonders häufig auf bei den flektierten Formen des Verbes *kommen* sowie davon abgeleiteten Verben (darunter in drei Fällen auch im Präteritum *ka^{m̄}* für die 1. Pers. Sg., 3. Pers. Sg. sowie 3. Pers. Pl.), in unterschiedlichen Schreibungen von *Komödie* und (*Hof*-)*Kammerrat*.

Tab. 10: Schriftproben mit Breve.

Beispiel	Lesungen
	ë aufgelöst als <i>ei</i> (<i>schreiben</i>)
	ë aufgelöst als <i>ie</i> (<i>lieber</i>)
	ě aufgelöst als <i>eu</i> (<i>Freud</i>)
	ǎ aufgelöst als <i>au</i> (<i>über haubet</i>)

789 Eine Ligatur oder Verbundbuchstabe bezeichnet die Zusammenfassung zweier (oder selten dreier) Buchstaben zu einem Zeichen. Technische Ligaturen entstehen in der Schreibschrift zur Vereinfachung des Schreibflusses, wobei durch die „Verschmelzung der alten Formen ein neues Buchstabenbild entstehen kann“ (vgl. Süß: Deutsche Schreibschrift, S. 18).

Des Weiteren ist die Handschrift von Christiana Vulpius durch zahlreiche Verschleifungen und Reduktionen gekennzeichnet, bei denen es sich nicht in jedem Fall um gängige Ligaturen handelt (vgl. Tab. 10). Dies gilt beispielsweise für Diphthonge: <ei> wird oftmals als *é* (e mit einem Überpunkt) realisiert, seltener kommt auch *ê* für <ie> vor, <eu> als *ë* (e mit Breve) sowie *ă* als <au> (a mit Breve) realisiert.⁷⁹⁰ Diese verkürzten Schreibungen wurden in der Transkription entsprechend als Diphthongschreibweise aufgelöst, um den Text lesbar zu halten, zumal *é* und *ê* mit diesen Diakritika nicht zum deutschen Buchstabeninventar zählen.

Häufig kommen auch verkürzte Schreibungen der Grapheme <ch>, <ck> sowie <sch> vor, bei denen das *c* nur angedeutet wird, aber auch gänzlich entfallen kann. Dies ist kein spezielles Charakteristikum der Vulpius-Briefe, sondern bei vielen Schreiberinnen und Schreibern zu beobachten. Christiana Vulpius lässt das *c* oftmals ohne jegliche Andeutung weg, woraus nicht selten Schwierigkeiten für die Transkription folgen, weil kein systematisches Vorgehen zu erkennen ist. Ein frequentes Wort mit mehreren Schreibvariationen ist die 3. Pers. Sg. des Verbs *sagen*: Es lässt sich oftmals nicht eindeutig entscheiden, ob dieses in der Umschrift mit *sagt* (für das Graph *g* fehlt der Bogen), *sacht* (für *ch* fehlt das *c*) oder *saht* (für *h* sind häufig Ober- und/oder Unterlänge nicht hinreichend ausgeprägt) wiedergegeben werden soll. Es gibt einige wenige Beispiele, wie in der folgenden Abb. 6 dargestellt, die sich eindeutig als *sacht* bestimmen lassen, jedoch nicht auf alle Fälle übertragen werden können.

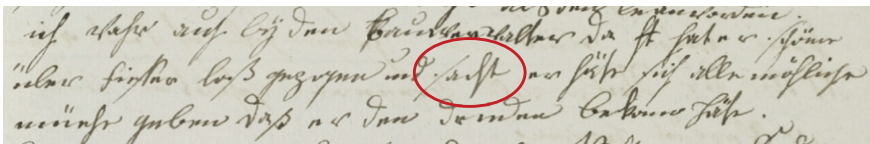


Abb. 6: Auszug aus dem Brief von Christiana Vulpius an Goethe vom 24. März 1798 (GSA, Sign.: 28/20 Bl. 122r, Foto: Klassik Stiftung Weimar; Hervorhebung durch die Verf.).

Ein anderes Beispiel betrifft die Partikel bzw. das Adverb <recht>, das zu den am häufigsten gebrauchten Wörtern in den Briefen zählt. Die Schreibung variiert zwischen *recht*, *rcht* und *reht*. In manchen Fällen ist kaum zu entscheiden, ob das *e* oder das *c* ausgelassen wurde. Gelegentlich kommt die stark verkürzte Form *rht* für <recht> vor, welche auch als solche transkribiert wird: In nachfolgendem Fall wurde *rht* aufgenommen, wenngleich auch *rcht* nicht ausgeschlossen ist: .

⁷⁹⁰ In seltenen Fällen steht das *é* (e mit einem Überpunkt) auch für das Graphem <ie>.

Bei hochfrequenten Wörtern, zu denen <nicht>, <mich> (auch *mih* oder *nih*) sowie <und> (auch *ūd* oder *ud*) zählen, werden in der Umschrift meist die Vollformen verwendet (das heißt, das *c* bzw. das *n* werden transkribiert, weil diese auch häufig graphisch angedeutet sind).

4.1.2.7 Implikationen für die Textkonstitution und die auswertende Analyse

Die eben skizzierten chirographischen Eigenheiten und individuellen Buchstaben- ausformungen von Christiana Vulpius dürften in einer Zeit, in der die Alphabetisierungsrate anstieg, nicht selten vorkommen. Selbst in Briefen adeliger Frauen (ob man hier immer von geübten Schreiberinnen ausgehen kann, sei dahingestellt) sind ähnliche Eigenheiten zu finden. Von Schwierigkeiten im Umgang mit strittigen Lesungen berichtet u. a. Detlev W. Schumann hinsichtlich der Schrift der Gräfin Augusta Louise zu Stolberg-Stolberg, einer versierten Briefschreiberin:⁷⁹¹

So kann z. B. *mich* in einer Form erscheinen, die man rein mechanisch als *nih* lesen müßte, oder *kommen können* in einer Gestalt, die am ehesten wie *konn könn* aussieht; hinter *unam* verbirgt sich *umarme*. Bei Flexionsendungen wird das Problem der exakten Entzifferung dadurch noch weiter kompliziert, daß die Schreiberin grammatisch weder firm noch konsequent ist, zumal in bezug auf *-em* und *-en*. Eine klare Erkenntnis ihrer Schreibintention ist oft einfach unmöglich. [...] So bleibt denn nichts anderes übrig, als nach bestem Ermessen von Fall zu Fall eine Entscheidung zu treffen – durchaus ohne Gewißheit, daß man stets Sprachgebrauch und jeweilige Intention der Schreiberin getroffen hat; *in dubio* verdient natürlich die grammatisch richtige Form den Vorzug.⁷⁹²

Ähnliches ist für das Vorgehen bei der Transkription der Briefe Christiana von Goethes festzuhalten, zumal die Handschrift unserer Schreiberin für die Umschrift zusätzliche Herausforderungen birgt, die schon Hans Gerhard Gräf und Bernhard Suphan erläutert haben.⁷⁹³ Die Schreiberin nimmt meist keine Buchstabenverschleifungen vor, wie wir sie von „Vielschreibern“ kennen. Vielmehr ist es bei ihrer Handschrift beispielsweise möglich, die einzelnen Bögen von Kurrent-*n*, *-m* oder *-e* zu zählen und so zu der vermeintlich korrekten Umschrift zu gelangen. Dieser Zugang zu ihrer Handschrift ist jedoch trügerisch, weil er Eigenheiten missachtet und stark von der Norm abweichende Graphien hervorbringt, die mit genauerer Kenntnis der Handschrift kaum zu rechtfertigen sind. So müssen Ein-

⁷⁹¹ Vgl. dazu auch Kahl, Paul: „Ich bin im Punkte der Freundschaft ein Fels im Meer“. Elf unveröffentlichte Briefe aus der Sammlung Stolberg (II). – Boie, Auguste Stolberg, Gerstenberg. In: Lichtenberg-Jahrbuch (2004), S. 152–174, hier S. 157.

⁷⁹² Schumann, Detlev W.: Briefe aus Auguste Stolbergs Jugend. In: Goethe. Neue Folge des Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft 19 (1957), S. 240–297, hier S. 254.

⁷⁹³ Vgl. Gräf: Einführung. In: GC I (1989), S. 26, Anm. 1.

zelfallentscheidungen getroffen werden, die sich jedoch im Zweifelsfall an der standardnäheren Wortform orientieren.

In der auf den Transkriptionen basierenden Analyse muss mit diesen Befunden und den daraus resultierenden Unsicherheiten umgegangen werden. Diesen wird begegnet, indem quantitative Analysen nur sparsam zum Einsatz kommen. Somit ist zu betonen, dass es sich bei den Ergebnissen der Analyse um Tendenzen hinsichtlich der schriftsprachlichen Phänomene handelt.⁷⁹⁴

4.2 Theoretischer Rahmen: Zwischen Norm und Varianz

4.2.1 (Konzeptionelle) Mündlichkeit/Schriftlichkeit: Sprache der Nähe und Sprache der Distanz

Das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit wurde viel diskutiert und die Auffassungen darüber waren und sind Wandlungen unterworfen. Dabei ging es stets um die Frage, ob und inwieweit die schriftliche Sprachform von der mündlichen abhängig ist, und mithin um die Frage, mit welchen Instrumentarien diese Sprachformen zu untersuchen sind. Die wichtigsten Positionen, die die Relation zwischen der geschriebenen und der gesprochenen Sprache beschreiben, sind die *Dependenz-* und die *Autonomiehypothese*. An dieser Stelle soll eine knappe Darstellung beider Positionen genügen.⁷⁹⁵

Anhänger der Dependenz- oder Abhängigkeitshypothese sehen eine Abhängigkeit der geschriebenen von der gesprochenen Sprache und die Schrift damit primär als eine schriftliche Visualisierung der gesprochenen Sprache. In der älteren Forschung wurde die Untersuchung der geschriebenen Sprachform als eine eigene Disziplin abgelehnt. Als Begründung für diese Hypothese wurde ins Feld geführt, dass Sprache ohne Schrift, Schrift umgekehrt aber nicht ohne Sprache existieren könne und dass die Schrift entwicklungsgeschichtlich später entstan-

⁷⁹⁴ Belastbare Quantifizierungen, die mit statistischen Mitteln (wie dem Chi-Quadrat-Test) zu prüfen wären, sind nicht zuletzt aufgrund der in den meisten Fällen zu geringen Tokenanzahl nicht sinnvoll möglich. Dennoch vermittelt die quantitative Analyse einen Eindruck von statistisch repräsentativen Phänomenen.

⁷⁹⁵ Eine Gegenüberstellung beider Modelle mit kritischer Einordnung erweitert um ein Modell, welches psycholinguistische Hintergründe berücksichtigt, liefert Augst, Gerhard: Linguistische und psycholinguistische Modellierungen einer orthographischen Kompetenz. In: Werner, Otmar (Hrsg.): Probleme der Graphie (ScriptOralia, 57). Tübingen 1994, S. 25–49.

den sei als die mündliche Sprache.⁷⁹⁶ Die in der Schriftlinguistik verbreitete Position sieht die geschriebene Sprache nicht als „sekundäre Ausdrucksform der [...] gesprochenen Sprachform“, sondern als einen eigenen Forschungsgegenstand.⁷⁹⁷ Zu den zentralen Argumenten der Vertreter der Autonomiehypothese zählt, dass die Schrift aus diskreten, segmentalen Einheiten aufgebaut sei, während die gesprochene Sprache als kontinuierlich angesehen wird. Außerdem seien Lesen und Schreiben nicht an die gesprochene Sprache gekoppelt, sondern funktionierten unabhängig von dieser.⁷⁹⁸ Helmut Glück benennt noch eine dritte, vermittelnde Position, die er als *Interdependenzhypothese* bezeichnet. Dabei handelt es sich um eine abgeschwächte Form der Autonomiehypothese, die aber davon ausgeht, „dass die gesprochene Sprachform stets das Modell für [...] Verschriftungen darstellt“. Dennoch wird der geschriebenen Sprache ein eigener Forschungsbereich zuerkannt.⁷⁹⁹

Dürscheid konstatiert in ihrer *Einführung in die Schriftlinguistik*, dass die Argumente für die jeweilige Position nicht in Widerspruch zueinander stehen, und betont, dass je nach Fokus beide Positionen berechtigt sind:

Wer die historische Dimension berücksichtigt, kann nicht bestreiten, dass das Schreiben dem Sprechen nachgeordnet ist. Wer hingegen nur die systematischen Aspekte in Betracht zieht, braucht diesem Argument keine Bedeutung beizumessen. Es hängt also jeweils von der Perspektive und vom Untersuchungsziel ab, welche Position man als Sprachwissenschaftler in der Diskussion um das Verhältnis von gesprochener und geschriebener Sprache einnimmt.⁸⁰⁰

Stephan Elspaß gibt mit Blick auf ein „Neben- und Miteinander von spontan-sprechsprachlichen und konventionell-schriftsprachlichen Elementen in einem Text“ zu bedenken, dass „eine strikte Trennung von geschriebener und gesprochener Sprache, etwa im Sinne von zwei verschiedenen Sprachen oder Varietäten einer Sprache, theoretisch und praktisch nicht aufrechtzuerhalten ist.“⁸⁰¹ Insbesondere Privatbriefe sind zumeist als hybride Gebilde mit sprechsprachlichen und schriftsprachlichen Elementen anzusehen, die von einer vielfältigen Wechselbezie-

796 Vgl. zusammenfassend etwa Dürscheid, Christa: *Einführung in die Schriftlinguistik*. Mit einem Kapitel zur Typographie von Jürgen Spitzmüller (UTB, 3740). Göttingen: 5., aktual. und korr. Aufl. 2016, S. 36 f. sowie Art. „Abhängigkeitshypothese“, in: Metzler Lexikon Sprache, S. 2.

797 Art. „Autonomiehypothese“, in: Ebd., S. 80.

798 Vgl. zusammenfassend Dürscheid: *Schriftlinguistik*, S. 38–41 sowie Art. „Autonomiehypothese“, S. 80.

799 Vgl. Art. „Interdependenzhypothese“, in Metzler Lexikon Sprache, S. 301 f. (das Zitat auf S. 301).

800 Dürscheid: *Schriftlinguistik*, S. 41.

801 Elspaß: *Sprachgeschichte von unten*, S. 25 (im Original mit Hervorhebungen); vgl. auch Art. „Geschriebene Sprache“. In: *Lexikon der germanistischen Linguistik*. Hrsg. von Hans Peter Althaus, Helmut Henne und Herbert Ernst Wiegand. Tübingen: 2., vollständig neu bearb. und erw. Aufl. 1980, S. 323–328.

hung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit geprägt sind.⁸⁰² Relativ ungeübten Schreibern, zu denen auch Christiana von Goethe zählt, kann eine besonders große Nähe zur Sprechsprachlichkeit unterstellt werden. Gleichwohl geben diese Texte nie reine Sprechsprache wieder, da ebenso Elemente schriftsprachlicher Muster enthalten sind.⁸⁰³ Eine Operationalisierung des Unterschieds zwischen gesprochener und geschriebener Sprache ist allerdings nicht unproblematisch, da es kaum Merkmale gibt, die beispielsweise ausschließlich in der Schriftsprache vorkommen und damit nur im Medium der Schriftlichkeit existieren. Weder in der Lexik noch in der Syntax gibt es strikte Oppositionen zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit.⁸⁰⁴

Für die Lösung dieser methodischen Probleme bietet sich ein Modell an, das die Relation von gesprochener und geschriebener Sprache ohne strikte Separierung beider Bereiche beschreibt und das in der Linguistik und darüber hinaus nicht nur breit rezipiert, sondern in den letzten Jahren auch weiterentwickelt und für unterschiedliche Fachdisziplinen fruchtbar gemacht worden ist:⁸⁰⁵ das Nähe-Distanz-Modell der beiden Romanisten Peter Koch und Wulf Oesterreicher. Die Grundannahmen werden im Folgen kurz vorgestellt. Es sei vorausgeschickt, dass es sich um ein Modell handelt, das sich durch eine terminologische Offenheit als sehr anschlussfähig erwiesen hat. Dieser Vorteil ist nahezu zwangsläufig auch ein Nachteil, weil die verwendeten Kategorien und Einflussfaktoren entsprechend vage sind und für viele Anwendungsbereiche spezifiziert bzw. näher definiert werden müssen.⁸⁰⁶ Um eine grobe Verortung des vorliegenden Quellenmaterials vornehmen zu können, reichen die vorgeschlagenen Kategorien aber zunächst aus.

Das Modell unterscheidet zwischen Medium und Konzeption sprachlicher Äußerungen. Das Medium, d. h. die beiden Realisierungsformen sprachlicher Äußerungen, werden nach Ludwig Söll als *phonisch* und *graphisch* bezeichnet. Die Konzeption sprachlicher Äußerungen wird im Gegensatz zum Medium nicht als Dichotomie auf-

802 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 25.

803 Vgl. ebd., S. 24 sowie Reiffenstein: Sprachvariation II, S. 204.

804 Vgl. Augst/Müller: Schriftliche Sprache, S. 1501 f.

805 Zur Rezeption des Modells vgl. den Sammelband: Feilke, Helmuth / Hennig, Mathilde (Hrsg.): Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells (Reihe Germanistische Linguistik, 306). Berlin / Boston 2016.

806 Häufige Kritikpunkte zielen auf eine mediale Unterspezifikation, die einer weiteren Ausdifferenzierung bedürfe; vgl. zusammenfassend zu Rezeption und Kritik Feilke, Helmuth / Hennig, Mathilde: Perspektiven auf ‚Nähe und Distanz‘ – Zur Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘, S. 1–10. Eine kurze Einordnung nimmt auch Markus Schiegg vor (vgl. Ders.: Flexible Schreiber, insb. S. 29–32), der sich bei seinem eigenen Ansatz und den damit verbundenen methodologischen Reflexionen auf das bereits stärker operationalisierte Modell von Ágel/Hennig stützt und dieses insbesondere im Distanzbereich weiterentwickelt (vgl. ebd., S. 189–198).

gefasst, sondern als Kontinuum definiert, welches durch die beiden Pole *gesprochen* und *geschrieben* begrenzt wird. Dazwischen gibt es verschiedene Abstufungen, die im Raum zwischen diesen Grenzpunkten anzusiedeln sind. Häufig treten die Kombinationen *gesprochen* und *phonisch* auf (z. B. vertrautes Gespräch) bzw. *geschrieben* und *graphisch* (z. B. eine Verwaltungsvorschrift oder ein Gesetzestext). Aber auch die beiden anderen Oppositionen treten auf: So ist ein Vortrag ein Beispiel für *geschrieben* und *phonisch* oder ein gedrucktes Interview für *gesprochen* und *graphisch*.⁸⁰⁷

Die mediale Differenzierung betrachten Koch/Oesterreicher als eine der konzeptionellen Dimension nachgeordnete Komponente. Mit Blick auf die Kommunikationsbedingungen sowie die Versprachlichungsstrategien ordnen die Autoren der gesprochen konzipierten Äußerung die ‚Sprache der Nähe‘ zu, während dem Pol der geschrieben konzipierten Äußerung die ‚Sprache der Distanz‘ zugewiesen wird.⁸⁰⁸ Diese Bezeichnungen werden jenen der *konzeptionellen Schriftlichkeit* bzw. *konzeptionellen Mündlichkeit* vorgezogen, weil sie sich auch auf schriftlose Kulturen übertragen lassen.⁸⁰⁹ In der vorliegenden Arbeit wird ebenfalls weitestgehend die Koch-Oesterreichische Terminologie gebraucht; gelegentlich wird das Begriffspaar *Konzeptionelle Schriftlichkeit* bzw. *Mündlichkeit* synonym verwendet.⁸¹⁰

⁸⁰⁷ Vgl. Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36 (1985), S. 15–43 sowie Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 25–27.

⁸⁰⁸ Koch/Oesterreicher: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz, S. 21.

⁸⁰⁹ Vgl. Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf: Schriftlichkeit und kommunikative Distanz. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 35, Heft 3 (2007), S. 346–375, hier S. 357.

⁸¹⁰ Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Modell von Koch/Oesterreicher, die sich auch mit der Problematik der Gleichsetzung von Nähesprache und konzeptioneller Mündlichkeit bzw. Distanzsprache und konzeptioneller Schriftlichkeit beschäftigt, liefert neben Ágel, Vilmos / Hennig, Mathilde: Überlegungen zur Theorie und Praxis des Nähe- und Distanzsprechens. In: Ágel, Vilmos / Hennig, Mathilde (Hrsg.): Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache (Reihe Germanistische Linguistik, 269). Tübingen 2007, S. 179–214 auch Zeman, Sonja: Nähe, Distanz und (historische) Pragmatik. Oder: Wie „nah“ ist ‚Nähesprache‘? In: Feilke/Hennig (Hrsg.): Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘, S. 259–298. Die Autorin zeigt auf, dass „die intuitive Plausibilität und Eleganz der vierteiligen Matrix den Blick auf die Komplexität der Fragen um die ‚konzeptionelle Mündlichkeit‘ verstellt.“ Zugleich bezeichnet Zeman die „Nivellierung der notwendigen Subdifferenzierungen unter dem metaphorischen Gebrauch der Termini ‚Nähe‘ vs. ‚Distanz‘“ als wesentlichen Baustein für die Erfolgsgeschichte des Modells (vgl. ebd., S. 261 f.). Dieser Problematik ist sich die Verfasserin der vorliegenden Arbeit bewusst. Dennoch wird das Modell in seiner ursprünglichen Form aufgrund seiner Offenheit und Anschlussfähigkeit an eine Vielzahl (sozio-)linguistischer und pragmatischer Fragestellungen einbezogen.

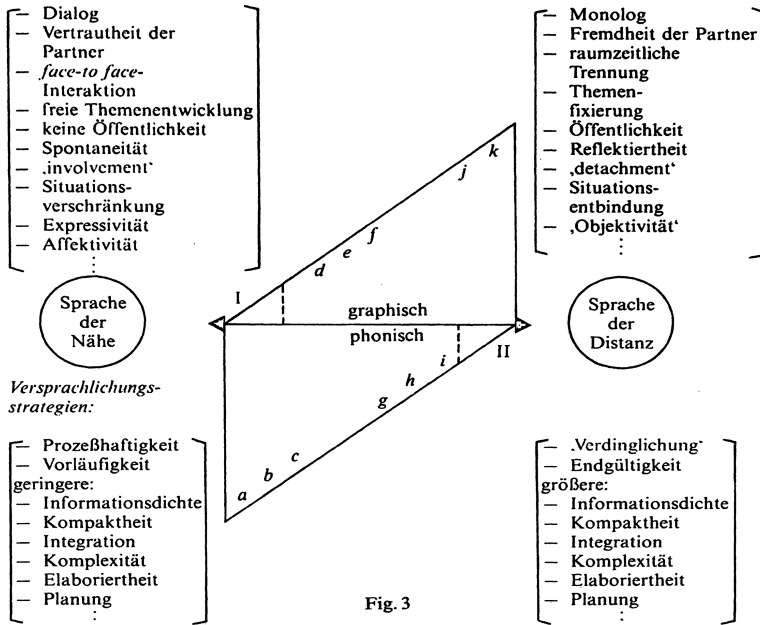


Fig. 3

Abb. 7: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz: Affinität der Konzeption zum Medium (Modell von 1985; Koch/Oesterreicher: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz, S. 23).⁸¹¹

Der Vergleich der beiden Modelle in den Grafiken zeigt (Abb. 7 und 8) neben den terminologischen Adaptionen und Schärfungen auch eine veränderte Verortung des Privatbriefes auf der Skala zwischen Nähe- und Distanzsprache. Im Modell von 1985 ordnen Koch/Oesterreicher den Privatbrief ohne näher spezifizierten Adressatenkreis etwa in der Mitte des Nähe-Distanz-Kontinuums an (f im obigen Schema). Im neueren Modell charakterisieren die beiden Autoren diese Textsorte näher als Privatbrief unter Freunden (III) und dieser rückt nun auf der Skala deutlich näher an die Nähesprache heran. Diese Differenzierung ist sinnvoll, da die Konzeption entscheidend vom Adressaten abhängt; ein Schreiben an eine Behörde (oder, um im historischen Bereich zu bleiben: eine Bittschrift) wird anders formuliert und damit anders einzuordnen sein als ein Brief an eine vertraute Person. In der Tat zählen in der Sprachgeschichte Privatbriefe (und besonders solche, die unter Verwandten und Freunden ausgetauscht wurden) wie beispielsweise auch Tagebucheinträge zu

⁸¹¹ Erläuterung zu a–k: a vertrautes Gespräch, b Telefonat mit einem Freund, c Interview, d abgedrucktes Interview, e Tagebucheintrag, f Privatbrief, g Vorstellungsgespräch, h Predigt, i Vortrag, j FAZ-Artikel, k Verwaltungsvorschrift.

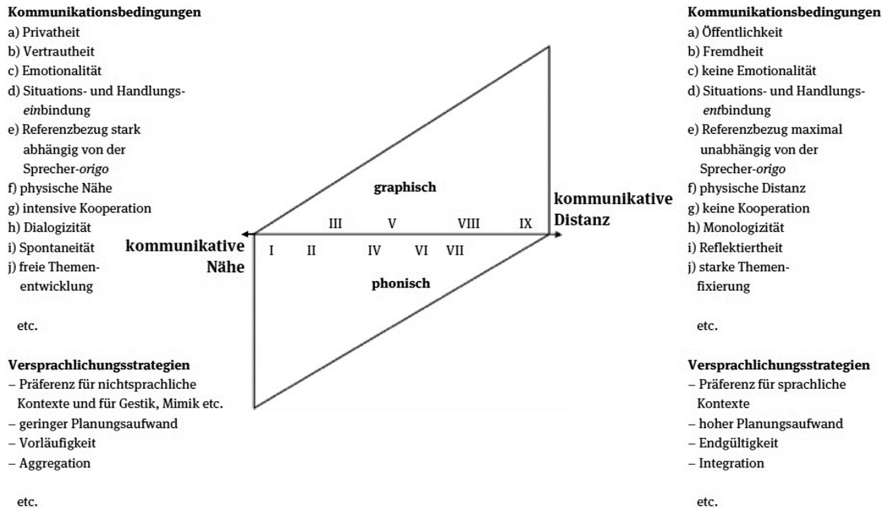


Abb. 8: Das Nähe-Distanz-Kontinuum: Kommunikationsbedingungen und Versprachlichungsstrategien, Kommunikationsformen und konzeptionell-mediale Affinitäten (Modell von 2016; Koch/Oesterreicher: 30 Jahre ‚Sprache der Nähe – Sprache der Distanz‘, S. 26).⁸¹²

den alltagssprachlichen Textsorten, die die *Nähesprache* am ehesten repräsentieren, was nicht heißt, dass keine distanzsprachlichen Elemente enthalten wären.⁸¹³ Koch/Oesterreicher bezeichnen den Privatbrief an Freunde als ein typisches Beispiel für „ein Schreiben ‚im Duktus der Mündlichkeit‘“.⁸¹⁴ Umgekehrt gibt es auch „ein Sprechen im ‚Duktus der Schriftlichkeit‘“.⁸¹⁵ Wie weit sich die jeweilige sprachliche Äußerung bzw. Textsorte den jeweiligen Extrempunkten annähert, hängt von sozialen, situativen und kontextuellen Parametern ab, aber auch von der Beziehung der Kommunikationspartner untereinander und ihrem kommunikativen Handeln. Die

⁸¹² Erläuterung zu den römischen Ziffern: (I) spontanes Gespräch unter Freunden, (II) familiäres, spontanes Telefongespräch, (III) Privatbrief unter Freunden, (IV) Vorstellungsgespräch, (V) Presse-Interview, (VI) Predigt, (VII) wissenschaftlicher Vortrag, (VIII) Leitartikel, (IX) Gesetzestext (vgl. Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf: 30 Jahre ‚Sprache der Nähe – Sprache der Distanz‘. Zu Anfängen und Entwicklung von Konzepten im Feld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In: Feilke/Hennig [Hrsg.]: Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘, S. 11–72, hier S. 20).

⁸¹³ Zu den distanzsprachlichen Merkmalen im Privatbrief vgl. Neumann: Soldatenbriefe, S. 48 sowie Schiegg: Flexible Schreiber, insb. S. 189 ff.

⁸¹⁴ Koch/Oesterreicher: Schriftlichkeit und kommunikative Distanz, S. 347 sowie Schlieben-Lange, Brigitte: Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung. Stuttgart u. a. 1983, S. 81.

⁸¹⁵ Vgl. ebd.

beiden Autoren definieren hierfür kommunikative Einflussfaktoren, die im obigen Schema unter den „Kommunikationsbedingungen“ aufgelistet sind.⁸¹⁶ Mithilfe dieser Parameter ist keine exakte Verortung oder gar Quantifizierung möglich. In der Literatur wurden darüber hinaus weitere Nachteile diskutiert, u. a. die Heterogenität der verwendeten Parameter, die gewählte Reliefdarstellung oder grundlegende Probleme, die sich aus der Offenheit des Konzepts und der Terminologie ergeben.⁸¹⁷ Dennoch lässt sich mit diesem Modell ein gewisser Richtwert im Kontinuum zwischen Nähe- und Distanzsprache bestimmen. Analysiert man mithilfe dieser Parameter den Grad der kommunikativen Nähe respektive Distanz für den Goethe'schen Ehebriefwechsel, zeigt sich eine ausgeprägte kommunikative Nähe der beiden Korrespondenzpartner (vgl. Abb. 9).⁸¹⁸ Der Ehebriefwechsel wäre von den zugrundeliegenden Kommunikationsbedingungen her folgerichtig noch etwas

816 Zu den genannten Parametern vgl. Koch/Oesterreicher: Schriftlichkeit und kommunikative Distanz, S. 351, sowie Koch/Oesterreicher: 30 Jahre ‚Sprache der Nähe – Sprache der Distanz‘, S. 24: Diese Faktoren unterscheiden sich teilweise von den ursprünglichen Parametern in Koch/Oesterreicher: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz, S. 23. Für die nachfolgenden Ausführungen wird das neuere Modell von 2016 zugrundegelegt.

817 Vgl. bes. Ägel, Vilmos / Hennig, Mathilde: Theorie des Nähe- und Distanzsprechens. In: Dies.: Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähertexten. 1650–2000. Tübingen 2006, S. 3–31 sowie Albert, Georg: Innovative Schriftlichkeit in digitalen Texten. Syntaktische Variation und stilistische Differenzierung in Chat und Forum. Berlin 2013; zur Diskussion der Parameter und deren unterschiedlichen Dimensionen sowie des Bezugs zwischen Nähesprache und Mündlichkeit vgl. Zeman: Nähe, Distanz und (historische) Pragmatik. – Zeman weist den Kommunikationsbedingungen von Koch/Oesterreicher fünf Dimensionen der Nähe zu, nämlich räumlich, zeitlich, sozial, emotional und sachlich-thematisch. Sie zeigt die Heterogenität der Komponenten auf und weist des Weiteren darauf hin, dass es sich nach ihrem Verständnis bei ‚Nähesprache‘ nicht um eine Dimension von Mündlichkeit handelt, sondern um eine pragmatische Kategorie, die Merkmale von Nähe-Kommunikation und Mündlichkeit enthält (vgl. ebd., insb. S. 267–272).

818 Koch/Oesterreicher gehen von prototypischen Parameterwerten für den Privatbrief aus (vgl. Koch/Oesterreicher: 30 Jahre ‚Sprache der Nähe – Sprache der Distanz‘, S. 30 f.). Ebenso wird in der vorliegenden Arbeit verfahren, d. h. es wird ein prototypischer Privatbrief Christiana von Goethes angenommen; konkret meint dies einen Brief, der in der raum-zeitlichen Trennungssituation Weimar-Jena entstanden ist, wie es für einen Großteil des Briefwechsels mit Johann Wolfgang von Goethe gilt. Doch selbst bei dieser Eingrenzung ist zu bedenken, dass nicht alle Parameterwerte für jeden Brief gleich sind. Je nach Konzeption, nach Anlass und Entstehungskontext können beispielsweise die emotionale Einbindung des Absenders oder die Spontaneität der Äußerungen variieren. Dürscheid erklärt diesbezüglich Folgendes: „Doch selbst für einen Privatbrief gilt, dass die darin verwendeten sprachlichen Mittel nicht generell auf eine Zuordnung in der Nähe des Mündlichkeitspols schließen lassen, sondern die Konzeption je nach Absender, Empfänger und Anlass des Schreibens variiert.“ Daraus folgt im Bezug auf die geschriebene Sprache: „Im Prinzip lassen sich nur Texte, nicht Textsorten einordnen.“ (Dürscheid, Christa: Äußerungsformen im Kontinuum von Mündlichkeit und Schriftlichkeit – Sprachwissenschaftliche und sprachdidaktische Aspekte. In: Neuland, Eva [Hrsg.]: Variation im heutigen Deutsch. Perspektiven

weiter in Richtung Nähesprache zu rücken, als dies in Abb. 9 der Fall ist. Dies ergibt sich aus der verglichen mit Freunden größeren Vertrautheit der Ehepartner, was zwar um 1800 aufgrund der mehrheitlich arrangierten Ehen keineswegs allen Ehepaaren zwangsläufig unterstellt werden konnte, aber im vorliegenden Fall zutrifft. Einzig die physische Nähe und raum-zeitliche Trennung weist in Richtung des distanzsprachlichen Pols, zumindest wenn man diese beiden Faktoren als dichotom im Sinne von physisch nah (anwesend) oder physisch fern (abwesend) der beteiligten Kommunikationspartner begreift. Legt man die Entfernung während der räumlichen Trennung als Strecke zugrunde, so waren sich Christiana und Johann Wolfgang von Goethe häufig mit einer Entfernung von unter 30 Kilometern und einem damals gut funktionierenden, täglichen Botenverkehr zwischen Jena und Weimar recht nahe. Die kurze Distanz wirkte sich in jedem Fall auf die Frequenz der Korrespondenz aus, da sie sich rege austauschen konnten.

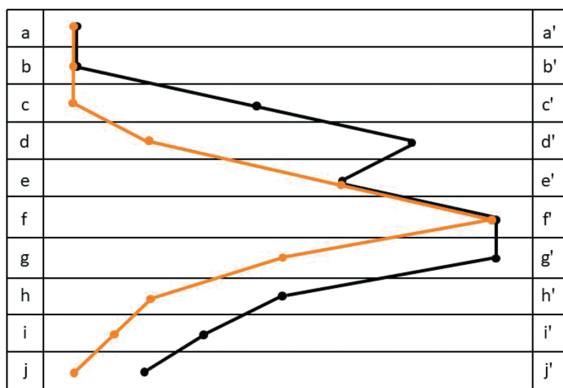


Abb. 9: Konzeptionelles Profil des Privatbriefes (schwarz) sowie eines Privatbriefes Christiana von Goethes (orange) (nach: Koch/Oesterreicher: 30 Jahre ‚Sprache der Nähe – Sprache der Distanz‘, S. 30; Hinzufügung durch die Verf.).⁸¹⁹

Im Unterschied zum Gespräch müssen in der schriftlichen Kommunikation Sachverhalte umfänglicher und ausführlicher verbalisiert werden, um den Adressaten an den eigenen Gedankengängen teilhaben zu lassen⁸²⁰ und um fehlende nonver-

für den Sprachunterricht [Sprache – Kommunikation – Kultur. Soziolinguistische Beiträge, 4]. Frankfurt a. M. u. a. 2020, S. 375–388, hier S. 381 und 380).

⁸¹⁹ Für die Bestimmung der Parameter a–j vgl. Abb. 8.

⁸²⁰ Vgl. hierzu u. a. Kilian, Jörg: Historische Dialogforschung. Eine Einführung (Germanistische Arbeitshefte, 41). Tübingen 2005, S. 4. – Grundlegend zu den beiden Erscheinungsformen des Dialogs vgl. Kilian: Dialogforschung, insb. S. 3–7.

bale Signale zu ersetzen. In der brieflichen Korrespondenz zwischen Christiana und Johann Wolfgang von Goethe ist dies seitens der Briefschreiberin nicht immer der Fall. Dies hat mehrere Gründe: Zum einen erfolgte der schriftliche Austausch oft über eine kurze Distanz (Weimar–Jena) in rasch aufeinanderfolgenden Intervallen, nicht selten täglich. Zudem waren die Trennungsphasen oftmals nur von kurzer Dauer oder es ergab sich zwischenzeitlich die Gelegenheit zu einem persönlichen Austausch, sodass zuvor besprochene Themen entsprechend kurz und knapp in den Briefen behandelt wurden. Aufgrund der hohen Frequenz der Briefkorrespondenz, der engen Vertrautheit der Briefpartner und der Thematisierung vieler alltäglicher bzw. wiederkehrender Ereignisse und Handlungen waren umfassende Ausführungen häufig nicht vonnöten. Damit ist von vornherein eine stärkere Situations- und Handlungseinbindung des Briefempfängers gegeben. Dies verstärkt den Charakter einer „gesprochen-mündlichen“ Konzeption, die der Privatbrief trotz seiner graphischen Realisierungsform aufweist.⁸²¹

Die Briefe Christiana von Goethes sind in ihrem Duktus deutlich nächsprachlicher als Goethes Briefe. Dies hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass die schriftliche Korrespondenz, der geschriebene Dialog, für Christiana von Goethe wie für die meisten (weniger routinierten) Schreiberinnen und Schreiber eine deutlich nachgeordnete Kommunikationsform war, die spezifische Herausforderungen mit sich brachte.⁸²² Weniger geübte Schreiberinnen und Schreiber hatten dabei nicht nur die Hürde der durch den Medienwechsel bedingten graphischen Kodierung zu überwinden, sondern auch die damit verbundenen veränderten kommunikativen Strategien zu bedenken.⁸²³ Die Schwierigkeiten, die dabei auftreten können, fasst Angela Schrott wie folgt zusammen:

Dabei schlagen sich Defizite in der Schreibkompetenz zum einen darin nieder, dass ein Schreiber Nächstsprache und Distanzsprache nicht sicher genug differenzieren kann und nächsprachliche Elemente ungewollt in den schriftlichen Text übergehen. Ungeübte Schreiber sind gezwungen, auf nächsprachliche Traditionen zu rekurrieren, die in den Text einfließen, ohne als Stilelemente intendiert zu sein (Oesterreicher 1996: 324–325). Zum anderen

⁸²¹ Vgl. hierzu auch Koch/Oesterreicher: Schriftlichkeit und kommunikative Distanz, S. 349.

⁸²² Für den Bezug des Nähe-Distanz-Modells zur Varietätenlinguistik und damit zu Fragen nach der Einordnung von Diatopik, Diastratik und Diaphasik vgl. Koch/Oesterreicher: Schriftlichkeit und kommunikative Distanz, S. 354–356. Die Verfasser argumentieren, dass sich „[k]omplexe Varietätenräume [...] erst durch die Wahl und Entwicklung einer Distanzvarietät („präskriptive Norm“, „Schriftstandard“ usw.)“ konstituieren (ebd., S. 354). Für das 18. Jahrhundert ist damit aus variationslinguistischer Sicht interpretatorische Vorsicht geboten, da die Entwicklung der Distanzvarietät, insbesondere der orthographischen Norm, zwar schon weit vorangeschritten, deren Kodifizierung und Durchsetzung in weiteren Bevölkerungsschichten jedoch noch nicht gegeben war.

⁸²³ Vgl. Schrott: Präsenze Schreiber(innen), S. 486.

findet sich jedoch auch das Phänomen, dass Sprecher sich der Gefahr eines zu nähesprachlichen Schreibens bewusst sind und gegensteuern, indem sie gezielt distanzsprachliche Verfahren einsetzen, die allerdings nicht immer rundum souverän beherrscht werden.⁸²⁴

Ob und inwieweit Christiana von Goethe distanzsprachliche Register beherrschte bzw. ob sich im umgekehrten Fall Anzeichen in den Briefen finden, die dem widersprechen, kann die nachfolgende Untersuchung nur in begrenztem Maß klären. Denn die von Christiana von Goethe überlieferten Briefe sind ausschließlich an Adressaten aus dem familiär-freundschaftlichen Umfeld gerichtet, sodass Vergleichsquellen an weniger vertraute Personen fehlen.

Ein Indiz, das nach Koch/Oesterreicher für mangelnde distanzsprachliche Schreibkompetenz spricht, ist das Auftreten sogenannter Hyperformen. So gehen die Autoren davon aus, dass eine ungenügende distanzsprachliche Kompetenz nicht nur zu einer Unterschreitung diskurstraditioneller Anforderungen führt, sondern auch zu Hyperkorrekturen in Richtung Distanzsprache und höherer Register, wie sie beispielsweise in Briefen ‚Halbgebildeter‘⁸²⁵ und weniger routinierter Schreiber auftreten können. Es handelt sich hierbei um „den Vorgang und das Ergebnis einer fehlerhaften sprachlichen Annäherung eines Sprechers an die von ihm angestrebte Prestigevarietät“, welches zumeist die Standardsprache ist.⁸²⁶ Hyperkorrekturen können einen Eindruck der Schreiberintention und des Schreiberbewusstseins vermitteln, was bei historischen Texten grundsätzlich schwierig ist, da metasprachliche Äußerungen selten sind.⁸²⁷ Vor diesem Hintergrund ist es wichtig, Hyperformen in den Briefen Christiana von Goethes zu identifizieren und einzuordnen. Ein besonders lohnender Untersuchungsgegenstand sind in diesem Zusammenhang Anredepronomina, welche zusätzlich in einen beziehungssprachlichen Kontext eingebettet werden.

824 Schrott: *Präsente Schreiber(innen)*, S. 486.

825 Vgl. Koch/Oesterreicher: *Schriftlichkeit und kommunikative Distanz*, S. 360.

826 Lenz, Alexandra N.: *Hyperdialektalismen und Hyperkorrekturen – Indizien für Varietätengrenzen*. In: Dies. / Mattheier, Klaus J. (Hrsg.): *Varietäten – Theorie und Empirie (VarioLingua. Nonstandard – Standard – Substandard, 23)*. Frankfurt a. M. u. a. 2005, S. 75–95, hier 88. – Dieses Verständnis von Hyperkorrekturen oder Hyperformen geht auf Labov zurück, der darunter Varianten von Sprechern aus einer bestimmten sozialen Schicht versteht, bei denen sich die Sprecher situationsspezifisch stark an Prestige-Varianten orientieren (vgl. Labov, William: *Hypercorrection by the Lower Middle Class as a Factor in Linguistic Change*. In Bright, William (Hrsg.): *Sociolinguistics. Proceedings of the UCLA Sociolinguistic Conference (Janua Linguarum, Series Minor, 20)*. The Hague / Paris 1966, S. 84–113; vgl. auch Lenz: *Hyperdialektalismen und Hyperkorrekturen*, S. 76).

827 Vgl. Schiegg: *Flexible Schreiber*, S. 214.

Für die Analyse nahe- bzw. distanzsprachlicher Merkmale⁸²⁸ bietet sich besonders der Bereich der Lexik an. Hier wäre der Fremdwortgebrauch dem Distanz- und der Gebrauch von Dialektwörtern dem Nähepol zuzuordnen. Weiteren Aufschluss hierüber können syntaktische Strukturen geben, die allerdings nicht nur auf die Verwendung von Para- und Hypotaxe fokussieren dürfen. Aggregative und integrative Strukturen geben für sich genommen noch keine hinreichenden Indizien für eine nahe- oder distanzsprachliche Orientierung. Eine Herausforderung, die bei der empirischen Untersuchung des Briefkorpus zu berücksichtigen ist, stellt nicht nur die terminologische Unterscheidung zwischen Mündlichkeit/Schriftlichkeit, konzeptioneller Mündlichkeit/Schriftlichkeit und Nähe- bzw. Distanzsprache dar, sondern auf analytischer Ebene auch die Differenzierung zwischen dialektalen, regionalsprachlichen und überregionalen Merkmalen.⁸²⁹

Für eine Operationalisierung der grammatischen Merkmale von sprachlichen Äußerungen entwickelten Vilmos Ágel und Mathilde Hennig ein Instrumentarium, welches eine Textanalyse auf Mikro- und Makroebene erlaubt.⁸³⁰ Hierfür wurden die von Koch/Oesterreicher genannten grammatisch-strukturellen Merkmale erweitert und inhaltlich genauer definiert. Eine weitreichende Ergänzung und Schärfung des Modells von Ágel/Hennig sowie eine Anwendung auf ein um-

828 Für eine intensive methodologische Reflexion des Nähe-Distanz-Raumes und daraus abgeleiteter Implikationen für die Analyse vgl. das entsprechende Kapitel in Schiegg: *Flexible Schreiber*, insb. S. 199–203. – Für weitere Merkmale zur Einordnung in das Nähe-Distanz-Kontinuum vgl. auch vgl. Koch/Oesterreicher: 30 Jahre ‚Sprache der Nähe – Sprache der Distanz‘, S. 27 f. Die Autoren nennen auf mikrostruktureller Ebene im textpragmatischen Bereich z. B. Gesprächswörter wie Gliederungs-, *turn-taking*- und Kontaktsignale und als makrostrukturelle universale Merkmale im textpragmatischen Bereich beispielsweise unterschiedliche Formen der Textkohärenz, der Narration und der Redewiedergabe.

829 Vgl. Lötscher, Andreas: Auf der Suche nach syntaktischen „Nähe-Distanz“-Signalen in frühneuohochdeutschen Texten. In: Ágel, Vilmos / Hennig, Mathilde [Hrsg.]: *Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung*. Berlin / New York 2010, S. 111–134, hier S. 112. – Die Problematik einer mangelnden sprachlichen Differenzierung zwischen Nähesprache und konzeptioneller Mündlichkeit bzw. Distanzsprache und konzeptionelle Schriftlichkeit liegt in der geringen begrifflichen Trennschäfte. Sie werden in der Forschungsliteratur häufig synonym gebraucht. Herausfordernd ist zudem die Differenzierung zwischen nähesprachlichen und regionalsprachlichen oder dialektalen Merkmalen (vgl. ebd.).

830 Vgl. Ágel / Hennig (Hrsg.): *Grammatik aus Nähe und Distanz*. – Der Schwerpunkt des genannten Modells mit seinem Analyseinstrumentarium liegt auf syntaktischen Merkmalen, die aufgrund chirographischer Besonderheiten und unsicherer Lesungen für die Briefe Christiana von Goethes nur in begrenztem Maße berücksichtigt werden können. Um zu verlässlichen Aussagen zu gelangen, müssten zusätzlich Vergleichsbrieftexte (bspw. Goethe an Schiller oder andere Frauenbriefe) mit demselben Verfahren untersucht werden, was im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht zu leisten ist. Somit fließen die Erkenntnisse von Ágel/Hennig nur punktuell in die Untersuchung des vorliegenden Briefkorpus ein.

fangreiches Korpus von Patientenbriefen aus der Zeit von 1850 bis 1936 legte kürzlich Markus Schiegg vor.⁸³¹

Der auch für die vorliegende Untersuchung relevanten Frage nach einem Zusammenhang zwischen Nähe- bzw. Distanzsprache und Regionalität wurde bislang, besonders mit Blick auf historische Texte, nur punktuell empirisch nachgegangen. Wichtige Studien zu Auswandererbriefen wurden von Elspaß⁸³² und Elspaß/Denkler⁸³³ vorgelegt; auch Schiegg beschäftigt sich im Rahmen der Patientenbrief-Analyse mit dem Faktor Regionalität.⁸³⁴

4.2.2 Orthographie und Graphematik: Sprachnormierung und Sprachpraxis um 1800

An dieser Stelle soll eine kurze Einordnung der diachronen Gegebenheiten hinsichtlich der Schreibung um 1800 gegeben werden. Dieser Gegenstand wird von zwei Seiten betrachtet: den normativen Vorstellungen der Zeit einerseits und der Schreibpraxis andererseits. Da hinsichtlich der Begriffe Orthographie und Graphematik unterschiedliche Sichtweisen existieren oder die beiden Termini gelegentlich gar synonym gebraucht werden, ist eine kurze Begriffsbestimmung angebracht. Hierfür wird auf die Ausführungen von Mirjam Weder zurückgegriffen, die den Forschungsstand in ihrer Dissertation referiert:

Die Graphematik als Wissenschaft der Graphie beschäftigt sich mit der Erfassung und Beschreibung des Schriftsystems einer Sprache [...]. Mit der Orthographie hingegen werden auf der Grundlage der graphematischen Analyse Normen festgelegt und beschrieben. Mit anderen Worten geht es bei der Graphematik darum, innerhalb eines Schriftsystems mögliche Schreibungen mittels Analyse des betreffenden Schriftsystems zu isolieren – dies soll in Anlehnung an Neef (2005:2) einen „graphematischen Lösungsraum definieren“ genannt werden. Im Gegensatz dazu geht es bei der Orthographie darum, unter den möglichen

⁸³¹ Die Erweiterungen von Schiegg betreffen die lexikalisch-semantische, flexionsmorphologische, lautliche und graphematische Ebene (vgl. ders.: *Flexible Schreiber*, S. 204–208).

⁸³² Vgl. Elspaß, Stephan: Briefe rheinischer Auswanderer als Quellen einer Regionalsprachgeschichte. In: *Rheinische Vierteljahrsblätter* 72 (2008), S. 147–165 sowie Elspaß, Stephan: Zum Verhältnis von ‚Nähegrammatik‘ und Regionalsprachlichkeit in historischen Texten. In: Ägel / Hennig (Hrsg.): *Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung*, S. 66–83.

⁸³³ Denkler, Markus / Elspaß, Stephan: Nähesprachlichkeit und Regionalsprachlichkeit in historischer Perspektive. In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 130 (2007), S. 79–108. – Ferner reflektieren und diskutieren Kehrein/Fischer diese Ansätze (vgl. Kehrein, Roland / Fischer, Hanna: *Nähe, Distanz und Regionalsprache*. In: Feilke / Hennig [Hrsg.]: *Zur Karriere von ‚Nähe und Distanz‘*, S. 213–257).

⁸³⁴ Vgl. Schiegg: *Flexible Schreiber*, S. 211–213.

Schreibungen die richtige auszuwählen und als Norm festzusetzen, d. h. um die Selektion innerhalb des graphematischen Lösungsraums und die Setzung einer Norm (Neef 2005: 10, Dürscheid 2006).⁸³⁵

Um die Unterschiede zu illustrieren, greift Weder auf ein modifiziertes Beispiel von Neef zurück, und zwar auf die Schreibung der Lautkette [val], welche innerhalb des deutschen Schriftsystems realisiert werden kann als <Val> (dem Äquivalentgewicht entsprechende Grammmenge eines Stoffs), <Vaal> (Fluss in Südafrika), <Vahl> (Familiennamen), <Wal> (großes Meeressäuger), <Waal> (Mündungsarm des Rheins) und <Wahl> (Entscheidungsmöglichkeit). Nicht möglich sind hingegen Schreibungen wie <Ual> (analog zu <Qual>), <Wul>, <War>, <Fal>, <Schal>, <Ual>, <Xngs> etc. Dass das Meeressäuger letztlich korrekt <Wal> und die Entscheidungsmöglichkeit <Wahl> geschrieben wird, ist eine orthographische Festlegung.⁸³⁶

Streng genommen kann von einer Orthographie im Sinne eines normativen, kodifizierten Regelwerkes erst nach der 2. Orthographischen Konferenz in Berlin im Jahr 1901 gesprochen werden, nachdem die 1. Konferenz 1876 keine Einigung hervorgebracht hatte.⁸³⁷ Die Tradition der Rechtschreiblehren reicht allerdings bis ins 16. Jahrhundert. Claudine Moulin weist darauf hin, dass es mit dem Aufkommen von sprachtheoretischen Schriften zum Deutschen aus methodischer Sicht notwendig gewesen sei, zwischen Schriften zu unterscheiden, die auf den Sprachgebrauch zielen, und jenen, die die Kodifikation betreffen.⁸³⁸ Diese metasprachlichen Beschreibungen ermöglichen die Rekonstruktion von „zeitgebundenen Vorstellungen über schreibsprachliche Korrektheit und die mit bestimmten Graphen verknüpften Symbolwerte“. Elemental grenzt davon die historische Graphematik ab, die auf der Ebene der Pragmatik angesiedelt ist und sich „mit

835 Weder, Mirjam: Orthographische Varianten in der literalen Praxis. Empirische Untersuchung des Usus, der individuellen Repräsentationen und der Wirkung auf den Schreibprozess (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur, 95). Tübingen 2016, S. 12.

836 Vgl. Weder: Orthographische Varianten, S. 12 sowie Neef, Martin: Die Graphematik des Deutschen (Linguistische Arbeiten, 500). Tübingen 2005, S. 10. – Bei orthographischen Regelungen handelt es sich nicht, wie bei Nanna Fuhrhop zu lesen, um eine „willkürliche Normierung“ (vgl. Fuhrhop, Nanna: Orthografie [Kurze Einführungen in die germanistische Linguistik, 1]. Heidelberg: 5., aktual. Aufl. 2020, S. 1). Vielmehr wird aus der Menge „graphematisch lizenzierte[r] Schreibung[en]“ für die jeweilige Lautung die orthographisch richtige Schreibung ausgewählt (vgl. Neef: Graphematik, S. 2 f. sowie Weder: Orthographische Varianten, S. 12 f.).

837 Vgl. zu den Bestrebungen einer einheitlichen deutschen Orthographie u. a.: Deutsche Orthographie. Unter der Leitung von Dieter Nerijs bearb. von Renate Baudusch u. a., Hildesheim: 4., neu bearb. Aufl. 2007, S. 342–350 und Dürscheid: Schriftlinguistik, S. 171–173.

838 Vgl. Moulin, Claudine: Der Entwicklungsprozess der deutschen Orthographie vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. In: Deutsche Orthographie. Unter der Leitung von Dieter Nerijs bearb. von Renate Baudusch u. a., Hildesheim: 4., neu bearb. Aufl. 2007, S. 301–331, hier S. 301.

dem faktischen Graphiengebrauch und der Herausbildung, dem Funktionieren und dem Wandel von Schreibsystemen in der Praxis“ befasst.⁸³⁹

Dass das Verhältnis zwischen orthographischen und damit normativen Vorstellungen und der Schreibpraxis nicht zwangsläufig kongruent ist, haben mehrere neuere Studien gezeigt; ebenso, dass der Einfluss von Grammatik- sowie Orthographietheoretikern auf die Schreibentwicklung deutlich schwächer ausgeprägt war, als man lange Zeit annahm.⁸⁴⁰ Gleichwohl sind die Bemühungen von Pädagogen, Schriftstellern und Grammatikern, die Vereinheitlichung der deutschen Schriftsprache voranzutreiben, unbestritten.⁸⁴¹ Dabei verfolgten die Grammatiker zwei Richtungen der orthographischen Regelung: Zum einen gab es jene, die besonders auf die Kodifizierung von bereits vorherrschenden dominanten Schreibungen und damit des Schreibusus abzielten und mithin vor allem auf eine orthographische Vereinheitlichung hinwirkten. Die einflussreichsten Vertreter waren in chronologischer Reihenfolge Hieronymus Freyer (*Anweisung zur Teut-*

839 Vgl. Elmentaler: Historische Graphematik, S. 26 (dort auch die Zitate). – Die vorgestellte begriffliche Abgrenzung zwischen Graphematik und Orthographie beruht auf dem Verständnis Michael Elmentalers und repräsentiert innerhalb unterschiedlicher begrifflicher Vorstellungen und Verwendungen eine Forschungsmeinung, auf die in der vorliegenden Arbeit aufgrund ihrer Schlüssigkeit maßgeblich zurückgegriffen wird. – Elmentaler arbeitet die Forschungsliteratur in einem kurzen Überblick auf und konstatiert, dass die historische Perspektive in den maßgeblichen Monographien und Studienbüchern der letzten Jahre weitestgehend unberücksichtigt blieb. Eine Ausnahme bildet lediglich der von Nerius verantwortete Band (vgl. Deutsche Orthographie, S. 287–350).

840 Vgl. Elmentaler: Historische Graphematik, S. 26 f. – Nüblings Feststellung bezüglich des Einflusses der Grammatiker bei der Durchsetzung des morphologischen Verschriftungsprinzips lässt sich grosso modo auch auf andere Bereiche übertragen: Dieser Prozess verlief „weitgehend unabhängig von den Forderungen der Grammatiker und Orthographen [...]. Insgesamt re-agierten und kommentierten die Grammatiker, sie agierten jedoch nicht, hatte sich doch schon der Usus etabliert, als die betreffende Erscheinung beschrieben und eventuell kodifiziert wurde.“ (Nübling, Damaris u. a.: Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels (Narr Studienbücher). Tübingen: 5., aktual. Aufl. 2017, S. 257); zusammenfassend hierzu vgl. auch Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 9–11.

841 Elmentaler sieht die Relevanz der „kontinuierliche[n] Begleitung des Usus durch den metasprachlichen Diskurs von Grammatikern und Sprachkritikern“ vor allem in Folgendem: „Denn erst durch die Formulierung expliziter Regeln für das richtige Schreiben in den grammatischen Handbüchern konnte sich allmählich das Ideal einer überregional homogenen und variantenfreien Orthographie herausbilden, die wir heute kennen.“ (Elmentaler: Historische Graphematik, S. 201). Die Formulierung „variantenfrei[e] Orthographie“ bedarf meines Erachtens einer Präzisierung, um nicht missverstanden zu werden, denn gerade nach der Rechtschreibreform 2006 wird vielfach Variation in der Schreibung zugelassen (z. B. Orthographie/Orthografie). Allerdings sind diese Varianten im Duden kodifiziert und somit handelt es sich um eine zugelassene, akzeptierte Varianz und nicht um idioskriptive Eigenheiten.

schen Orthographie, 1722), Johann Christoph Gottsched (*Grundlegung einer deutschen Sprachkunst*, 1748) und Johann Christoph Adelung (u. a. *Deutsche Sprachlehre*, 1781; *Vollständige Anweisung zur Deutschen Orthographie*, 1788).⁸⁴² Eine zweite Gruppe strebte zum anderen mit ihren Regelwerken die „Verbesserung der Orthographie“⁸⁴³ an, d. h. sie beschritten neue Wege, die im Detail aber von unterschiedlichen Vorstellungen geprägt waren. Claudine Moulin bezeichnet diese Strömung mit der gebotenen Vorsicht (wegen einer i. e. S. noch nicht existenten standardisierten, einheitlichen Rechtschreibung) als „Reformregelwerke“ bzw. „Reformorthographien“.⁸⁴⁴ Allerdings stießen die Vertreter der phonetisch-phonemischen Richtung wie Friedrich Gottlieb Klopstock und Jakob Hemmer sowie die etymologisch orientierten Grammatiker wie Friedrich Carl Fulda und Abraham Gotthelf Mäzke im Gegensatz zu den am Schreibusus orientierten Grammatikern mit ihren Werken auf weniger Resonanz.⁸⁴⁵

Moulin konstatiert weiter – und hier ist in den letzten Jahren keine große Veränderung eingetreten –, dass bislang nur wenige punktuelle Erhebungen zum Schreibgebrauch im 18. Jahrhundert vorliegen, weshalb sich ein Überblick „für diesen Zeitraum auf eine Beschreibung der Kodifizierungsbemühungen zu konzentrieren“ habe.⁸⁴⁶ Hinzu kommt ein Faktor, den auch Stephan Elspaß für das 19. Jahrhundert beschreibt: „Die Gegenstände der älteren Forschung wurden

842 Vgl. Moulin: Entwicklungsprozess der deutschen Orthographie, S. 322. – Zu den Schwerpunkten dieser Orthographien sowie den Reformorthographien vgl. ebd., S. 322–330. – In der vorliegenden Arbeit wird als Referenzwerk insbesondere auf Adelungs *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart* (publiziert 1793–1801) zurückgegriffen. Dieses war in einer ersten Auflage bereits 1774 bis 1786 unter dem Titel *Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der Hochdeutschen Mundart* erschienen, wovon sich nachweislich ein Exemplar in Goethes Besitz befand (vgl. Ruppert: Goethes Bibliothek, Nr. 638; vgl. auch Goethe Bibliothek Online unter <https://lhwei.gbv.de/DB=2.5/> [22.03.2024]). Goethe besaß des Weiteren folgende Werke und Aufsätze Adelungs: *Deutsche Sprachlehre* (1781; Ruppert Nr. 703), *Über den Ursprung der Sprache und den Bau der Wörter, besonders der Deutschen. Ein Versuch* (1781; Ruppert Nr. 702); *Über die Geschichte der Deutschen Sprache, über Deutsche Mundarten und Deutsche Sprachlehre* (1781, Ruppert Nr. 702). – Allein der Umstand, dass diese Werke in Goethes Bibliothek verfügbar waren, heißt nicht, dass auch Christiana von Goethe diese ebenfalls konsultierte; dies ist eher unwahrscheinlich.

843 Moulin: Entwicklungsprozess der deutschen Orthographie, S. 322.

844 Vgl. ebd.

845 Vgl. ebd., S. 321 f. sowie 327–329; Konopka, Marek: Strittige Erscheinungen der deutschen Syntax im 18. Jahrhundert (Reihe Germanistische Linguistik, 173). Tübingen 1996, S. 232.

846 Moulin: Entwicklungsprozess der deutschen Orthographie, S. 320.

überwiegend an der ‚hohen‘ Sprache. der belletristischen Literatur gemessen.⁸⁴⁷ Die damit einhergehende Einschränkung der Perspektive auf die Literatursprache sowie die intensivierten Kodifizierungsversuche⁸⁴⁸ führten zu der naheliegenden Annahme, dass der „moderne Standard“ in der Schriftsprache bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert als erreicht galt und bis heute die Werke der „Weimarer Klassik als Höhe- und Endpunkt der deutschen Literatursprache“ angesehen werden.⁸⁴⁹ Ähnliche Formulierungen gehören zu den Grundfesten gängigen Handbuchwissens.⁸⁵⁰ Die stark vorangeschrittene Entwicklung wird schon von Gottsched in seiner *Sprachkunst* erwähnt, worauf Konopka in seiner Studie zu *Strittigen Erscheinungen der deutschen Syntax im 18. Jahrhundert* hinweist. Aus dieser Studie sei eine kurze Zusammenfassung wiedergegeben:

Johann Christoph Gottsched wünschte sich in seiner „Sprachkunst“,

daß unsere Sprache bey der itzigen Art, sie zu reden und zu schreiben, erhalten werden könnte: weil sie, allem Ansehen nach, denjenigen Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben scheint, worinnen sie zu allen Vorfällen und Absichten einer ausgearbeiteten und artigen Sprache geschickt und bequem ist. (1762:19f.)

Der populärste Sprachlehrer der Mitte des 18. Jahrhunderts schätzt das zeitgenössische Deutsch sehr hoch ein. Es sei ein voll entfaltetes Medium der schriftlichen und mündlichen Gedankenäußerung, dessen Funktionalität und ästhetische Reife sich in allen Anwendungsbereichen bewähre. Wenn man diese Meinung in eine Reihe mit modernen sprachgeschichtlichen Theorien stellt, scheint Gottscheds Einschätzung damaliger Sprachzustände überraschend treffend zu sein.

Heutzutage ist man sich in der Auffassung weitgehend einig, daß im 18. Jahrhundert die Herausbildung einer neuen Qualität des Neuhochdeutschen zu einem relativen Abschluß gekommen sei. [...] Diese neue Varietät wird dabei in der Forschung unterschiedlich benannt. Es treten dabei Bezeichnungen auf wie (*nationale*) *Literatursprache*, *Schriftsprache*, *Standardsprache* u. ä. (vgl. z. B. Schildt 1984: 163 ff., Erben 1984: 7, Piirainen 1980: 602, Wolff 1990: 137).⁸⁵¹

847 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 4 (dort auch das Zitat).

848 Vgl. Moulin: Entwicklungsprozess der deutschen Orthographie, S. 320–330.

849 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 4 (dort auch das Zitat).

850 Vgl. Elspaß, Stephan: Standard German in the 19th century? (Counter-) Evidence from the Private Correspondence of ‚Ordinary People‘. In: Linn, Andrew Robert / McLelland, Nicola (Hrsg.): Standardization. Studies from the Germanic languages (Current Issues in Linguistic Theory, 235). Amsterdam / Philadelphia / PA 2002, S. 43–65, hier S. 44.

851 Konopka: Deutsche Syntax, S. 15. – Den von Konopka genannten Bezeichnungen der *Literatursprache* stellt Otto Ludwig die Termini *Schrift- oder Buchsprache* gegenüber. Schließlich sei die *Literatursprache* nicht die Sprache des Volkes gewesen; sie wurde im 19. Jahrhundert nur an Gymnasien gelehrt, während in der Volksschule die *Buchsprache* vermittelt worden sei (vgl. Ludwig: Alphabetisierung und Volksschulunterricht, S. 161). Elspaß erweitert diese Kategorisierung um die *ungedruckte Schriftsprache* der nicht-literarischen Handschriften, bei der wiederum die

Bezieht man diese Erkenntnis auf gedruckte und vor allem literarische Werke, ist dem nicht grundsätzlich zu widersprechen. Legt man diese Materialbasis zugrunde, bedeutet das auch, dass es im Verlauf des 18. Jahrhunderts sukzessive zu einer Angleichung und Vereinheitlichung des Schreibgebrauchs gekommen sein dürfte, wenngleich auch danach noch regionale und textsortenspezifische Unterschiede zu erwarten seien. Demnach sei „nur noch mit einem relativ begrenzten Bereich von Schwankungsfällen zu rechnen“, wie es im Band von Nerius heißt. Dort wird allerdings auch betont – und das ist eine zentrale Feststellung –, dass man sich nur in wenigen wichtigen orthographischen Teilbereichen auf konkrete Befunde stützen könne und dass für eine umfassende Verifizierung die empirische Basis fehle.⁸⁵² Noch augenfälliger wird diese Einschränkung, wenn man den Radius der Betrachtung auf handschriftliche Quellen ausdehnt. In diesem Bereich gelten ähnlich breit angelegte Untersuchungen, wie sie vor allem Stephan Elspaß für Privatbriefe des 19. Jahrhunderts vorgelegt hat,⁸⁵³ für das 18. Jahrhundert und die Zeit um 1800 nach wie vor als Desiderat, um das Verhältnis von Normierung und Schreibpraxis eingehender beschreiben zu können. Nur mittels solcher Studien lässt sich ein detailliertes Bild über das Verhältnis von Norm und Varianz und damit die tatsächliche Schwankungsbreite hinsichtlich der Graphien herausarbeiten. Dies ist gerade vor dem Hintergrund der bestehenden Diglossie⁸⁵⁴ – dem gesprochenen Dialekt einer- und der in vielen Bereichen bereits normierten Schriftsprache andererseits – ein wichtiges Forschungsfeld.

Grundsätzlich ist anzunehmen, dass Elspaß' Ergebnisse für das 19. Jahrhundert in noch ausgeprägterer Form auch für das ausgehende 18. Jahrhundert gelten können. Er bemängelt, dass der eben beschriebene Blick „von oben“ mit einem Schwerpunkt auf für ‚untersuchungswürdig‘ gehaltenen Quellen und Personen sowie ein (nicht nur) lange Zeit in der Sprachgeschichte vorherrschender teleologischer Fortschrittsgedanke (im Sinne einer Höherentwicklung mit voranschreitender Systematisierung und Leistungsfähigkeit von Sprache) den Blick auf weite Teile der Sprachwirklichkeit verstellt habe.⁸⁵⁵ Erst in den letzten

öffentliche und die *private Schriftsprache* zu unterscheiden seien (vgl. Elspaß: Standardisierung des Deutschen, S. 70).

⁸⁵² Vgl. Moulin: Entwicklungsprozess der deutschen Orthographie, S. 330 (dort auch das Zitat).

⁸⁵³ Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten.

⁸⁵⁴ Vgl. u. a. Gessinger: Kommunikative Verdichtung, S. 281 und Besch, Werner / Wolf, Norbert Richard: Geschichte der deutschen Sprache. Längsschnitte – Zeitstufen – linguistische Studien (Grundlagen der Germanistik, 47). Berlin 2009, S. 238.

⁸⁵⁵ Nahezu idealtypisch wird diese Fortentwicklung in Werner Beschs Phasenmodell zur Ausformung der deutschen Schriftsprache vom Beginn der Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts beschrieben: 1. Phase der Grundlegung einer überregionalen Schriftsprache (16. Jh.); 2. Phase des Ausbaus (Mitte des 16. bis Mitte des 18. Jhs.); 3. Phase der Bereinigung (zweite Hälfte

Jahrzehnten weitete sich der Gegenstandsbereich aus und so nahm das Interesse an der Untersuchung alltagssprachlicher Texte breiter Bevölkerungsschichten zu.⁸⁵⁶ Diese Erweiterung macht Sprache und Sprachpraxis in ihrer Heterogenität und Diversität sichtbar. Die Studien, die es bislang in diesem Bereich gibt, zeigen, dass das gängige Bild von einer weitestgehenden Standardisierung des Deutschen um 1800 mindestens zu hinterfragen und teilweise zu revidieren ist.⁸⁵⁷

des 18. Jhs) (vgl. Besch, Werner: Standardisierungsprozesse im deutschen Sprachraum. In: *Sociolinguistica* 2 (1988), S. 186–208, S. 186–208, hier insb. S. 203). – Gerade der Fort- und Höherentwicklungsgedanke steht in einem engen Zusammenhang mit einer Tradition, die noch bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Sprachgeschichtsschreibung reichte, und „die die Konstruktion einer Standardsprache und die Verklärung der Klassikersprache in den Dienst der kulturellen Identitätsfindung der deutschen Nation stellte.“ (Elsaß: Standardisierung des Deutschen, S. 71) – Vgl. grundlegend dazu Reichmann, Oskar: Nationale und europäische Sprachgeschichtsschreibung. In: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes* 48 (2001), S. 530–537 sowie ders. unter Mitwirkung von Burgi, Christiane / Kaufhold, Martin / Schäfer, Claudia: Zur Vertikalisierung des Varietätenspektrums in der jüngeren Sprachgeschichte des Deutschen. In: Schmitt, Ludwig Erich / Munske, Horst Haider (Hrsg.): *Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien: Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern*. Berlin / New York 1988, S. 151–180.

856 Vgl. ausführlich hierzu Elsaß: Sprachgeschichte von unten, S. 1–11. – Zum Begriff der Alltagssprache sei angemerkt, dass es sich um einen Funktionalstil handelt, der grundsätzlich im gesamten Varietätenspektrum des Deutschen vorkommen kann und nicht nur auf Texte aus dem Alltagskontext weniger geübter Schreiber beschränkt ist. Hauptsächliches Merkmal ist eine thematische und den beteiligten Personenkreis betreffende Offenheit bzw. „Ungerichtetheit“ der Kommunikation. Dementsprechend groß und vielfältig ist der Gegenstandsbereich der Alltagssprache (vgl. hierzu zusammenfassend Neumann: Soldatenbriefe, S. 43–45 sowie Löffler, Heinrich: *Germanistische Soziolinguistik (Grundlagen der Germanistik, 28)*. Berlin: 5., neu bearb. Aufl. 2016, S. 95–97; ausführlicher Elsaß, Stephan: *Alltagsdeutsch*. In: Krumm, Hans-Jürgen u. a. (Hrsg.): *Deutsch als Fremd- und Zweitsprache. Ein internationales Handbuch*. 1. Teilbd. [HSK, 35.1]. Berlin / New York 2010, S. 418–424).

857 Vgl. insbesondere die Studien mit einem Untersuchungsschwerpunkt im 19. Jahrhundert: Elsaß: Sprachgeschichte von unten; Grosse u. a.: *Der Alltag kleiner Leute in Bittschriften, Briefen und Berichten*; Klenk: *Sprache im Kontext sozialer Lebenswelt*; Mihm, Arend: *Arbeitersprache und gesprochene Sprache im 19. Jahrhundert*. In: Cherubim / Grosse / Mattheier (Hrsg.): *Sprache und bürgerliche Nation*, S. 282–316; Neumann: *Soldatenbriefe*; Schiegg: *Flexible Schreiber*; Schikorsky, Isa: *Zum sprachlichen Alltag „kleiner Leute“*. *Privattexte als Gegenstand der Sprachgeschichte*. In: Cherubim, Dieter / Mattheier, Klaus (Hrsg.): *Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache. Sprach- und sozialgeschichtliche Untersuchungen zum 19. Jahrhundert*. Berlin / New York 1989, S. 229–244. – Betrachtet man die Standardsprache des Gegenwartsdeutschen, ist auch hier mit Varianz zu rechnen, die für den Bereich der Grammatik jüngst dokumentiert und ausgewertet wurde (vgl. dazu die Publikationen aus dem Projekt Variantengrammatik des Standarddeutschen unter <http://www.variantengrammatik.net/publikationen.html>; 22.03.2023). Beim ‚Standarddeutschen‘ handelt es sich demnach „nicht nur aus gegenwärtiger Sicht, sondern auch historisch betrachtet um einen vielschichtigen und mehrdeutigen Begriff [...], der mit Sorgfalt zu verwenden ist [...]“. (Dürscheid, Christa / Schneider, Jan Georg: *Standardsprache und Va-*

Elspaß wirft in diesem Zusammenhang die Frage auf, was überhaupt unter dem Terminus der Standardisierung zu verstehen sei und weist auf Unterschiede zwischen einem „deutschen“ Verständnis, wie es etwa im *Lexikon der Sprachwissenschaft* von Bußmann zu lesen ist, und einem „internationaleren“ Verständnis hin.⁸⁵⁸ Hierbei stellen sich beispielweise Fragen wie: Legt man nur die Schreibnorm oder eine Normierung in gesprochener und geschriebener Sprache zugrunde? Spielen schichtspezifische Einschränkungen und damit wertende Kriterien eine Rolle?⁸⁵⁹ Worauf fußt ein Urteil über den Stand der Normierung bzw. Standardisierung: auf deskriptiven oder präskriptiven Regelwerken oder auf einer möglichst breiten Akzeptanz solcher Normen bzw. einem Usus in der schreibkundigen Bevölkerung? Je nachdem, wie diese Fragen beantwortet werden, wird eine Einschätzung unterschiedlich ausfallen.

Insgesamt hat Elspaß in seiner *Sprachgeschichte von unten* überzeugend dargelegt, dass an dem tradierten Bild einer weitgehend akzeptierten Standardsprache selbst noch für das 19. Jahrhundert berechtigte Zweifel anzumelden sind. Dies gilt umso mehr für das 18. Jahrhundert, in dem noch weniger Menschen, letztlich also ein sehr geringer Teil der Bevölkerung, „Zugang zu den kodifizierten Normen vom Schlage der Schulgrammatiken“⁸⁶⁰ hatten. Die Grammatiken hingegen, die sehr hohe Maßstäbe in ihren Normierungen anlegten, waren Unterrichtsgegenstand der höheren Schulbildung (von der Mädchen ausgeschlossen waren) und damit nur einem kleinen Kreis der bildungsbürgerlichen Schicht zugänglich.⁸⁶¹ Die Schreibsozialisation und somit auch die Schreibpraxis der Bevölkerungsmehrheit waren geprägt von diversen, teilweise auch „regional begrenzten Gebrauchsnormen“. Elspaß konstatiert dementsprechend ein Vermittlungsprob-

riation. Tübingen 2019, S. 25). Die deutsche Standardsprache ist also – selbst wenn ausschließlich die Schriftsprache zugrunde gelegt wird – weder homogen noch statisch und einem stetigen Wandel unterworfen.

858 Vgl. Elspaß: Standardisierung des Deutschen, S. 64 f.

859 Vgl. ebd., S. 64.

860 Ebd., S. 89.

861 Grundsätzlich sind Normen präskriptive Größen, „Abbilder, Verallgemeinerungen, Meta-größen über einen bestimmten Gegenstandsbereich“ (Nerius, Dieter: Normiertheit und Veränderung in der deutschen Orthographie. In: Eisenberg, Peter / Günther, Hartmut [Hrsg.]: Schriftsystem und Orthographie [Reihe Germanistische Linguistik, 97]. Tübingen 1989, S. 267–281, hier S. 268). Nerius definiert sie weiter als „Auswahlgrößen aus der Gesamtheit der Möglichkeiten, die die Sprache in einem bestimmten Zeitraum in einer Gemeinschaft für die Bildung und Verwendung sprachlicher Äußerungen besitzt. Diese Auswahl geht schließlich einher mit einem höheren Grad an Anerkennung und Verbindlichkeit der ausgewählten sprachlichen Mittel gegenüber anderen, vorkommenden oder bildbaren Varianten, die in der entsprechenden Gemeinschaft nicht (nicht mehr oder noch nicht) als normgemäß angesehen werden.“ (Ebd.)

lem an den erst im 19. Jahrhundert verstärkt aufkommenden Volksschulen: „Viele der Normen sind zu einem Großteil der alphabetisierten Bevölkerung kaum durchgedrungen und wurden [...] in der Schreibpraxis regelrecht unterlaufen.“⁸⁶² Er unterscheidet deshalb zwischen den impliziten, durch Konvention im täglichen Gebrauch entstandenen Normen der Alltagssprache und expliziten, d. h. in Grammatiken, Orthographiewörterbüchern u. Ä. festgehaltenen Normen der Hochsprache.⁸⁶³ Die Standardisierung, die Koch/Oesterreicher als „Aus- und Abwahl der einzelsprachlichen Mittel im Distanzbereich“⁸⁶⁴ definieren, spielte also für einen Großteil der Bevölkerung bis ins 20. Jahrhundert hinein kaum eine Rolle.

Neben dem Aspekt der begrenzten Zugänglichkeit zu den Normen der Schriftsprache oder zu den Regelwerken (die unterschiedliche Ansätze vertraten) ist danach zu fragen, welche Ebenen der Schriftsprache – von der mündlichen Sprache bzw. Aussprache soll hier nicht gehandelt werden – bereits weitestgehend normiert und welche noch weiter von einer Standardisierung entfernt waren. Grundsätzlich war die Normierung in den Bereichen Morphologie und Syntax weiter fortgeschritten als in der Orthographie, welche erst nach der Reichsgründung 1871 in Rechtschreibwörterbüchern wie der *Preußischen Schulorthographie* von 1880 weitreichender geregelt wurde.⁸⁶⁵ Somit ist gerade im Bereich der Orthographie eine größere Varianz zu erwarten. Innerhalb der Orthographie gab es wiederum Felder, die früher normiert wurden als andere.⁸⁶⁶

Auf der Vermittlungsebene bzw. der Ebene der Graphie bestand im Schriftspracherwerb noch bis ins 20. Jahrhundert eine weitere, nicht zu unterschätzende Schwierigkeit durch die Vielzahl der zu erlernenden graphischen Inventare. Böhm/Gessinger weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, dass im elementaren Lese- und Schreibunterricht mindestens acht graphische Inventare gelehrt und gelernt werden mussten: Deutsche Kurrentschrift als Schreibschrift, Fraktur als Druckschrift, lateinische Kursive als Schreibschrift und Antiqua als Druckschrift – und zusätzlich das entsprechende Majuskel- und Minuskelinventar. Heutzutage erlernt ein Grundschulkind in Deutschland nur etwa die Hälfte des graphischen Inventars im Vergleich zum 18./19. Jahrhundert. Hinzu kam (zumindest in der höheren Schulbildung) die Kalligraphie als das ‚Schönschreiben‘ sowie das Erlernen von Ligaturen, Abkürzungen, diakritischen Zeichen und den Regeln zur Anwendung der deutschen

⁸⁶² Vgl. Elspaß: Standardisierung des Deutschen, S. 89–91 (die beiden vorhergehenden Zitate auf S. 90 und 91).

⁸⁶³ Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 133 f.

⁸⁶⁴ Koch/Oesterreicher: Schriftlichkeit und kommunikative Distanz, S. 364.

⁸⁶⁵ Vgl. Elspaß: Standard German, S. 44.

⁸⁶⁶ Vgl. u. a. Neri: Deutsche Orthographie, S. 330 f. – Die dort besprochenen Befunde basieren der Forschungslage vor über zehn Jahren entsprechend allesamt auf gedruckten Texten.

respektive (bei Fremdwörtern) der lateinischen Schrift.⁸⁶⁷ Das ist kein geringer Anspruch in Anbetracht eines damals wenig leistungsfähigen und noch schwach ausgebildeten Schulsystems.

Hinzu kommt, dass die Schreibung des Deutschen aus graphematischer Sicht einen hohen Schwierigkeitsgrad aufweist. Das betrifft insbesondere die Beziehung zwischen Lauten und Buchstaben, die Phonem-Graphem-Korrespondenz oder vice versa.⁸⁶⁸ Entgegen der landläufigen Meinung, dass die meisten Wörter im Deutschen geschrieben werden, wie man sie spricht, entpuppt sich die deutsche Orthographie als relativ komplex und primär leser- und weniger schreiberfreundlich.⁸⁶⁹ Von einer Lautverschriftung oder Phonographie flacher Schriftsysteme, die wie das Finnische primär phonographisch angelegt sind, ist das Deutsche, das auch semantische Prinzipien berücksichtigt, weit entfernt.⁸⁷⁰ Eineindeutige Relationen in Form einer umkehrbaren 1:1-Entsprechung zwischen Phonem und Graphem haben sich im Laufe der schriftsprachlichen Entwicklung nicht durchgesetzt. Vielmehr ist die Beziehung zwischen Phonemen und Buchstaben von einer Polyrelationalität geprägt, d. h. einem Phonem können häufig zwei oder mehr graphische Elemente zugeordnet werden. Abb. 10 zeigt diese sogenannten relationalen Asymmetrien am Beispiel der Verschriftungsmöglichkeiten des Lautes [k].

Ein Laut wird auf der Ebene der Graphie nicht immer nur durch einen Buchstaben repräsentiert, sondern teilweise auch durch Buchstabenverbindungen, die wiederum ein (komplexes) Graphem bilden. So entstehen Digraphe (wie <ch> für die Allophone [ç] und [χ]),⁸⁷¹ Trigraphe (wie <ieh> für [i:] wie in <sieh>) oder

⁸⁶⁷ Vgl. Böhm/Gessinger: Schriftwechsel, S. 12.

⁸⁶⁸ Vgl. hierzu ausführlicher u. a. Deutsche Orthographie, S. 108–128; einen kurzen Überblick gibt das Studienbuch von Nübling u. a.: Historische Sprachwissenschaft, S. 241–263. Den nachfolgenden Ausführungen liegt die eben genannte Sekundärliteratur nebst Elementaler: Historische Graphematik, passim, zugrunde.

⁸⁶⁹ Vgl. Nübling u. a.: Historische Sprachwissenschaft, S. 244. – Fuhrhop hebt in ihrer Einführung zur Orthographie hervor, dass es sich bei der Schreibung des Deutschen zum großen Teil um ein „natürliches“ System handele und die Rechtschreibung wiederum als „Normierung“ gesehen werden könne, die idealerweise so funktioniere, dass die bereits vorherrschenden Prinzipien zu expliziten Regeln gemacht würden. Die Schreibung sollte dabei intuitiv beherrschbar sein und dies sei sie auch weitestgehend; eine ausschließlich auf expliziten Regeln basierende Rechtschreibung würde hingegen nicht funktionieren (vgl. Fuhrhop: Orthografie, S. 3). Allerdings muss man fragen, wie „intuitiv“ die Schreibung oder Rechtschreibung tatsächlich ist, wenn in der Grundbildungsstudie LEO noch im Jahr 2018 rund 6,2 Millionen und damit 12,1 Prozent der deutschsprachigen Erwachsenen als gering literalisiert gelten (vgl. Grotluschen, Anke u. a.: LEO 2018. Leben mit geringer Literalität. Hamburg 2019, S. 5, Online-Version: <https://leo.blogs.uni-hamburg.de> [22.03.2024]).

⁸⁷⁰ Vgl. Nübling u. a.: Historische Sprachwissenschaft, S. 243 f.

⁸⁷¹ So wird beispielsweise [ʧʁ] auf der phonologischen zu <ich> auf der graphischen Ebene und [bax] wird zu <Bach>.

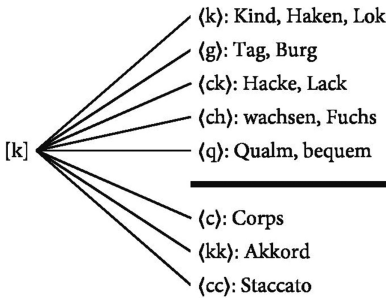


Abb. 10: Der Laut [k] und seine graphischen Entsprechungen (aus: Nübling u. a.: Historische Sprachwissenschaft des Deutschen, S. 242).

Tetragraphe (wie <dsch> in <Dschungel>).⁸⁷² In der deutschen Kurrentschrift kommt beispielsweise bei den s-Lauten noch die besondere Schwierigkeit hinzu, dass diese auf der graphischen Ebene je nach Position im Wort durch drei unterschiedliche Graphen (oder Graphien in Elmentalers Terminologie) repräsentiert werden. Zu den Allographen des Graphems <s> gehört das lange s (Schaft-s) sowie das runde s (Schluss-s). Das lange s steht grundsätzlich im Wortinneren, während das runde s am Wort- oder Silbenende steht. Hinzu kommt noch das Eszet, bei dem es sich dem Namen nach um eine Ligatur aus Lang-s und <z> handelt.⁸⁷³

Die Polyrelationalität führt auch dazu, dass es auf der graphischen Ebene Oppositionen gibt, die keine Entsprechung auf der phonematischen Ebene aufweisen wie <fiel> und <viel> oder das Verb <ahnen> und das Nomen <Ahnen>. Es gibt noch weitere durch die Polyrelationalität bedingte Sonderfälle, deren Vorkommen sich durch verschiedene Prinzipien und anhand der diachronen Entwicklung erklären lassen. Eine vollständige Übersicht über die Phonem-Graphem-Beziehungen des Deutschen liefert der Band von Dieter Nerijs.⁸⁷⁴ Weitere Herausforderungen, vor denen Schreiber des Deutschen stehen, sind die Substantivgroßschreibung, die Getrennt- und Zusammenschreibung (um 1800 oft noch mit Binnenmajuskel) sowie die Interpunktion. Diese Bereiche waren im Grad ihrer Normiertheit um 1800 unterschiedlich weit vorangeschritten.

⁸⁷² Vgl. auch die Auflistung von Mehrfachgraphien im Frühneuhochdeutschen in Elmentaler: Historische Graphematik, S. 71, der terminologisch von Digraphen, Trigraphen usw. spricht. Ob es sich bei dem prototypischen Beispiel eines Trigraphen <sch> tatsächlich um ein komplexes Graphem oder um zwei Grapheme <s> und <ch> handelt, wird in der Linguistik diskutiert. Fuhrhop/Peters zeigen anhand der Minimalpaaranalyse, dass diese für die Annahme zweier Grapheme spricht (vgl. dies.: Einführung in die Graphematik, S. 205).

⁸⁷³ Zur Entstehung des Eszet gibt es mindestens drei weitere Hypothesen, vgl. Fuhrhop, Nanna / Peters, Jörg: Einführung in die Phonologie und Graphematik. Stuttgart / Weimar 2013, S. 199 f. sowie Bollwage, Max: Buchstabengeschichte(n). Wie das Alphabet entstand und warum unsere Buchstaben so aussehen. Graz 2010, S. 119–121.

⁸⁷⁴ Vgl. Deutsche Orthographie, S. 122–125.

Bedenkt man die oben angedeutete Komplexität, die der modernen Orthographie zugrunde liegt – der Schreibung von Fremd- und Lehnwörtern wurde dabei noch keine Beachtung geschenkt, obwohl diese die Komplexität noch deutlich steigert –, erscheint es weniger überraschend, dass die Schriftstücke einer nicht sonderlich routinierten Schreiberin ohne systematische Schulausbildung wie Christiana von Goethe um 1800 eine Variantenvielfalt in der Schreibung aufweisen.

Hinzu kommt, dass Christiana von Goethe dem Teil der Bevölkerung angehörte, der kaum über umfassenderes Regelwissen im konzeptionell schriftlichen Deutsch bzw. der Distanzsprache verfügte. Bis heute kann ein nicht unerheblicher Teil der deutschsprachigen Bevölkerung nicht auf profunde Kenntnisse im distanzsprachlichen Bereich zurückgreifen; Stephan Elspaß konstatiert, dass diese Gruppe nur „über geringe, oft nur passive Kompetenzen in einer so verstandenen ‚Hochsprache‘ des Deutschen“⁸⁷⁵ verfügt. Weiter heißt es bei Elspaß dazu:

Vielmehr ‚verharren‘ sie mehr oder minder in Alltagssprachlichkeit und damit in sowohl mündlichen als auch schriftlichen Sprachformen, die im Wesentlichen durch konzeptionelle Mündlichkeit geprägt sind. Diese Grundformen [...] der alltagssprachlichen Kommunikationsbereiche [...] waren und sind relativ unbeeinflusst von den sprachsystemischen Veränderungen und Einflüssen der konzeptionellen schriftlichen Leitvarietät.⁸⁷⁶

Hinzu kommt eine im Laufe der Zeit voranschreitende „sprachliche Diskrepanz zwischen Nähe- und Distanzbereich“,⁸⁷⁷ die die Kluft vor allem im diaphasischen, diastatischen, aber auch diatopischen Bereich merklich vergrößerte. Das heißt jedoch nicht, dass sich innerhalb dieser Alltagssprachlichkeit keine Normen herausgebildet hätten. Die Alltagssprache war um 1800 stark durch den jeweils gesprochenen Dialekt geprägt, im Fall von Christiana von Goethe also durch das Ilmthüringische bzw. den Weimarer Dialekt. Anja Lobenstein-Reichmann, die sich im Zusammenhang mit der Frage nach verbaler Gewalt mit der Normiertheit von Sprache auseinandergesetzt hat, argumentiert, dass der Dialekt (der im Verschriftungsprozess bei Christiana Vulpius eine wichtige Rolle spielte) mit seiner „fundamentale[n] Mündlichkeit“ und der damit verbundenen „dialogischen Sprachstruktur eine andere Form von

⁸⁷⁵ Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 133. – Es wurde bereits insbesondere aus soziolinguistischen Kreisen verschiedentlich darauf hingewiesen, dass der Terminus ‚Hochsprache‘ mit Vorsicht zu gebrauchen ist, da die Vertikalisierung der Varietäten nicht notwendigerweise mit der Sozialstruktur der damaligen Gesellschaft korrespondiert (vgl. u. a. Elspaß: Standard German, S. 45). So führt Peter von Polenz eindruckliche Beispiele von Regenten wie August dem Starken oder Friedrich dem Großen an, denen keineswegs die Kenntnis der konventionellen Orthographie der Zeit zu bescheinigen ist (vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 221–225).

⁸⁷⁶ Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 133.

⁸⁷⁷ Koch/Oesterreicher: Schriftlichkeit und kommunikative Distanz, S. 365.

Normiertheit impliziert als in den schriftorientierten Varietäten“.⁸⁷⁸ Sie bezieht sich dabei auf das Normverständnis von Eugenio Coseriu, der eine Norm nicht ausschließlich für eine wie auch immer definierte Standardsprache annimmt, sondern letztlich für jede Varietät. Dabei sind qualitative Unterschiede und Abstufungen zu bedenken, ebenso wie verschiedene normsetzende Instanzen sowie normative Interessen.⁸⁷⁹ Lobenstein-Reichmann definiert ‚Norm‘ in diesem Zusammenhang in Anlehnung an Mirra M. Guchmann als „alle von einer Sprechergemeinschaft anerkannten und als vorbildlich bzw. richtig und angemessen angesehenen Normen einer Sprache“. Bezogen auf den Dialektgebrauch meint dies „alles, was man innerhalb einer Dialektgemeinschaft ohne aufzufallen sagen kann“; dabei sind thematische und inhaltliche Setzungen eingeschlossen.⁸⁸⁰ Während die durch Grammatikalisierung geprägten Normen der ‚Hochsprache‘ in Grammatiken, Orthographielehrbüchern o. Ä. kodifiziert sind, gilt diese „Philologisierung / Linguistisierung / Pädagogisierung“ kaum oder gar nicht für Dialekte.⁸⁸¹ Für alle Varietäten außer der ‚Hochsprache‘ (und damit für Dialekte, Alltagssprache etc.) muss vielmehr von „Gebrauchs-Normen der Sprachbevölkerung“ ausgegangen werden, die eben nicht wie die Normen der ‚Hochsprache‘ über metasprachliche Abhandlungen erfasst werden können, sondern anhand des vorhandenen Quellenmaterials empirisch untersucht werden müssen.⁸⁸²

4.2.3 Das Diskriminierungspotential von Sprache

Die Entwicklung einer einheitlichen Orthographie steht aus historischer Sicht im Zusammenhang mit der nationalstaatlichen oder auch der übernationalen Einheit. So zielten die Bestrebungen zur Kodifizierung einer einheitlichen Orthographie um 1900 auf Regelungen, die für alle deutschsprachigen Länder gelten sollten. Es verwundert deshalb nicht, dass die Beherrschung der Orthographie bis heute stark ideologisch aufgeladen ist.⁸⁸³ Sie gilt in unserer modernen Ge-

⁸⁷⁸ Lobenstein-Reichmann, Anja: Verbale Gewalt – ein Forschungsgegenstand der Sprachgeschichtsschreibung. In: Ernst, Peter (Hrsg.): Historische Pragmatik (Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte, 3). Berlin / Boston 2012, S. 215–238, hier S. 229.

⁸⁷⁹ Vgl. Lobenstein-Reichmann: Verbale Gewalt, S. 229; vgl. auch Coseriu, Eugenio: Sprachkompetenz. Grundzüge der Theorie des Sprechens. Bearb. und hrsg. von Heinrich Weber (Tübinger Beiträge zur Linguistik, 508). Tübingen ²2007.

⁸⁸⁰ Lobenstein-Reichmann: Verbale Gewalt, S. 230 (dort auch die Zitate).

⁸⁸¹ Ebd.

⁸⁸² Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 133 (dort auch das Zitat).

⁸⁸³ Vgl. Augst, Gerhard: Orthografie / Orthography. In: Ammon, Ulrich u. a. (Hrsg.): Sociolinguistics / Soziolinguistik. An International Handbook of the Science of Language and Society / Ein

sellschaft als „sichtbare[r] Ausdruck der Literalität. In ihr verdinglichen sich symbolhaft und nachprüfbar die Fähigkeit zur schriftlichen Kommunikation, die Beherrschung der geschriebenen Sprache, der Nachweis schulischer Bildung und die Teilhabe an Kultur.“⁸⁸⁴ Gerhard Augst deutet hier bereits die sozio-kulturelle Dimension der Orthographie an, die durch die Wahlmöglichkeit aus unterschiedlichen Schreibvarianten begründet wird.⁸⁸⁵ Jede sprachliche oder kommunikative Entscheidung für genau eine Variante ist damit von sozialer und kultureller Bedeutung.⁸⁸⁶ Durch Sprachnormierung werden Varianten reduziert, obwohl „nichtnormative Varianten die inhaltliche Verständigung keineswegs behindern“,⁸⁸⁷ insbesondere wenn es sich um lizenzierte Schreibvarianten handelt. Peter von Polenz betont, dass diese Varianten, obwohl sie keine semantischen Unterschiede aufweisen, „wohl aber mit Nebenbeinformationen (Konnotationen) wie ‚richtig‘/‚falsch‘, ‚gebildet‘/‚ungebildet‘, ‚konformistisch‘/‚eigenwillig‘, ‚modern‘/‚veraltet‘ usw.“ verbunden seien; somit werden auf Basis der jeweils gewählten Sprachform auch „soziale Einschätzungen“ durch die Rezipienten vorgenommen.⁸⁸⁸

Obwohl die deutsche Orthographie um 1800 noch nicht in kodifizierter Form vorlag, kann man davon ausgehen, dass ein ‚Normbewusstsein‘ in der Sprachgemeinschaft vorhanden war, wenngleich diastratische Unterschiede in der Wahrnehmung und Bewertung anzunehmen sind. Bei schreibversierten Personen wird dieses – wie auch heutzutage – ausgeprägter gewesen sein als bei Personen mit geringer Schreibpraxis, funktionalen Analphabeten oder illiteraten Menschen. Die von Peter von Polenz angesprochenen Konnotationen insbesondere hinsichtlich des Bildungsgrads und der sozialen Herkunft existierten auch um 1800.⁸⁸⁹

internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. 1. Teilbd. (HSK, 3.1). Berlin / New York: 2. vollständig neu bearb. u. erw. Aufl. 2004, S. 646–652, hier S. 648.

884 Augst: Orthografie, S. 646.

885 Ausführlicher geht Mark Sebba auf die soziale Dimension der Orthographie in der Gegenwartssprache ein, deren Voraussetzungen die Variation und damit zusammenhängende Entscheidungen für eine Schreibung sind (vgl. ders.: *Spelling and Society. The Culture and Politics of Orthography around the World*. Cambridge 2007, S. 26–57).

886 Vgl. Weder: Orthographische Varianten, S. 27.

887 von Polenz, Peter: *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Bd. 3. 19. und 20. Jahrhundert. Berlin / New York 1999, S. 231.

888 Ebd., S. 231.

889 Metasprachliche Äußerungen aus dem Weimarer Kontext belegen zumindest, dass regionale Unterschiede oder aber auch Eigenheiten in der Schriftsprache registriert wurden. Bezogen auf die Briefe Christiana von Goethes ist die Bemerkung Bettina Brentanos in einem Brief an Goethe vom 5. März 1808 interessant: „Gelt ich machs grad wie Dein Liebgen schreib, krizel, mach Tintenkleckse und Orthografiefehler, und denk immer es schadet nichts. hab ihn ja lieb.“ (Bettinas Briefwechsel mit Goethe, S. 47; vgl. dazu Kapitel 3.3). Ebenso wahrgenommen wurden Charakteristika von Schillers schwäbischer Mundart. So bezeichnete Johann Jakob Graff, Schauspieler am

Dieser Hintergrund ist für die Frage des Verhältnisses unterschiedlicher Varietäten zu bedenken, denn diese entfernten sich im Laufe der Zeit immer weiter voneinander, d. h. die Kluft zwischen einer „distanzsprachlichen skriptizistischen Leitvarietät und den sprechsprachlichen Varietäten aller Art (z. B. den Dialekten) mit ihrem medial und konzeptionell mündlichen Charakter“⁸⁹⁰ wurde im Laufe der Zeit immer größer. Dies ist schon im 17. und 18. Jahrhundert zu beobachten, als mit ansteigender Alphabetisierung und zunehmenden Sprachkultivierungsbestrebungen die Alltagssprache der Bevölkerungsmehrheit, meist der jeweilige Dialekt, abgewertet wurde. Trotz der Dominanz des Dialektgebrauchs in der mündlichen Sprachdomäne wurde dieser im Gegensatz zum ‚Hochdeutsch‘ als ‚Provinzsprache‘, ‚Landsprache‘ oder ‚Pöbelsprache‘ stigmatisiert und mit Attributen versehen wie ‚niedrig‘, ‚grob‘ oder ‚vulgär‘.⁸⁹¹ Das Diskriminierungspotential, welches nicht erst mit der Kodifizierung der Normen der vor allem schriftsprachlichen ‚Standardsprache‘ zu beobachten ist,⁸⁹² kommt eindrücklich in Johann Gottfried Herders Schulrede aus dem Jahre 1796 zum Ausdruck, in der es heißt:

Weimarer Hoftheater, Schillers dialektale Intonation als „näselnden Ton“ (vgl. Schillers Werke. Nationalausgabe. Hrsg. im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach von Norbert Oellers, Bd. 42: Schillers Gespräche. Unter Mitwirkung von Liselotte Blumenthal hrsg. von Dietrich Germann und Eberhard Haufe. Weimar 1967, S. 362 f.).

890 Lobenstein-Reichmann: Verbale Gewalt, S. 229. – Die Autorin charakterisiert die standard-sprachliche Norm etwas zugespitzt als „philologisierte bildungsbürgerliche Moral, gepflegte und sozial unterscheidende Stilistik, bis zur Unverständlichkeit elaborierte Syntax und Wortbildung, auf Wohlbestimmtheit getrimmter Wortgebrauch“, während sie die dialektale Norm als dasjenige definiert, „was sich aus der sprechsprachlichen Nähesituation im pragmatischen Normfindungsprozess des dialektgesellschaftlichen Miteinanders ergibt.“ (Ebd. S. 230).

891 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 241.

892 Ideologiekritische Ansätze aufgrund des hohen Diskriminierungspotentials insbesondere hinsichtlich des ‚gesprochenen Standarddeutsch‘ vertreten vor allem Stephan Elspaß und Péter Maitz, die mehrere Aufsätze zu dieser Thematik publiziert haben, vgl. u. a. Elspaß, Stephan / Maitz, Péter: Zur Ideologie des ‚Gesprochenen Standarddeutsch‘. In: Hagemann, Jörg / Klein, Wolf Peter / Staffeldt, Sven (Hrsg.): Pragmatischer Standard (Stauffenburg Linguistik, 73). Tübingen 2013, S. 35–48 sowie Elspaß, Stephan / Maitz, Péter: Zur sozialen und sprachpolitischen Verantwortung der Variationslinguistik. In: Glaser, Elvira / Schmidt, Jürgen Erich / Frey, Natascha (Hrsg.): Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte, 144). Stuttgart 2011, S. 221–240; eine kurze Zusammenfassung findet sich auch in Dürscheid/Schneider: Standardsprache und Variation, S. 29–32.

Unser Thüringen hat viel Gutes, aber keinen angenehmen Laut der Sprache, welches man dann am meisten inne wird, wenn man, wie oft der Fall ist, zwar Töne, ineinandergezogene Töne höret, aber den Sinn der Rede nicht versteht. – Jünglinge, die diesen unangenehmen Dialekt bloßer Thierlaute an sich haben, sie mögen aus Städten oder vom Lande her seyn, müssen sich alle Mühe geben, im Gymnasium eine Menschliche, natürliche, Charakter- und Seelenvolle Sprache zu bekommen und von ihrer bäurischen oder schreienden Gassenmundart sich zu entwöhnen. Sie müssen das Bellen und Belfern, das Gackeln und Krächzen, das Verschlucken und Ineinander Schleppen der Worte und Sylben abdanken und statt der Thierischen die Menschengesprache reden.⁸⁹³

In Anbetracht dieser rigorosen Abwertung des Dialektes, den Herder mit tierischen, nicht aber mit menschlichen Lauten vergleicht, überrascht es kaum, dass schon am Ende des 18. Jahrhunderts zuweilen eine gewisse Sprachscham bei Dialektsprechern durch Dialektforscher dokumentiert wurde; und das, obwohl „gehobenes, überregionales Sprechen noch bis ins 19. Jh. nur von einer dünnen gebildeten Oberschicht, und auch nur in bestimmten ständisch, professionell und öffentlich relevanten Kommunikationssituationen beherrscht wurde.“⁸⁹⁴ Insbesondere aus literarischen Quellen geht hervor, dass den verschiedenen Varietäten ein unterschiedliches Ansehen zukam und dass diese Varietäten, insbesondere der Dialektgebrauch, zur Charakterisierung von Personen eingesetzt wurden: Im 17./18. Jahrhundert gewann mit zunehmenden Sprachnormierungs- und Kodifizierungsbestrebungen auch die sozialdistanzierende Abwertung des Dialektes als Sprache des untersten Standes, der Bauern und der ländlichen Bevölkerung an Bedeutung.⁸⁹⁵

Um 1800 gab es weitere wirkmächtige Möglichkeiten der sprachlichen Ausgrenzung, die zugleich eine soziale Ausgrenzung bedeuten konnten, und dies betrifft die Verwendung der Prestigesprache Französisch, die in Kreisen des Adels und des gehobenen Bürgertums nach wie vor eine wichtige Rolle spielte. Die Beherrschung von Fremdsprachen konnte und wurde somit zur sozialen Distinktion eingesetzt. Während mit dem Dienstpersonal Deutsch gesprochen wurde, kommunizierten die Angehörigen der höheren Schichten nicht selten auf Französisch.⁸⁹⁶ Bereits die gehäufte Verwendung fremdsprachlicher Ausdrücke konnte (und kann auch heutzutage) in entsprechenden Kommunikationssituationen einen sozialdistanzierenden oder ausgrenzenden Effekt hervorrufen, der bewusst zum Ausschluss

⁸⁹³ Herders Sämtliche Werke, Bd. 30. Hrsg. von Bernhard Suphan. Berlin 1889, S. 217.

⁸⁹⁴ Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 242 (dort auch das Zitat).

⁸⁹⁵ Vgl. ebd., S. 241 f. sowie Knoop, Ulrich: Zur Begrifflichkeit der Sprachgeschichtsschreibung. Der ‚Dialekt‘ als Sprache des ‚gemeinen mannes‘ und die Kodifikation der Sprache im 18. Jahrhundert. In: Munske, Horst Haider u.a. (Hrsg.): Deutscher Wortschatz. Lexikologische Studien: Ludwig Erich Schmitt zum 80. Geburtstag von seinen Marburger Schülern. Berlin / New York 1988, S. 336–350, hier S. 342–345.

⁸⁹⁶ Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 80.

aus einer Kommunikationssituation oder zur Demütigung eines Kommunikationspartners eingesetzt werden konnte. Da sich Christiana von Goethe in unterschiedlichen, damals stark voneinander separierten sozialen Kontexten bewegte, wurde sie vermutlich häufiger mit potentiell ausgrenzenden Aussagen oder Kommunikationsformen konfrontiert, wie ein Brief von 1798 nahelegt. In diesem schildert sie den Besuch eines Herrn Richter, bei dem auch die mit ihr befreundete Schauspielerin Maria Anna (auch Franziska Maximiliane) Matiegezek⁸⁹⁷ zugegen war:

Gestern Abend war ich bei der Matiegezek, und wir saßen ganz ruhig und nähten. Auf einmal kam Herr Richter, und er hat uns bis 10 Uhr recht artig unterhalten. Aber, unter uns gesagt, er ist ein Narr; und ich kann mir nun denken, wie er bei den Damen Glück gemacht. Ich denke, ich und die Matiegezek, mir wollen noch oft unsern Spaß haben. Wenn Du wiederkommst, sollst von Wort zu Wort unsere Unterhaltung erfahren. **Die Matiegezek sagt, er spräche zu gelehrt, aber ich versteh beinahe alle Worte.**⁸⁹⁸

Hinter dem erwähnten Herrn Richter verbirgt sich der Schriftsteller Johann Paul Friedrich Richter, besser bekannt als Jean Paul. Dass es offensichtlich Differenzen im Sprachgebrauch bzw. in den verwendeten Sprachregistern gab, offenbart sich im letzten Satz des Zitats. Christiana Vulpius begegnete dieser Situation jedoch recht selbstbewusst und zeigt sich in ihrem Brief wenig beeindruckt von dem gelehrt-bürgerlichen Sprachgebrauch des Dichters, obwohl sie eingesteht, dass sie nicht alles von dem verstand, was Jean Paul sagte oder meinte. Sie scheint sogar gewisse (sprachliche) Strategien des Dichters zu durchschauen, die er bei anderen Personen erfolgreich eingesetzt hatte.

Es ist anzunehmen, dass Christiana von Goethe, insbesondere nach ihrer Einführung in die Weimarer Gesellschaft 1806, nicht selten mit sprachlichen Herausforderungen dieser Art, vor allem mit beabsichtigten verbalen Zurücksetzungen, die ganz subtil formuliert sein konnten, konfrontiert wurde. Da die meisten Adligen und Bürgerlichen, die in den höheren Gesellschaftskreisen verkehrten, Christiana von Goethe als eine Frau von ‚niederen‘ Stand und geringerer Bildung an der Seite Goethes missbilligten, wäre es den meisten wohl nicht schwergefallen, sie sprachlich auszugrenzen, insbesondere mit der Verwendung einer elaborierten Lexik und von Fremdwörtern oder gar einer Konversation auf Französisch. Belegt ist ein solches Vorgehen in den überlieferten Briefen nicht, aber es ist

⁸⁹⁷ Vgl. Art. „ID 39463 - Matiegezek, Maximiliana Maria Eva verh. Werndt“, in: Forschungsdatenbank so:fi, https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=900:2:::P2_ID:39463 (03.02.2024); vgl. auch die biographischen Informationen aus der Carl-Maria-von-Weber-Gesamtausgabe unter <https://weber-gesamtausgabe.de/de/A001F96.html> (03.02.2024).

⁸⁹⁸ GC I, Nr. 211 (Hervorhebung durch die Verf.).

davon auszugehen, dass sich Christiana von Goethe dieses Diskriminierungspotentials durchaus bewusst war (und sich den damit verbundenen Herausforderungen dennoch immer wieder stellte oder stellen musste).⁸⁹⁹

Die in den beschriebenen sozialen Konstellationen wirkenden Mechanismen und die sich darin manifestierenden Machtverhältnisse beschreibt Pierre Bourdieu, der Sprache als eine wichtige Form des ‚symbolischen Kapitals‘ sieht. Er weist auf den entscheidenden Faktor der sozialen Akzeptanz von Sprache bzw. der jeweiligen Art und Weise des Sprechens hin, der nicht allein auf Grammatikalität basiert: „[...] das Gewicht der jeweiligen Akteure hängt von ihrem symbolischen Kapital ab, das heißt von der – institutionalisierten oder nicht-institutionalisierten – *Anerkennung* durch eine soziale Gruppe“. ⁹⁰⁰ Das bedeutet auch, dass „Sprecher ohne legitime Sprachkompetenz [...] in Wirklichkeit von sozialen Welten, in denen diese Kompetenz vorausgesetzt wird, ausgeschlossen oder zum Schweigen verurteilt“ sind. ⁹⁰¹ Die damit verbundenen Bewertungsmechanismen finden nicht nur im mündlichen Austausch statt, sondern bei jedem sprachlichen Austausch und damit auch in der schriftlichen Korrespondenz. ⁹⁰²

In der Schriftsprache zeigt sich auch die bereits angesprochene Kluft zwischen der Standardsprache und den anderen Varietäten des Deutschen, aber auch zwischen unterschiedlichen Sprachregistern besonders deutlich. Oskar Reichmann weist darauf hin, dass die seit dem 16. Jahrhundert einsetzende und besonders seit dem 18. Jahrhundert ausgeprägte Vertikalisierung des zuvor „horizontal plurizentrisch organisierten“ Varietätenspektrums zu neuen „Wahlmöglichkeiten des Sprechers/Schreibers“ führte.

So lange keine Leitvariante vorhanden ist, bilden die vor allem raumgebundenen Varianten das selbstverständliche Verständigungsmittel jedes Sprachteilhabers, und zwar in gesprochener wie in geschriebener Sprache [...]. Sobald sich eine Leitvariante [...] bildet, wechseln die Notwendigkeiten: Schreibhandlungen müssen nach dem Regelsystem konzeptioneller Schriftlichkeit vollzogen werden; [...] insgesamt aber bestimmt die konzeptionelle Schriftlichkeit für die Jahrhunderte der Sprachkultivierung (17. bis 19. Jahrhundert) das Leitbild (erst im 20. Jahrhundert scheint sich dies zu ändern). ⁹⁰³

899 Vgl. zu den Herausforderungen bei der Aneignung bürgerlichen Sprachverhaltens Kapitel 3.3 sowie Schikorsky: Vom Dienstmädchen zur Professorengattin.

900 Bourdieu, Pierre: Was heißt sprechen? Zur Ökonomie des sprachlichen Tausches. Wien: ²2015, S. 79 (Hervorhebung im Original).

901 Ebd., S. 60.

902 Vgl. ebd., S. 63.

903 Reichmann, Oskar: Die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache: Wo bleiben die Regionen? In: Berthele, Raphael u. a. (Hrsg.): Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht (Studia Linguistica Germanica, 65). Berlin 2010, S. 29–56, hier S. 48–49 (dort auch die Zitate).

Mithin transportiert jeder Sprecher oder jeder Schreiber aufgrund der gewählten sprachlichen Mittel und der gewählten Varietät Informationen über sich, über regionale und bildungsbezogene Zugehörigkeiten. Durch die Heraushebung einer Leitvarietät, sprich einer an der konzeptionellen Schriftlichkeit orientierten ‚Hochsprache‘, werden Abgrenzungen nach unten möglich und so wird Sprache zu einem sozialen Distinktionsmittel.⁹⁰⁴

Vor diesem Hintergrund erklärt sich die schwierige Position Christiana von Goethes, da diese Abgrenzungsmechanismen bei der Beurteilung ihrer (schrift-) sprachlichen Fähigkeiten eine wichtige Rolle spielen. Aufgrund ihrer Verbindung zu Goethe, der die deutsche Literatursprache wie kaum ein anderer beeinflusste, fielen ihre in den Kreisen der Gebildeten als mangelhaft empfundenen schriftsprachlichen und ebenso ihre fehlenden fremdsprachlichen Kompetenzen besonders auf; sie wurden von dieser schreibgeübten Gruppe mit einem häufig elaborierten Sprachgebrauch nicht akzeptiert und damit als normabweichend empfunden. Aus ihrer dialektal-mündlich geprägten Briefsprache wurden nicht selten mangelnde intellektuelle Fähigkeiten abgeleitet.⁹⁰⁵ Dabei wurde allzu oft übersehen, dass nicht Christiana von Goethe mit ihrer schriftsprachlichen Kompetenz die Ausnahme war, sondern ihr Ehemann Johann Wolfgang von Goethe und dessen literarisch gebildetes Umfeld. Nur ein Bruchteil der schreibkundigen Bevölkerung war um 1800 mit den damaligen Schreibkonventionen bzw. dem Akrolekt vertraut, zumal die Kodifizierung in diesem Bereich ohnehin noch nicht abgeschlossen war.

4.3 Ausgewählte Charakteristika der Briefe

Die Briefe Christiana von Goethes zeugen von einer beträchtlichen Varianz, wie anhand der Schreibung des Adjektivs <gut> und des Verbs <bitten> exemplarisch verdeutlicht werden soll (vgl. Abb. 11).⁹⁰⁶

Hintergrund dieser Varianz ist zunächst, dass Lautfolgen nicht immer eindeutig verschriftet werden können oder, wie Gerhard Augst es pointiert formulierte: „Es gibt keine direkte Verbindung zwischen der konkreten Lautung und

⁹⁰⁴ Vgl. ebd., S. 49–51.

⁹⁰⁵ Vgl. u. a. Mann, Thomas: Phantasie über Goethe, S. 311.

⁹⁰⁶ Die nachfolgenden Ausführungen unter 4.3 basieren auf Kapitel 6.5 meiner Examensarbeit (vgl. Stehfest: Bildung und Sprache der Christiane Vulpius, S. 108–165). Die dortigen Ausführungen stellen eine Vorstudie dar, d. h. der vorliegenden Arbeit liegt nicht nur eine deutlich breitere Quellenbasis zugrunde, auch die Schwerpunktsetzung und das Analyseinstrumentarium wurden erheblich erweitert und ausgebaut.

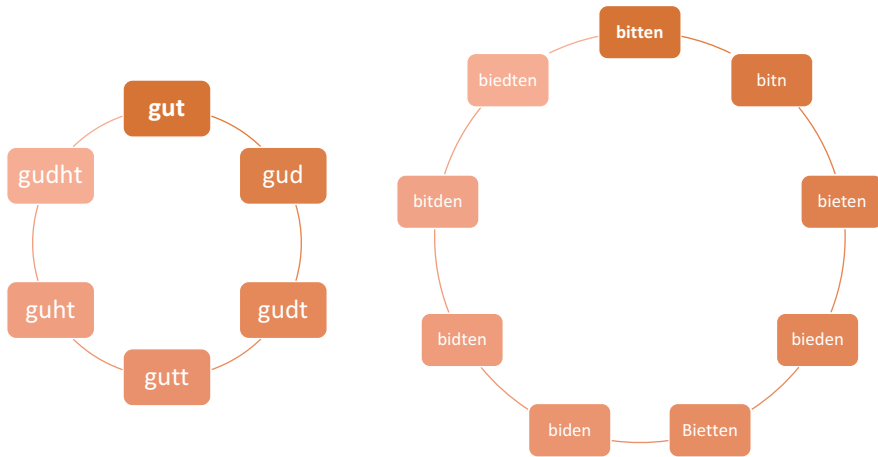


Abb. 11: Schreibvariation in den Briefen Christiana von Goethes anhand der Beispiele <gut> und <bitten>.⁹⁰⁷

der konkreten Schreibung. Man kann im strengen Sinne des Wortes nicht schreiben, wie man spricht.“⁹⁰⁸ Vielmehr existieren Lautfolgen, die grundsätzlich „nicht über eine eindeutige Entsprechung auf schriftlicher Ebene verfügen. Diesen Lautsegmenten kommen also unterschiedliche Realisierungsvarianten zu.“⁹⁰⁹ Beispielsweise kann das Phonem [a] nicht nur als <a>, sondern auch als <ah> oder <aa> realisiert werden.⁹¹⁰ Hierbei handelt es sich um Fragen der Phonem-Graphem-Zuordnung. Vor dem Hintergrund der orthographischen Normierung, die freilich um 1800 noch nicht in dieser Form existierte, beschreibt Belestra dieses Phänomen anschaulich wie folgt:

Ausgehend von der Lautfolge /kal/ (haarlos) ist zwar ebenfalls festzustellen, dass die Schreibungen <kal>, <kahl> und <kaal> gleichermaßen erlauben, eine Beziehung zu derselben phonologischen Repräsentation herzustellen, jedoch bliebe hier außerdem auch Folgendes zu bemerken: Die schriftliche Umsetzung ist in zwei von drei Fällen nicht geglückt, da von Amtes wegen die Option <kahl> ausgewählt und als richtige für die Verschriftung des zur Diskussion stehenden Wortes deklariert wurde. Damit gilt zugleich, dass es sich bei <kal> und <kaal> um orthographisch inkorrekte Formen handelt.

⁹⁰⁷ Nicht berücksichtigt wurden mögliche Großschreibungen.

⁹⁰⁸ Augst: Modellierungen einer orthographischen Kompetenz, S. 25.

⁹⁰⁹ Balestra, Miriam Bianca: Vokalschreibungen im Deutschen. Eine graphotaktische Analyse einsilbiger Nomen. Frankfurt a. M. u. a. 2017, S. 31.

⁹¹⁰ Vgl. ebd., S. 31.

Die Tatsache, dass der Schreiber während des Verschriftlichungsprozesses zwischen drei Entsprechungen für das Vokalphonem wählen kann bzw. muss, ist im Hinblick auf eine orthographisch richtige Schreibung als potentielle Fehlerquelle einzustufen. Angesichts der Existenz von zugelassenen Schreibungen wie <mal> und <Saal> wird deutlich, dass der bei /kal/ angezeigte Gebrauch der Variante <ah> als Repräsentant für den Vokal gar nicht offensichtlich zu erschließen ist.⁹¹¹

Es setzt also einige Kompetenz des Schreibenden voraus, um zu einer orthographisch ‚richtigen‘ Schreibung zu gelangen. Mögliche Fehlerquellen sind dabei vielfältig: So stellen nicht nur die Phonem-Graphem-Korrespondenz sowie die Kontextabhängigkeit der Beziehung von Lautung und Schreibung eine Hürde dar;⁹¹² auch sprechsprachlich-dialektale Lautmerkmale können in die Schriftsprache transferiert werden, wie die Beispiele *bitn* mit Schwa-Ausfall und *biden* mit Lenisierung des Plosivs aus den Briefen Christiana von Goethes zeigen. Zudem lassen sich „unter den falschen Schreibungen doch unterschiedliche Grade der Abweichung ausmachen.“⁹¹³ Dabei hat Neef die Differenzierung zwischen „gänzlich unmöglich[en] oder absurd [en] Schreibungen“ auf der einen und orthographisch inkorrekten Schreibungen, die aber grundsätzlich basierend auf der Lautform des Wortes denkbar wären, auf der anderen Seite im Blick. Letztere bezeichnet er als „graphematisch lizenzierte Schreibungen“.⁹¹⁴ So sind, bezogen auf die Beispiele aus dem vorliegenden Briefkorpus, Schreibungen wie *gud*, *gudt* oder auch *gutt* vor dem Hintergrund der lautlichen Struktur nachvollziehbar, während die Graphie *gudht* deutlich davon abweicht.⁹¹⁵

Nachfolgend werden individuelle Schreibungen in den Briefen Christiana von Goethes analysiert. Um ein möglichst umfassendes Bild der Variation im Briefkorpus zu erhalten, werden paradigmatische Phänomene ausgewählt, die möglichst viele Bereiche des Sprachsystems abdecken, die graphemische, die phonetische, die morphologische, die syntaktische und die lexikalische Ebene.

Es ist zu erwarten, dass weniger geübte Schreiberinnen und Schreiber, zu denen Christiana von Goethe zählt, die größten Schwierigkeiten im Bereich der Orthographie (im heutigen Verständnis einer kodifizierten Rechtschreibung) hatten, während es ihnen höchstwahrscheinlich leichter fiel, sich im Bereich Syntax und Morphologie am literarisch gesetzten Standard zu orientieren.⁹¹⁶ Bei der

⁹¹¹ Ebd., S. 32.

⁹¹² Die Komplexität der kontextuell variierenden Beziehung zwischen Lautung und Schreibung deutet Neef am Beispiel des Wortes *Wal* an (vgl. Neef: Graphematik, S. 11, insb. der Fall 2c).

⁹¹³ Neef: Graphematik, S. 10.

⁹¹⁴ Ebd., S. 10.

⁹¹⁵ Vgl. analog die orthographisch korrekten und inkorrekten, aber mehr oder minder denkbaren Schreibungen des Relativpronomens *deren* bei Neef: Graphematik, S. 13.

⁹¹⁶ Vgl. Voeste: *A mensa et thoro*, S. 252.

nachfolgenden Untersuchung kommen sowohl quantitative als auch qualitative Verfahren zum Einsatz. Die quantitative Auswertung vermag aufgrund der chirographischen Beschaffenheit der Materialbasis (die Schwankungsfälle enthält, die sich editorisch nicht eindeutig auflösen lassen) vor allem Tendenzen aufzuzeigen.⁹¹⁷

4.3.1 Graphemische Schreibvariation

4.3.1.1 *-ieren/-iren*

Die Endung von Lehn- und Fremdwörtern auf *-ieren/-iren* war bis ins 19. Jahrhundert hinein starken Schwankungen unterworfen. Schikorsky⁹¹⁸ und Elspaß⁹¹⁹ zeigen, dass es zunächst keine lineare Entwicklung von der fremdsprachigen Endung *-iren* hin zu *-ieren* gab. Im Gegenteil, Elspaß' Befunde basierend auf den Briefen weniger routinierter Schreiberinnen und Schreiber zeigen, dass die *-iren*-Formen im Laufe des 19. Jahrhunderts wider Erwarten nicht ab, sondern zunahmen. Auch Adelung votierte für die Beibehaltung der fremdsprachlichen Endungen ohne *e* mit einigen Ausnahmen, die beispielsweise „regieren, spatzieren, balbieren, und einige andere“ betrafen.⁹²⁰ Entgegen dem Usus setzte sich mit der I. und II. Orthographischen Konferenz und der daraus folgenden Duden-Kodifizierung die weniger gebräuchliche Variante auf *-ieren* durch, wie Fuhrhop/Buchmann zeigten.⁹²¹

Im vorliegenden Briefkorpus kommen Verben auf *-ieren/-iren* einschließlich der konjugierten Formen 61-mal vor (vgl. Tab. 11).⁹²²

Bei den Fremd- und Lehnwörtern auf *-iren* bzw. *-ieren* ist keine eindeutige Systematik zu erkennen. Eine leichte Präferenz liegt mit 59 Prozent bei der fremdsprachigen Endung, die die Schreiberin auch mehrheitlich für <spazieren> nutzt, während sie <logieren> in sechs von sieben Fällen auf *-ieren* enden lässt. Bei den

⁹¹⁷ Vgl. Kapitel 4.1.2.

⁹¹⁸ Vgl. Schikorsky: Private Schriftlichkeit, S. 246–248.

⁹¹⁹ Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 429–431.

⁹²⁰ Adelung, Johann Christoph: Deutsche Sprachlehre. Zum Gebrauche der Schulen in den Königl. Preuß. Landen. Berlin 1781, S. 598.

⁹²¹ Vgl. Fuhrhop, Nanna / Buchmann, Franziska: *-ier(en)* vs. *-ir(en)*. Die Verbendung und ihre Schreibung in Geschichte und Erwerb. In: Klein, Wolf Peter / Staffeldt, Sven (Hrsg.): Die Kodifizierung der Sprache. Strukturen, Funktionen, Konsequenzen. Würzburg 2016, S. 212–236, https://opus.bibliothek.uni-wuerzburg.de/opus4-wuerzburg/frontdoor/deliver/index/docId/13808/file/Wespa17_Kodex_Klein_Staffeldt.pdf (03.04.2023).

⁹²² Die angegebene Belegzahl bezieht sich auf die eindeutig lesbaren Wortformen, da insbesondere *i* vs. *ie* nicht in jedem Fall deutlich abzugrenzen sind. Das heißt, insgesamt wurden mehr Verben auf *-iren/-ieren* identifiziert, nämlich 66.

Tab. 11: Verbformen auf *-ieren* versus *-iren*.

Verb im Infinitiv (normalisiert)	Vorkommen insg.	Endung <i>-iren</i>	Endung <i>-ieren</i>
<spazieren> (einmal herumspazieren)	8	6	2
<applaudieren>	7	6	1
<logieren>	7	1	6
<kurieren>	3	3	–
<adressieren>	2	2	–
<illuminieren>	2	1	1
<interessieren>	2	1	1
<probieren/anprobieren>	2	2	–
<produzieren>	2	1	1
<profitieren>	2	1	1
<transportieren>	2	–	2
<amassieren>	1	1	–
<arrangieren>	1	1	–
<attestieren>	1	–	1
<diktieren>	1	1	–
<echauffieren>	1	–	1
<ennuyieren>	1	–	1
<entreprenieren>	1	1	–
<exerzieren>	1	–	1
<genieren>	1	–	1
<gratulieren>	1	–	1
<komponieren>	1	1	–
<konfirmieren>	1	1	–
<passieren>	1	–	1
<präsentieren>	1	1	–
<publizieren>	1	1	–
<regalieren>	1	1	–
<traktieren>	1	–	1
<verauktionierten>	1	–	1
gesamt	57	33	24

Wörtern mit deutschem Präfix wie <einstudieren>, <verauktionieren> oder <umquartieren> lässt sich ebenfalls kein klares Bild ablesen. Christiana von Goethe bevorzugt damit nicht, wie für das 18. Jahrhundert zu erwarten, die fremdspra-

chige und zugleich schreibökonomische Variante ohne <e>. Dieses differenzierte Bild könnte dem Umstand geschuldet sein, dass die Verschriftung von Fremdwörtern für Christiana von Goethe größere Schwierigkeiten mit sich brachte; meist realisierte sie diese primär phonographisch mit dialektalen Prägungen.

4.3.1.2 ey/ei

Zunächst ist zu bemerken, dass Christiana von Goethe fast ausschließlich die y-Schreibung mit Trema *ÿ* verwendet, die im 18. Jahrhundert üblich war.

Hinsichtlich der Diphthonggrapheme <ey> bzw. <ei> konstatiert Gebhard aus Sicht der Grammatiker des 18. Jahrhunderts, dass <ey> vor allem im Wortauslaut sowie in Homonymen erhalten blieb,⁹²³ ansonsten <y> aber – wie auch in der langfristigen Entwicklung – mehrheitlich zugunsten des <i> abgebaut wurde.⁹²⁴ Die Analysen von Schikorsky und Elspaß zeigen, dass der Anteil der y-Schreibungen bzw. ey-Schreibungen im 19. Jahrhundert rasch zugunsten der i-Schreibungen zurückging und diese sich als neue Schreibweisen etablierten.⁹²⁵ So sank die <ey>-Schreibung bei den Geburtsjahrgängen nach 1825 auf weniger als fünf Prozent in Elspaß' Korpus.⁹²⁶ Elspaß stellt fest, dass sich die Diphthongschreibung ey am längsten in der Verbform sey hielt, was er auf das häufige Vorkommen in der Routineformel *Gott sey Dank* zurückführt.⁹²⁷

Die Wurzeln der <y>-Schreibung liegen Adelung zufolge einerseits in Wörtern mit griechischem oder lateinischem Ursprung. Andererseits sei diese bei ursprünglich deutschen Wörtern „ein Überbleibsel einer ältern rauhen Aussprache, welche dem i am Ende einer Sylbe noch ein j nachschleichen ließ: allerley wie allerle-ij“. ⁹²⁸ Adelung hält aufgrund der etablierten Konvention an der y-Schreibung fest, führt aber auch Beispiele auf, die schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit einem <i> gebräuchlicher waren, wie *meinen*, *Meier*, *Heide* u. a. ⁹²⁹

Für das 18. Jahrhundert ist von der damaligen Konvention ausgehend zu erwarten, dass vor allem bei der Diphthongschreibung wie im hochfrequenten Verb <seyn> die y-Schreibung vorherrschend ist. Da die Varianz im Korpus jedoch – wie mithilfe der obigen Beispiele bereits skizziert worden ist – beträchtlich ist, lohnt sich die Analyse, um zu sehen, ob die Schreiberin der Konvention folgte.

⁹²³ Gebhard, Jürgen: Untersuchungen zur graphischen Norm des Neuhochdeutschen und ihrer Beschreibung im 18. Jahrhundert. Bonn 1983, S. 204.

⁹²⁴ Vgl. auch von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 266.

⁹²⁵ Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 427 sowie Schikorsky: Private Schriftlichkeit, S. 243.

⁹²⁶ Vgl. ebd., S. 427 f.

⁹²⁷ Vgl. ebd., S. 427.

⁹²⁸ Adelung: Deutsche Sprachlehre, S. 34.

⁹²⁹ Vgl. ebd., S. 604 f.

Die quantitative Erfassung der in den Briefen Christiana von Goethes vorkommenden Wortformen umfasst das bereits mehrfach erwähnte hochfrequente Verb <seyn> einschließlich der konjugierten Verbformen im Präsens und das Homonym <sein> als Possessivpronomen sowie die Präposition <bey>.

Die Auswertung der Schreibweisen von <bey> bzw. <bei> ergibt ein sehr klares Bild: Die Schreiberin verwendet ausnahmslos die y-Schreibung.⁹³⁰ Das gilt auch für Wortverbindungen mit <bey> wie *beyde*, *beynah(e)* und *vorbey*.⁹³¹ Ähnlich deutlich fallen die Befunde für <sein>/<seyn>⁹³² aus (Tab. 12).

Tab. 12: -ei- vs. -ey-.

	Verb <sein> ⁹³³		Possessivpronomen <sein>	
Vorkommen gesamt	122		71	
Graphien	<sey>	<sei>	<sein>	<seyn>
Vorkommen gesamt	112	10	69	2
Vorkommen gesamt in %	92 %	8 %	97 %	3 %

Christiana von Goethe verwendet bei den Homonymen nhd. *sein*, wie zeitgemäß zu erwarten, mehrheitlich die y-Schreibungen für das Verb und die i-Schreibungen für das Possessivpronomen. Sie unterscheidet folglich die beiden Homonyme auf graphematischer Ebene.

In seltenen Fällen treten y-Schreibungen statt i-Schreibungen auf, wie im Fall des Nomens *arbeyd* (<Arbeit>, JWG142) bzw. im Plural *arbeyden* (<Arbeiten>, JWG106, JWG117, JWG170) oder der Verbform *arbeyte* (<arbeitet>, JWG157).

4.3.1.3 *th/t* bzw. *dh/d*

Hinsichtlich der *th/t*-Schreibung ist vor dem Hintergrund phonetisch-dialektaler Interferenzen bei einer Sprecherin des Ilmthüringischen die mitteldeutsche Konsonantenschwächung zu beachten. Aufgrund dessen sind zusätzlich *dh-/d*-Schreibungen zu prüfen.

930 Es sind im Korpus 68 Formen von <bey> belegt sowie zusätzliche 17 Formen, bei denen der Vokal nicht eindeutig lesbar ist.

931 Häufig kommt auch die reduzierte Schreibweise *by* statt *bey* vor. Gelegentlich wird das *e* nur angedeutet.

932 Zu den beiden Wortformen *sein/seyn* bemerkt von Polenz, dass es zwar einerseits schon den in der Goethezeit wirksamen Abbau der y-Schreibung gab, der in diesem Fall aber im Widerspruch zu dem zunehmend angewandten Prinzip der Wortstammschreibung sowie der Homonymendifferenzierung (*sein* als Possessivpronomen vs. *seyn* als Verb) stand (vgl. ders.: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 266).

933 Das Verb *seyn* kommt öfter auch in hyperkorrekter Schreibung *seyen* vor.

Adelung sprach sich für die Beibehaltung bereits bestehender *th*-Schreibungen vor Langvokalen im An-, In- und Auslaut sowie in Fremd- und Lehnwörtern aus, um die „leichte und allgemeine Verständlichkeit, das erste Grundgesetz der Sprache und Schrift,“ nicht zu gefährden.⁹³⁴ Eine Ausweitung der *th*-Schreibung lehnte er jedoch mit der Begründung ab, dass diese keinen weiteren Nutzen hätte. Es sollten also lediglich althergebrachte Fälle Berücksichtigung finden, während Adelung in Schwankungs- und Zweifelsfällen die bloße *t*-Schreibung empfahl.⁹³⁵ Elspaß fasst Adelungs Haltung wie folgt zusammen: „Das Gebrauchsprinzip wie auch die allgemeine Verständlichkeit standen also bei Adelung über dem phonetisch-phonologischen Prinzip und einer Bestrebung zur Vereinheitlichung.“⁹³⁶

Wie die Ergebnisse von Elspaß nahelegen, gingen die Briefschreiberinnen und Briefschreiber noch im gesamten 19. Jahrhundert recht konsequent vor und verwendeten in allen Positionen mehrheitlich die *th*-Schreibung.⁹³⁷ Die Briefe Christiana von Goethes zeichnen ein anderes Bild: In ihnen sind *th*-Schreibungen im An-, In- und Auslaut die Ausnahme und nicht die Regel. Das einzige häufiger vorkommende Wort, welches mehrheitlich mit *th* im Anlaut geschrieben wird, ist <(Laub-)Thaler>, darunter fällt auch die häufig gewählte Abkürzung *Thl(e)r* und *thl(e)r*. Die Wortformen, darunter auch Abkürzungen und verkürzte Schreibweisen, kommen 27-mal vor, davon 16 mit *th*-Schreibung (Tab. 13).

Tab. 13: *th* vs. *t* respektive *dh* vs. *d*.

th-Schreibung	t-Schreibung	dh-Schreibungen	d-Schreibung
<i>thl</i> (2x)	<i>laub tahler</i>	<i>Dhl</i>	<i>dahlr</i>
<i>Thlr/thlr</i> (4x)	<i>tlr</i>		<i>Dahler/dahler</i> (5x)
<i>thrlr</i>	<i>tahler</i> (2x)		
<i>laubthlr</i> (2x)			
<i>thhl[e]r</i>			
<i>laubthler</i>			
<i>Thalr</i>			
<i>thler</i> (2x)			
<i>thlr</i>			
<i>th</i>			
16	4	1	6

934 Adelung: Deutsche Sprachlehre, S. 615.

935 Vgl. ebd., S. 616.

936 Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 431. – Zur Tradierung und Beharrung auf der *th*-Schreibung trotz fehlender distinktiver Funktion für die Aussprache vgl. Schikorsky: Private Schriftlichkeit, S. 245 f.

937 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 431 f. sowie Schikorsky: Private Schriftlichkeit, S. 245 f.

Auffällig an den Graphien von <Thaler> ist, dass etwa ein Viertel der Schreibungen mit dem stimmhaften Äquivalent *d* geschrieben werden, wobei *dh* im Anlaut nur einmal in einer abgekürzten Schreibung zu finden ist (NM1). Das *h* wird in diesen Fällen vielmehr an das Silbenende gesetzt.

Betrachtet man hingegen das Verb <tun> und seine konjugierten Formen im Korpus, so kommt *th* im Anlaut nur einmal in Form von *thuhen* (NM21) vor. Viel häufiger sind hyperkorrekte Formen mit *-h* im Anlaut der zweiten Silbe; im Anlaut der ersten Silbe weisen sie entweder ein stimmloses *t* oder ein stimmhaftes *d* auf, wie die nachfolgende Auslistung (Tab. 14) zeigt:

Tab. 14: *th* vs. *t* respektive *dh* vs. *d* am Beispiel von <tun>.

<i>tuh-</i>	Anzahl	<i>duh-</i>	Anzahl
<i>-en</i>	11	<i>-en</i>	11
<i>-n</i>	5	<i>-n</i>	1
<i>-e</i>	3	<i>-e</i>	6
<i>-t</i>	3	<i>-t</i>	2
<i>tue</i>	1	<i>du</i>	1
<i>thuhen</i>	1		

Weitere Wörter, die im Briefkorpus mit *th*-Schreibung im In- und Auslaut auftreten, sind u. a. *Cathar* (zweimal in JWG42) und Wortverbindungen mit *Muth* wie *Gudes [mu]ths* (JWG62) und *zu Muth* (JWG68).⁹³⁸ Das Suffix *-rath* in Amtsbezeichnungen wie „Geheimer Rat“, „Hofkammerrat“, „Bergrat“ oder auch „Frau Rath“ als Bezeichnung für Goethes Mutter schreibt Christiana von Goethe meist mit Spatium segmentiert und fast ausschließlich als *Raht* oder *raht*; *th* im Auslaut ist hingegen nur zweimal belegt, und zwar einmal als *Berg Rath* (JWG89) und einmal als Adressvermerk: *Herren Geheimer Rath von Göethe* (JWG152).⁹³⁹

4.3.1.4 *tz/z*

Bereits im 18. Jahrhundert setzten regionale Bemühungen um einen Abbau der *tz*-Schreibung zu einem einfachen *z* ein. Diese Tendenz ist besonders bei Schrei-

⁹³⁸ Im Korpus sind auch folgende Wortformen belegt: *zu mude* (JWG36) / *Zu mude* (JWG45) / *zu mute* (JWG39), *frohen Muht* (JWG166), *rechten guden Muhkt* (JWG170), *schlächt zu Mude* (NM1), *frohen Muht* (NM1), *zu Mutte* (NM11) und *zu Mude* (NM15).

⁹³⁹ Von insgesamt über 78 Belegen ist einmal *Hofftracht* (JWG185) sowie einmal *Geheimer Rat* (NM2) belegt, d. h. 74-mal kommt *Raht/raht* vor, was jedoch teilweise auch als *Racht/racht* gelesen werden könnte.

benden aus Schwaben zu beobachten, und zwar nicht nur bei Grammatikern wie Karl Fulda und Johann Nast und Schriftstellern wie Wieland und Schiller, sondern auch bei weniger routinierten Schreiberinnen und Schreibern.⁹⁴⁰ Dies stand im deutlichen Widerspruch zu Adelung, der in seiner Orientierung am Meißnischen deutlich für eine *tz*-Schreibung plädierte.⁹⁴¹

Zur *tz*-/*z*-Schreibung in den Briefen Christiana von Goethes ist zu konstatieren, dass sie fast ausschließlich die *z*-Schreibung verwendet. So kommen die Wörter <Herz(en)>, <herzlich>, <Herzlichkeit> ausschließlich mit *z*-Graphie vor, auch <ganz> tritt überwiegend mit *z*-Schreibung auf, gelegentlich auch mit *s*-Schreibung (wie in JWG2, 10 und 34). Bei <spazieren> herrscht die Konsonantenkombination *zs* (JWG3, 155, 194, zweimal in JWG195) vor, daneben tritt auch *ßs* (JWG140 und 147) auf. Die *tz*-Schreibung kommt insgesamt nur sehr selten vor, da das <*tz*> auch in Wörtern wie *jzo* (<*itzo*>) oder Formen des Verbs <*sitzen*> mit dem Monograph *z* geschrieben werden. Problematisch ist die Einschätzung hinsichtlich des häufig vorkommenden Kosewortes <Schatz>, da oft nicht eindeutig zu entscheiden ist, ob die Schreiberin ein *ß* oder *tz* verwendet. Dreimal ersetzt Christiana ein <*tz*> mit *zz*, so in *hezzer* (<Hetzer>, JWG9), *hiezzige fie[b]jer* (<hitze Fieber>, JWG187) und *le^zzden* (<letzten>, mit Ergänzung über der Zeile, JWG195).

4.3.1.5 Phonem-Graphem-Relation

Im Folgenden soll die im Briefkorpus vorkommende Variation innerhalb der Konsonantenschreibungen dargestellt werden, die höchst wahrscheinlich nicht primär auf Interferenzen aus dem sprechsprachlichen Bereich zurückzuführen ist, sondern vor allem auf Schwierigkeiten bei der Laut-Buchstaben-Zuordnung basiert. Die Zuordnung fällt besonders schwer, wenn ein Laut mithilfe mehrerer Buchstaben, also einem Mehrgraphen, realisiert wird oder im umgekehrten Fall, wenn ein Graph eine Affrikata oder eine ähnliche Konsonantenverbindung abbildet wie bei <*x*> und <*z*>. Diese Fälle erlauben keine Rückschlüsse auf die historische Mündlichkeit.

„Die meisten Grapheme des Deutschen sind Einzelbuchstaben des lateinischen Alphabets, die eindeutig auf ein kleinstes Lautsegment (Phonem) bezogen werden können.“⁹⁴² Allerdings kann ein Sprachlaut auch von mehreren Buchstaben repräsentiert werden, wie sich am Beispiel [k] zeigen lässt, welches eine beträchtliche

⁹⁴⁰ Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 433.

⁹⁴¹ Vgl. Adelung: Deutsche Sprachlehre, S. 617.

⁹⁴² Eisenberg, Peter: Das deutsche Schriftsystem. In: Günther, Hartmut / Ludwig, Otto (Hrsg.): Schrift und Schriftlichkeit / Writing and Its Use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung / An Interdisciplinary Handbook of International Research. 2. Halbbd. (HSK, 10.2). Berlin / New York 1996, S. 1451–1455, hier S. 1452.

Bandbreite an Entsprechungen in der Schriftsprache aufweist: <k> (<kühl>), <ck> (<backen>), <kk> (<Mokka>), <g> (<mag>), <gg> (<eggt>), <x> (<Nixe>) und <ch> (<Christ>).⁹⁴³

Im Briefkorpus weisen u. a. folgende Mehrgraphie mit unterschiedlichen phonographischen Bezügen eine Varianz auf: <qu>, <ng> und <sch>, aber auch der Monograph <x>.

<qu>

<qu> entspricht der Lautfolge [kv] und kommt nur im Anlaut vor. Dass Christiana von Goethe diese feststehende Graphemkombination – die häufig, aber nicht ausschließlich in Fremd- und Lehnwörtern vorkommt – nicht geläufig war, zeigen die folgenden Beispiele: *Bekewenlichkeit* (JWG2) und *beckwⁿäligeid* (<Bequemlichkeit>, JWG72), *Qasten* (<Quasten>, JWG65), *Qelle* (<Quelle>, JWG171), *qälen* (<quälen>, JWG42) sowie *kället* (<quälet>, JWG181). Aus dem Fremdwortbereich kommen folgende Wörter und Komposita vor: <Quartier> als *qardir* (JWG138, JWG193) und *qardier* (JWG182), *Qartir gelt* oder *QardirGellt* (<Quartiergeld>; beides in JWG34), *um qartir* (<umquartiert>, JWG34), *Ei[n]qardirug* (<Einquartierung>, JWG225); <Quittung> als *quidug* (JWG83), *quitug* (zweimal JWG143), *quid[un]g* (JWG216), *qittu[ng]* (JWG117), *qiet[t]ung* (JWG173) und *qüttug* (JWG149) sowie *gatdril [g]e* (<Quadrille>, JWG188) und *Qardet* (<Quartett>, JWG194).

Die Aufzählung zeigt, dass ausschließlich das Wort <Quittung> im Briefkorpus viermal mit dem Digraph <qu> realisiert wird. In allen anderen Fällen wird ein einfaches <q>, zweimal sogar ein <k> oder <g>, welches dem Lautwert [kv] recht nahesteht, realisiert.

<ng>

Das Phonem [ŋ] ist im Nhd. durch Assimilation des [g] an den Nasal [n] entstanden.⁹⁴⁴ Schriftsprachlich bildet die Buchstabenverbindung <ng> innerhalb eines Morphems den velaren Nasal [ŋ] ab. Wenn <n> und <g> hingegen zu zwei ver-

⁹⁴³ Vgl. Rues, Beate u. a.: *Phonetische Transkription des Deutschen. Ein Arbeitsbuch* (Narr Studienbücher). Tübingen: 3., durchges. Aufl. 2014, S. 13.

⁹⁴⁴ Fleischer, Wolfgang: *Strukturelle Untersuchungen zur Geschichte des Neuhochdeutschen*. (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Philologisch-historische Klasse, 112, Heft 6). Berlin 1966, S. 92.

schiedenen, aufeinanderfolgenden Morphemen gehören, wird standardsprachlich [ŋg] gesprochen.⁹⁴⁵ Im Silbenanlaut kommt <ng> nicht vor.⁹⁴⁶

Die schriftsprachliche Umsetzung dieses Lautes tritt im Briefkorpus mit einer gewissen Variationsbreite auf, wobei hier die Fälle mit Konsonantenhäufung nicht berücksichtigt werden.⁹⁴⁷ Untersucht werden die frequenten Formen des Adjektivs <lang>, der Präteritumsform <ging> bzw. das Partizip <gegangen> und das Nomen <Ordnung> (Tab. 15).

Tab. 15: Schreibung von <-ng>.

	mit -ng	andere Varianten	Belege gesamt (100 %)
<lang> ⁹⁴⁸	39 80 %	10 20 %	49
<jung> ⁹⁴⁹	6 26 %	17 74 %	23
<ging> / <gingen> ⁹⁵⁰	13 37 %	22 63 %	35
<Ordnung> ⁹⁵¹	0 0 %	39 100 %	39

Die Ergebnisse der Analyse sind ausgesprochen disparat, sodass kein einheitliches Bild zu gewinnen ist. Sie zeigen aber, dass die *ng*-Schreibung in der schriftlichen Realisation für Christiana von Goethe mit einigen Schwierigkeiten verbunden

⁹⁴⁵ Vgl. Rues: *Phonetische Transkription*, S. 40. Bei der folgenden Auflistung wird nur die Schreibung innerhalb eines Morphems betrachtet.

⁹⁴⁶ Für die Entwicklung in der thüringischen Mundart vgl. Spangenberg, Karl: *Laut- und Formeninventar thüringischer Dialekte*. Beiband zum Thüringischen Wörterbuch. Berlin 1993, S. 227 f.

⁹⁴⁷ Zur Schreibung von Konsonantenclustern wie in <Angst> und <ängstlich> vgl. Kapitel 4.3.2.5.

⁹⁴⁸ Belege für andere Varianten: *lage* (JWG32, 08) / *lagen* (JWG108); *lanh* (JWG20, 57) / *lanhe* (JWG43, 68, 182); *[l]ann* (JWG57); *lan* (JWG162).

⁹⁴⁹ Belege für andere Varianten: *Jugen* (JWG6, 83, 86, 140, 193, 195, 214, NM18) / *Juge* (JWG32, 75, 119, 142, 215, 216, NM7); *June* (JWG1); *Juchn* (JWG63).

⁹⁵⁰ Belege für andere Varianten: *gin* (JWG38, 52, 57, 62, 106, 152, 171, 182, 184, 187, 193, zweimal in 194, zweimal in 195, 219); *ginh* (JWG3, 86, 142) / *ginhe* (JWG41); *gin[n]* (JWG194, 195).

⁹⁵¹ Belege für andere Varianten: *ordnug* (JWG4, 21, 27, zweimal in 38, 42, 78, 79) / *ord[nug]* (JWG63) / *Ordnug* (JWG108, 111); *Ortnug* (JWG117, 154) / *ortnug* (JWG160); *ornug* (JWG30, zweimal in 72, 86, zweimal in 95, 101, 105, 216) / *Ornug* (JWG68, 107, 134); *ordtnug* (JWG3); *Ornun* (JWG4) / *Ordnun* (JWG9) / *ordnun* (JWG11, 17) / *Ortnu[n]* (JWG22); *Ordn* (JWG8); *ordnuch* (JWG11); *Ordug* (JWG109) / *ordug* (JWG169); *orgun* (JWG151); *Ort[nun]g* (JWG154); *Oruug* (JWG219).

war und eine entsprechend große Varianz aufweist. Während die Schreibungen des Adjektivs <lang> noch zu 80 Prozent *ng*-Graphie aufweisen, kommt diese bei <Ordnung> gar nicht vor.

In den bevorzugten anderen Varianten ohne vollständige *ng*-Realisation ist ebenfalls keine Systematik sichtbar. Während beispielsweise bei <lang^o> Varianten dominieren, bei denen das *g* durch ein *h* ersetzt wird, ist im Fall des Adjektivs <jung^o> der Ausfall des *n* am häufigsten zu finden; das *g* wird nur einmal eliminiert. Bei der Schreibung der Präteritumsformen des Verbs <gehen> präferiert die Schreiberin deutlich den Ausfall des finalen <g>.

Besonders variantenreich ist das Suffix <-ung> in <Ordnung>. Mit 27 Belegen kommt der *n*-Ausfall besonders häufig vor, während das finale *g* nur viermal entfällt. Eine starke Tendenz zum Wegfall des *n* bestätigen auch andere Beispiele im Briefkorpus, wie <Hoffnung>, welches in 13 von 15 Fällen mit der Endung *-ug* nachweisbar ist,⁹⁵² ähnlich <Haushaltung> in 4 von 5 Fällen oder <Rechnung> in 6 von 8 Fällen mit *-ug*-Suffix. Ein fehlendes *-g* kommt dagegen seltener vor, beispielsweise in *widerun* (<Witterung>, JWG6), *Erinerun* (<Erinnerung>, JWG45) oder *vervahrn* (<Verwahrung>, JWG22).

<sch>

Das Trigraph <sch> bildet schriftsprachlich den stimmlosen, postalveolaren Spiranten [ʃ] ab. Dieses Phonem ist unmarkiert bezogen auf [ʃ] wie in <Schal> oder <Asche> und markiert wie in <Stuhl> oder <Spiel>.⁹⁵³ Unproblematisch erscheinen im Korpus die festen Buchstabenverbindungen <sp> und <st>,⁹⁵⁴ die auch als solche umgesetzt werden; <sch> wird hingegen häufig nicht als vollständiges Trigraph realisiert. Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass eine nicht unbeträchtliche Fehlerquelle bereits in der Transkription besteht, da in der Ligatur des Trigraphs <sch> häufig das <c> entfällt. Es kann oft nicht eindeutig entschieden werden, ob der <c>-Ausfall beabsichtigt als verkürzte Ligatur auftritt oder ob das <c> vergessen wurde. Aufgrund dieses Unsicherheitsfaktors wird auf eine quantitative Analyse verzichtet und eine Beschränkung auf prototypische sowie problematische Fälle vorgenommen.

Tritt <sch> im Anlaut auf, wird es graphisch meist korrekt realisiert, wie die frequenten Wörter <Schatz> (z. B. in JWG103, jedoch meist als *Schafß* wie in JWG21, 27 u. a., einmal auch *Saß* in JWG39), <schreiben> oder <schön> zeigen.

⁹⁵² Belege für andere Varianten: *Hoffug* (JWG11) und *honung* (AG6).

⁹⁵³ Vgl. Eisenberg: Schriftsystem, S. 1452.

⁹⁵⁴ Die Korrespondenz von <st> variiert im graphischen Wort positionsbedingt: Am Wortbeginn ist nur die Korrespondenz zu [ʃt] möglich, am Wortende nur mit [st]. Im Wortinneren kommen beide Korrespondenzen vor (vgl. Neef: Graphematik, S. 47).

Eine abweichende Schreibung weisen in aller Regel das Verb <schicken> und davon abgeleitete Formen auf, welche zumeist als *süken* (JWG2, 100 u. v. m.) oder *sücken* (JWG52) auftreten, selten auch als *siken* (u. a. in JWG151, NM4) oder *sicken* (u. a. in JWG127, 166).⁹⁵⁵ Ähnliche Probleme bereitet die Schreibung von <Wäsche> und <waschen>. Das Nomen tritt nicht nur in der Schreibung *Wäsche* (JWG95, 131, 30 in Kleinschreibung) auf, sondern ebenso in den Varianten: *wehsse* (JWG7), *wähs[c]he* (JWG7), *Wässche* (JWG29, 110), *vächse* (JWG72), *wächse* (JWG75) und *wässe* (JWG108). Die Verbformen, einschließlich Partizip II, treten ausschließlich mit *ch*-Ausfall auf: *wassen* (JWG7), *gewassen* (JWG38, 75, 166) und *gewassn* (JWG50).

Größere Schwierigkeiten bereitete Christiana von Goethe die Schreibung des Trigraphs, wenn dieses Bestandteil eines größeren Konsonantenclusters ist, wie in der Konsonantenhäufung mit nachfolgendem <w>. So wird das Adjektiv <schwarz> nicht nur als *schwarze* (JWG63 in Großschreibung, 65) realisiert, sondern auch als *swarzen* (JWG50, 168) oder *Swazen* (JWG65); in JWG193 kommt ebenso ein Herr *Swarz* vor. <Schwester> tritt neben der korrekten Schreibung *Schwester* (JWG64) mit *ch*-Ausfall auf als *swester* (NM2), aber auch als *Schwester* (NM16) und mit einer Buchstabenvertauschung als *sewchster* (JWG2) auf.

Das Verb <schwimmen> kommt nur einmal im Korpus als *swiem* (JWG187) vor.⁹⁵⁶ Das Adjektiv <schwach> ist hingegen zweimal mit vollständigem Konsonantencluster zu lesen (JWG225, NM15).

Kaum Abweichungen gibt es bei den Clustern mit nachfolgendem Nasal <schm> wie in <schmecken> (u. a. in JWG68; *schmeken* in JWG75, *schmöken* in JWG10), <Schmuck> (*Schmuk*, JWG57) oder <Schmerz> (JWG187, NM15) bzw. <schn> wie in <schneien> (*schneit*, JWG30), *Schneider* (JWG41) oder *Schnur/goltschnuren* (JWG65).

Ein Blick auf Konsonantencluster mit einem dem Trigraph vorausgehenden Konsonanten wie bei <Wunsch> und <wünschen> zeigt eine recht große Variationsbreite. Das Nomen weist neben vielen korrekten Graphien, *wunsch(e)* in JWG225, NM5, NM15, NM16, CEG1 und AG3 (die letzten beiden in Großschreibung), auch die Schreibung *wunß oder vunß* (NM19, JWG86), *wunßh* (NM18) oder mit Ausfall des <n> *Wusch* (NM21) auf. Die Schreibung der Verbformen ist deutlich variantenreicher; hier treten zusätzlich zu der orthographisch korrekten Graphie *wünsche/-t* (JWG9, 53, 142 u. a.) folgende weitere Varianten auf:

- *s*-Ausfall: *wünche* (JWG1)
- *ch*-Ausfall: *winssen* (JWG1); *wünste* (JWG19, 24 u. a.; auch entrundet *vinste* in JWG53)
- *n*-Ausfall: *v-/wünsche* (JWG65, 103 u. a.) und *vüssche* (JWG185)

⁹⁵⁵ Die Groß- und Kleinschreibung des Verbs variiert teilweise im Satzinneren.

⁹⁵⁶ Kaum abweichende Graphien treten hingegen, wie oben bereits aufgeführt, bei <schreiben> auf.

- Wegfall des *ch* und *n*: *wüsse* (JWG15, 28, 53) und *wüssen* (JWG42)
- *s*-Hinzufügung: *wünssche* (JWG6)

Im Fall von *wüssehe* (JWG50) wurde nicht nur ein *s* hinzugefügt, vielmehr scheint zusätzlich eine Buchstabenpermutation vorzuliegen. Der Konjunktiv <wünschte> tritt auch als *vüste* (JWG187) auf. Am häufigsten scheint das <ch> wegzufallen.

Der Wegfall des <ch> tritt noch häufiger auf, u. a. in <Kutsche> (*Kusse* in JWG60, 62, 101, JWG38 in Kleinschreibung) oder <Kutscher> (*Kusser*, JWG47, zweimal in JWG62, 127, 138, 142, 161, zweimal in JWG185). Letzterer kommt auch mit vollständigem Trigraph (aber Ausfall des *t*) vor als *Kusscher* (JWG152) und *Kuscher* (JWG161). Ein weiteres Beispiel ist <Flasche>, zumeist als *Flasse* (JWG31, 63; *flassen* in JWG119, *Flasen* in JWG162 und *Flaßen*, JWG29; einmal mit Buchstabenpermutation *falcseh* in JWG2) realisiert.

<x>

Das Graphem <x>, das die schriftsprachliche Umsetzung des Phonems [ks] ist, kommt im gesamten Briefkorpus nur dreimal vor, und zwar in *Exemplar* (JWG36), *Exsembelar* (JWG112) und *Exserziert* (JWG62).

Es gibt weitere Fremd- und Lehnwörter, in denen standardsprachlich das Graphem <x> geschrieben wird und das unsere Schreiberin anderweitig umsetzt, so in *facksal* (JWG2) oder *faksal* (JWG3) für <Vauxhall>, das adverbial gebrauchte *Ecks Prse* für <express> (JWG4 am Zeilenende ohne Trennzeichen) oder einen *Ecks bresen* für <Expressen> (JWG47, gemeint ist ein ‚Expressbote‘), *Eck Sembelar* (JWG17) / *Exemplar* (JWG36) / *Exsembelar* (JWG234), *Eckssemblen* für <Exempel> (JWG52), *konneckssieonn* für <Konnexion> (JWG62), *decks* für <Text> (JWG100) und *Salnükse* für <Saalnixe> (JWG193, Titel eines Theaterstücks). Die Varianten zeigen mit der Verwendung von *cks* und *ks* eine starke Orientierung am Lautwert [ks].

4.3.2 Phonetisch und morphologisch begründete Schreibvariation

4.3.2.1 Dialektale Interferenzen: Vokalschreibungen

4.3.2.1.1 Entrundung und Rundung: *ö/e* und *ü/i*

Im Bereich der phonetisch begründeten Schreibvariation stellen Verschiebungen im Vokalsystem eine relevante Größe dar. Sie treten verstärkt bei Vokalen auf, die im Vokaldreieck nahe beieinander liegen, insbesondere bei den vorderen gerundeten Vokalen, d. h. den Umlauten *ö/ü*, und den vorderen ungerundeten Vokalen *e/i* (vgl. Abb. 12).

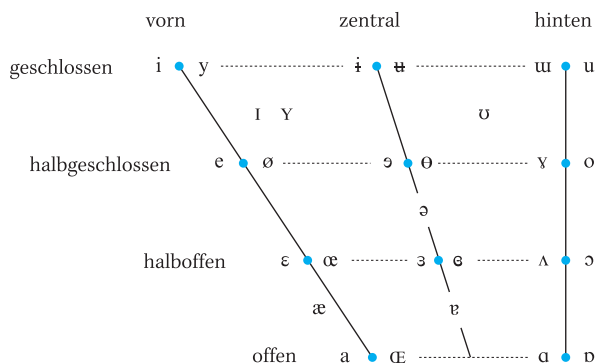


Abb. 12: Vokaltrapez (aus: Duden-Grammatik, S. 28).

Entrundungen entwickelten sich im Laufe der Zeit bis auf wenige Ausnahmen in den meisten germanischen Sprachen und Dialekten. So traten die entrundeten Varianten bereits im Spätmittelalter in den meisten hochdeutschen Dialekten auf; *Glück* wird zu *Glick*, *böse* zu *bese*. Doch trotz der klaren mundartlichen Tendenzen kamen die Entrundungen in der nhd. Schriftsprache nicht in höherem Maß zum Tragen.⁹⁵⁷ Erika Timm begründet diese Entwicklung nicht mit der mündlichen Sprache einer städtischen Oberschicht, vielmehr liege der Grund in der Schriftlichkeit selbst:

Dort ist die Ursache leicht zu finden: solange z. B. in *dörfer* ein (o) (mit oder ohne *e* suprascriptum) erscheint, ist die Zugehörigkeit zu *dorf* visuell klarer zu erkennen als bei der Schreibung *derfer*. Die Erhaltung der Rundvokalgrapheme ist also zunächst von grammatischen und derivativischen Erwägungen geleitet (wie gleichzeitig die Neuverteilung von (ä) und (e)).⁹⁵⁸

Timm verweist an anderer Stelle darauf, dass

in den Gebieten mundartlicher Entrundung die schriftsprachliche Bewahrung noch lange im wesentlichen nur eine graphische [war]. Denn unter anderem praktizierten der Schlesier Opitz, der Lausitzer Lessing, der Schwabe Schiller in ihrer mündlichen Sprache die Entrundung, ebenso lange Zeit der Frankfurter Goethe, der sie später allerdings zumindest für das Theater ablehnte.⁹⁵⁹

⁹⁵⁷ Vgl. Timm, Erika: Das Jiddische als Kontrastsprache bei der Erforschung des Frühneuhochochdeutschen. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 14 (1986), S. 1–22, hier S. 16.

⁹⁵⁸ Ebd., S. 17.

⁹⁵⁹ Ebd. – Isa Schikorsky weist in ihrem Korpus ebenfalls eine nennenswerte Anzahl an Entrundungen auch bei Schreibenden nach, für die man diese aufgrund ihrer regionalen Herkunft nicht erwarten würde. Sie vermutet darin teilweise eine bewusste Orientierung an den „als vorbildhaft geltenden Aussprachekonventionen des obersächsischen Hochdeutschen“ (Schikorsky: Private Schriftlichkeit, S. 285–287, Zitat auf S. 286). Ob die von Schikorsky als „kleine Leute“ be-

Für eine Sprecherin des Ilmthüringischen wie Christiana von Goethe liegt die Vermutung nahe, dass sich die regionalsprachlichen Entrundungen auch in der Schriftsprache niederschlagen. Eine zu untersuchende erste Gruppe betrifft die Lautverschiebung von [ø] zu [e], die sich schriftsprachlich in der Ersetzung des <ö> durch ein <e> ausdrückt. Dabei ist für das zugrundeliegende Briefkorpus zu bedenken, dass die ö-Schreibung nicht immer eindeutig von einer möglichen ä-Schreibung abzugrenzen ist. Es wäre denkbar, dass sich eine Entrundung des Umlautes <ö> nicht als <e>, sondern als <ä> äußert. Von Interesse sind in dieser Hinsicht vor allem die beiden häufig vorkommenden Wörter <schön> und <können>, die im gesamten Korpus nicht mit e-Schreibung nachzuweisen sind.⁹⁶⁰

Beschränkt man die Frage auf die Entrundung von <ö> zu <e>, fällt auf, dass diese nur vereinzelt in selten gebrauchten Wörtern vorkommt, während öfter genutzte Wörter ganz überwiegend mit dem gerundeten <ö> geschrieben werden. So kommt das Adjektiv <böse>, dialektal als *bese* realisiert, im Korpus ausschließlich mit <ö> vor (nur einmal als *böse*, 18-mal als *bösse* und *Bösse*). Das Verb <trösten> sowie dessen Partizipialformen und das Adjektiv <untröstlich> treten zehn- von elfmal gerundet mit <ö> auf und nur einmal entrundet als *trifßlich* (*tröstlich*, NM15). Die konjugierten Formen von <hören> werden nur dreimal von insgesamt 34 Belegen entrundet realisiert als *Heren* (JWG30), *herren* (JWG1) und *an zu heren* (JWG169).

Zu den selten gebrauchten Wortformen mit Entrundung gehören zunächst die verschiedenen Schreibungen der Fremd- oder Lehnwörter <Komödie>, welches ausschließlich entrundet und meist als *Comedie* oder *Commedie* realisiert wird,⁹⁶¹ sowie *Mebelirt* (<möbeliert>, JWG8) und *Malisiehes* (<maliziöse>, JWG101). Zu den weiteren Belegen zählen *fleden* (<Flöten>, JWG193; aber auch *zauber flöde* (<Zauberflöte>, JWG101), *zauberflöte*, JWG109); *lessen* (<lösen>, JWG79) und die beiden Ortsnamen *Ked[en]dorf* / *ked[en]dörfer* (<Köttendorf(er)>, JWG70) und *kedschau* oder *Kedschau* (<Kötschau>, JWG101, 102) / *Ketschau* (JWG105), aber auch *käuschau* (JWG38). Höchstwahrscheinlich waren Christiana von Goethe diese Wörter in

zeichneten Briefschreiberinnen und Briefschreiber sich tatsächlich dieser Vorbildhaftigkeit bewusst waren und darüber hinaus eine ausdrückliche Orientierung an der obersächsischen Mundart im Medium des Briefes anstrebten, ist zumindest infrage zu stellen.

960 Gelegentlich ist insbesondere bei diesen beiden Wörtern nur eine unsichere Lesung mit ö zu konstatieren, welches auch als ä gelesen werden könnte. Dem ö ist nicht selten eine Art Abschwung angefügt, der analog auch bei dem Graph o zu verzeichnen ist. Dass es sich dabei um einen Abschwung oder ein Anschlussphänomen zum nachfolgenden Buchstaben handelt, wird aus dem Umstand geschlossen, dass in den Zweifelfällen o vs. a häufig eine Lesung mit a jeglicher Grundlage zu entbehren scheint. Trotz der Gefahr der Zirkelschlüssigkeit besteht die Notwendigkeit, eine Entscheidung zu fällen, die aus den genannten Gründen (von Einzelfällen abgesehen) meist für die Lesung mit Abschwung spricht und somit für o oder ö.

961 Für die verschiedenen Schreibweisen vgl. Tab. 28 in Kapitel 4.3.4.1.

ihrem Schriftbild nicht geläufig, was sich an einer stärker phonographischen, also an der Lautung orientierten Schreibweise zeigt.

Ebenso ist der umgekehrte Fall, also die Verwendung des gerundeten <ö> statt <e> in der Schriftsprache zu verzeichnen, wie die folgenden Beispiele belegen: *beschvören* (JWG152); *vorderöfeliche* (<vortreffliche>, JWG63); *Stöen* (<stehen>, JWG168); *Bröcken* (<Bricken>, JWG207); *Schnö/Schnöe* (<Schnee>, JWG161, zweimal in JWG166, JWG210); *dösto* (<desto>, NM3) sowie *döstomer* (<desto mehr>, JWG7, aber auch *desto* in JWG100, *Destobesser* in JWG31); *schmöken* (<schmecken>, JWG10; aber auch fünfmal mit <e>) und *Ersckröke* (<erschrecke>, JWG129) oder *erschröcklich* (JWG142). Diese gerundeten Varianten, wie sie auch bei der Verwendung des Diphthongs *eu* statt <ei> auftreten, haben vermutlich keine Entsprechungen auf der sprechsprachlich-dialektalen Ebene, da im thüringischen Sprachraum typischerweise Entrundungen auftreten. Sie sind vielmehr als hyperkorrekte Schreibweisen einzustufen.⁹⁶²

Eine zweite Vokalverschiebung wäre aufgrund der mundartlichen Prägung in der Senkung von [y] oder [ʏ] zu [ē] oder der offeneren Form [ɛ] oder der Kürzung des Langvokals [i:] zu erwarten, welche sich schriftlich eben nicht als *ü*-Schreibung, sondern als *e*- oder *i*-Schreibung manifestieren könnte. Tatsächlich sind nur wenige Fälle zu verzeichnen, die eine solche dialektale Interferenz aufweisen (vgl. Tab. 16).

Tab. 16: Vokalentrundung: *ü*- vs. *i*-Schreibung.

Verbformen von	<i>ü</i> -Schreibung	<i>i</i> -Schreibung
<wünschen>	53	3 <i>winssen</i> (JWG1), <i>vinste</i> (<wünschte>, JWG53), ⁹⁶³ <i>vinsches</i> (<wünschtest>, JWG153)
<grüßen>	37	1 <i>grissen</i> (JWG9)
<würden> (Konjunktiv-II-Formen von <werden>)	5	22

⁹⁶² Vgl. hierzu die Ausführungen zur *ü*/*i*-Schreibung weiter unten sowie Voeste: A mensa et thoro, S. 255.

⁹⁶³ Zu beachten ist hier die Korrektur zu *i*.

Tab. 16 (fortgesetzt)

Verbformen von	ü-Schreibung	i-Schreibung
<führen>	17	6 <i>fiert</i> (JWG64) / <i>firn</i> (JWG141) / <i>fierte</i> (NM2); <i>auf gefirt</i> (JWG22) oder <i>auf gefird</i> (NM4) und <i>obzufieren</i> (<abzuführen>, JWG129).
<vergnügt>	61	4 <i>vergniecht</i> (JWG41), <i>vergnicht</i> (JWG193), <i>verignicht</i> (JWG195), <i>verf[g]nicht</i> (JWG207)

Sehr viel häufiger als die Entrundung tritt das umgekehrte Phänomen in den Briefen auf, das sich in einer häufigen Verwendung von <ü> statt <i> niederschlägt. Dies würde in der gesprochenen Sprache einer Rundung des Vokals entsprechen, welche im Ilmthüringischen nicht vorkommt. Die nachfolgenden Beispiele müssen sich in Anbetracht der Vielzahl von Einzelbelegen auf eine Auswahl beschränken; häufiger vorkommende Wortformen sind in Tab. 17 aufgeführt.

Tab. 17: Vokalrundung: ü- statt i-Schreibung.

	i-Schreibung	ü-Schreibung
<still/-e>, <im Stillen>	8	2 <i>Stüle</i> (JWG1); <i>Stülle</i> (JWG2)
<schicken>	23	106
<verdrießlich>	0	17

Weitere Fälle mit gerundetem Vokal sind u. a. die folgenden: *Erblükden* (<erblickten>, JWG1); *schrühe* (<schrie>, JWG1); *nürgens* (<nirgends>, JWG2); *sprünge* (<springe>, JWG2); *düke* (<dicke>, JWG3, 65, 178); *auchen blük(e)* (<Augenblick(e)>, JWG4, 70) oder *augenblück* (NM4); *genüssen* (<genießen>, JWG11); *über lüfern* (<überliefern>, JWG22); *stüch* (<stieg>, JWG26); *würf[k]lich* (<wirklich>, JWG25) oder *wüklich* (JWG47), aber auch *wirklich* (JWG169); *mußbrauchen* (<missbrauchen>, JWG120), *erschrükt* (<erschrickt>, JWG120); *Müst bede* (<Mistbeete>, JWG172); *krüchgest* (<kriegest>, JWG176); *Schüler* (<Schiller>, JWG194).

Obwohl die Auflistungen durch Stichproben ermittelt wurden und damit keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, ist zweierlei im Bereich der ü/i-Schreibung zu konstatieren: Hinsichtlich einer regionalsprachlich begründeten

Entrundung des Vokals *ü* sind nur wenige Belege im Briefkorpus nachzuweisen; eine mundartliche Prägung der Schriftsprache ist hier also kaum belegt.

Umgekehrt treten in den Briefen nicht selten Schreibungen mit *i* statt *ü* auf, die nicht auf regionalsprachliche Interferenzen zurückzuführen sind. Diese Tendenz scheint sich im Laufe der Jahre abzuschwächen, da in den ersten Jahren der Überlieferung gehäuft *ü*-Schreibungen auftreten, die später seltener werden. Es scheint sich hierbei grundsätzlich um hyperkorrekte Schreibungen zu handeln. Diese kann auch Elspaß noch in seinem Korpus der Auswandererbriefe im 19. Jahrhundert nachweisen; auch in diesen treten Unsicherheiten „zwischen gesprochen sprachlich entrundeten und (nur) schriftsprachlich gerundeten Formen“⁹⁶⁴ auf, die einerseits zu Schreibungen nach der Aussprache, andererseits zu hyperkorrekten Schreibungen führten. Elspaß geht davon aus, dass die gerundeten Formen im 19. Jahrhundert prestigeträchtiger waren. Ein starkes Indiz hierfür sieht er in der Verwendung von Formen wie *schröcklich*, *würklich* und *Hülfe* bei führenden Schriftstellern wie Goethe, Schiller, Wieland, Hölderlin und Novalis teilweise entgegen ihrer Mundart.⁹⁶⁵

Bertha Merkel führt in ihrer Untersuchung zur Schriftsprache Catharina Elisabeth Goethes ebenfalls eine Reihe von *ü*-Graphien an wie *würklich*, *Hülfe*, *Spruchwort* und *genüßen*. Von der Autorin werden einige dieser Varianten als ältere Sprachformen bestimmt, die sich auch bis ins 18. Jahrhundert hinein als Schwankungsfälle hielten. Merkel führt manche Schreibungen wie *Kopfnücken*, *wüßt* oder *Büßquittger/Büsquittger* aber auch auf die für die Frankfurter Mundart typische Entrundung labialer Vokale und die daraus resultierende „orthographische[...] Unsicherheit“ zurück.⁹⁶⁶

⁹⁶⁴ Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 452.

⁹⁶⁵ Vgl. ebd., S. 453. – Reiffenstein, der ähnliche Beispiele in den zeitlich deutlich früher anzusetzenden Briefen der Eltern von Wolfgang Amadeus Mozart aufzeigt, sieht in diesen ältere Schreibkonventionen zur Unterscheidung von geschlossenem [e] (<ö>) und offenem [ɛ] (<e>) (Reiffenstein, Ingo: Sprachvariation im 18. Jahrhundert. Die Briefe der Familie Mozart Teil II. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 37 (2009), Heft 2, S. 203–220, hier S. 205. – Schikorsky weist in ihrem Korpus für das 19. Jahrhundert zwei Tendenzen nach: Erstens einen Rückgang entrundeter Formen vor allem nach den 1830er Jahren, der bei den niederdeutschen Schreibern zügiger vorstattenging als bei Personen, die aus dem mitteldeutschen Sprachraum oder dem Übergangsgebiet zwischen Nieder- und Mitteldeutsch stammten. Zweitens erfolgten am Ende des Untersuchungszeitraumes um 1900 vermehrt hyperkorrekte Rundungen. In diesen sieht Schikorsky Anzeichen für eine Abkehr vom obersächsisch geprägten Hochdeutsch und für eine zunehmende Hinwendung zum norddeutsch geprägten Hochdeutsch (vgl. Schikorsky: Private Schriftlichkeit, S. 288).

⁹⁶⁶ Merkel, Bertha: Die Sprache der Mutter Goethes. Ein Beitrag zur Geschichte der rheinischen Schriftsprache im 18. Jahrhundert (Deutsche Forschungen, 33). Frankfurt a. M. 1938, S. 22 f. (Zitat auf S. 23).

4.3.2.1.2 Diphthonge: <ei>, <au>

Im Deutschen gibt es drei Diphthonge, bei denen es sich um Zusammensetzungen aus zentralisierten Vokalen handelt, die als „eigenständige Funktionseinheiten der lautlichen Ebene“ in nativen Wörtern angesehen werden: [au], [ai] und [ɔɪ].⁹⁶⁷ Schriftsprachlich können diese wie folgt umgesetzt werden [au] als <au>, [ai] als <ai>, <ei> oder <eih> und [ɔɪ] als <äu> und <eu>.⁹⁶⁸ Die Schreibung <äu> basiert auf einer morphologischen Grundlage, während <ai> und <au> als phonographisch anzusehen sind; <ei>, <eu> und <eih> sind hingegen nicht phonographisch. Gleichwohl gelten die letzten beiden graphischen Formen der Diphthonge nicht als unsystematisch. In der Duden-Grammatik heißt es hierzu, dass sich die Schreibung der deutschen Diphthonge daraus ergibt, dass zwei Grapheme (<a>, <e>) fest die erste Position und zwei (<i>, <u>) die zweite Position besetzen. Nutzt man alle Kombinationsmöglichkeiten, ergeben sich die vier Schreibungen inklusive <ei> und <eu>; nur <äu> ist hiervon aufgrund der morphologischen Basis ausgenommen.⁹⁶⁹ Die nachfolgenden Ausführungen beschränken sich aufgrund des häufigen Vorkommens und der signifikanten Unterschiede zwischen Standardschreibung und regionaler Lautung auf die Betrachtung von <ei> und <au>.

Die lautlichen Realisierungsformen des Diphthongs <ei> sind in der thüringischen Mundart vielfältiger Natur und können stellungsbedingt variieren. Aufgrund der hohen Komplexität der Thematik stehen die Entwicklungskonturen und Abweichungen speziell für das von Christiana von Goethe gesprochene Ilmthüringische im Zentrum. Einen Überblick über die gesamthüringische Entwicklung liefern Abb. 13 und 14.

In der Aussprache des nhd. Diphthongs <ei>, welcher aus mhd. <ei> hervorging, steht im Thüringischen allgemein ein westlicher Block mit erhaltenen Diphthongen den im östlichen und südlichen Sprachgebiet dominanten Monophthongierungen gegenüber (Abb. 13 und 14). Im Osten Thüringens, und somit auch im Ilmthüringischen, ist die langvokalische Aussprache [ē] vorherrschend; der Diphthong wird zu einem Monophthong. Ferner tritt im südlichen Teil des ilmthüringischen Sprachraumes eine Variante [ɛ] auf, die zwischen dem nördlichen [ē] und dem südlichen [ā] liegt.⁹⁷⁰ Da für unseren Zusammenhang vor allem die in der Mundart übliche Monophthongierung relevant ist, soll diese stellungsbedingte Variation hier nicht näher betrachtet werden. Insgesamt ist

⁹⁶⁷ Vgl. Balestra: Vokalschreibungen im Deutschen, S. 106 (dort auch das Zitat).

⁹⁶⁸ Vgl. ebd.

⁹⁶⁹ Vgl. Duden. Die Grammatik. Unentbehrlich für richtiges Deutsch (Duden, 4). Hrsg. von Angelika Wöllstein und der Dudenredaktion. Mannheim u. a.: 9. vollständig überarb. und aktual. Aufl. 2016, S. 72.

⁹⁷⁰ Vgl. für diesen Absatz Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 136–139.

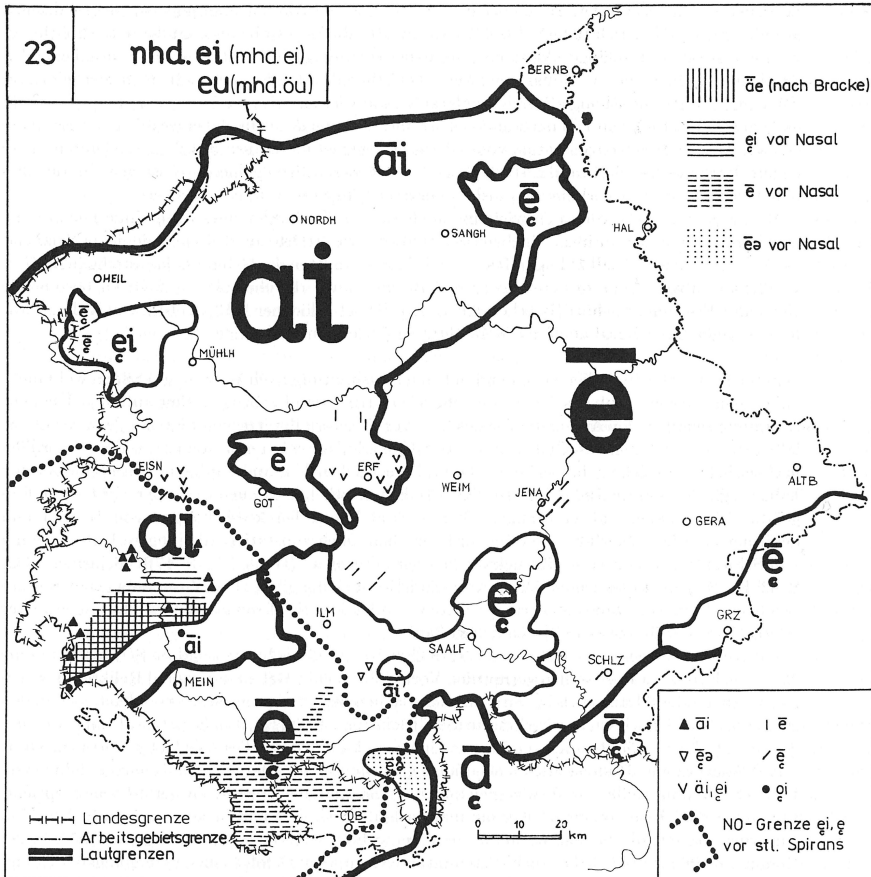


Abb. 13: Aussprache von nhd. ei (mhd. ei) / nhd. eu (mhd. ou) in der thüringischen Mundart (aus: Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 137).

zu beachten, dass in der ilmthüringischen Mundart nicht alle <ei>-Diphthonge als [ē] realisiert werden.

Man kann davon ausgehen, dass Christiana von Goethe in ihrer Alltagssprache die Monophthongierung verwendete und somit häufig gebrauchte Wörter (einschließlich der relevanten deklinierten und konjugierten Formen) wie <ein>, <klein>, <mein>, <weiß>, <heiß> nicht mit dem Diphthong [ai] realisierte, sondern den Monophthong [ē] benutzte.⁹⁷¹ In ihren Briefen schlägt sich diese regio-

⁹⁷¹ Karl Spangenberg führt für die Verwendung von <ei> vor Dental und <-er/-r> eine Sonderentwicklung an, jedoch als Verengung und Kürzung des Lautes. Ähnliche Kürzungen finden im

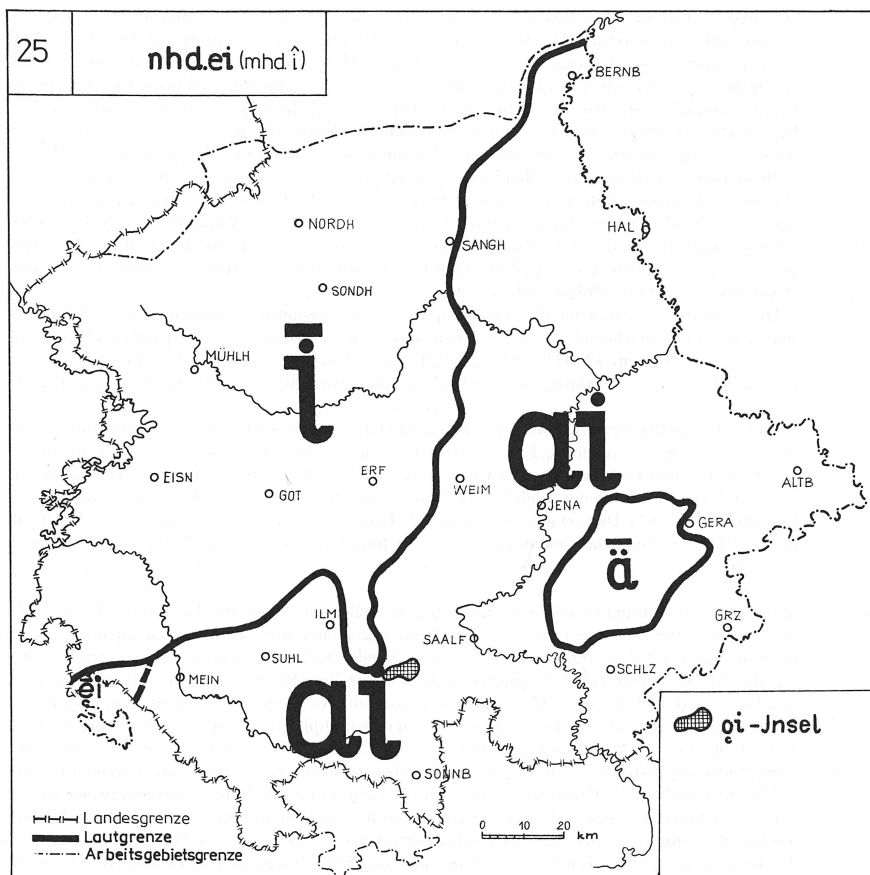


Abb. 14: Aussprache von nhd. ei (mhd. î) in der thüringischen Mundart (aus: Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 153).

nal übliche Lautung jedoch nicht nieder. Gerade die genannten hochfrequenten Wörter werden ausschließlich mit Diphthong realisiert, wenngleich die Diphthongschreibung gelegentlich graphisch verkürzt als *e* mit einem *i*-Punkt darüber auftritt. Die einzige Form, die im Korpus auf eine sprechsprachliche Monophthongierung hindeuten könnte, ist *veeist* (JWG65) für <weißt>. Eine andere Schreibung, die zunächst den Anschein einer Monophthongierung erweckt, aber nur

thüringischen Dialekt bei Unbetontheit und Kontraktionen statt. So ist beispielsweise der unbetonte, unbestimmte Artikel <ein> von einer Reduktion betroffen, ebenso <kein>, <klein>, <Bein>, <Stein> und dergleichen mehr (vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 140 f.).

ein einziges Mal in dieser Form im Korpus vorkommt, ist: *wemar* (JWG23) für <Weimar>. Mit hoher Wahrscheinlichkeit handelt es sich bei dem fehlenden Graph <i> jedoch um einen Flüchtigkeitsfehler. Der Ortsname tritt ansonsten immer mit Diphthong auf.⁹⁷²

Christiana von Goethe benutzt verschiedene Graphemkombinationen für den oben beschriebenen Diphthong, so vorrangig die Digraphe <ei> und <ey> (meist y mit Trema: *ÿ*).⁹⁷³ In ihren Briefen kommen ferner insbesondere bei Wortverbindungen mit <bey>⁹⁷⁴ (auch <allerley>) reduzierte Varianten mit einem Wegfall des <e> vor <y> (ebenso in *Frydag* [JWG111, 115] / *Frydages* [JWG32])⁹⁷⁵ vor. Ähnliches gilt für die Reduktion zu einem einfachen <i> in Wörtern wie <schreibe> zu *schrïbe*⁹⁷⁶ und gelegentlich <weil> zu *will*.⁹⁷⁷ Im Fall der letztgenannten Reduktion zu <i> ist eine Übernahme aus der gesprochenen Sprache weniger wahrscheinlich; vielmehr scheint es sich um eine Kürzung, ähnlich einer Ligatur, bei

972 Der Ortsname Weimar ist 975 erstmals als *Wimares* belegt. In mittelalterlichen Quellen findet sich häufig die Namenform *Wymar*; bei Dobenecker sind u. a. folgende Namenformen belegt: *Weimaric*, *Wimar*, *Wimare*, *Wimaria*, *Winmare*, *Wymar*; vgl. Dobenecker, Otto: *Regesta diplomatica necnon epistolaria historiae Thuringiae*. Jena 1900, Bd. 2, S. 549 sowie Bd. 3, S. 664. Die typische y-Schreibung steht dabei nicht für den diphthongierten Langvokal (vgl. Lex, Beate: *Ortsnamen der ‚Thüringischen Landeschronik‘* [Codex Gothanus Chart. B 180]. Jena: Magisterarbeit 2001, S. 66). Damit gehört der Ortsname *Weimar* zu jenen Formen, die aus mhd. <î> hervorgegangen sind und zum nhd. <ei> wurden, wofür in der ilmhüthüringischen Mundart nicht [ē], sondern [ai] verwendet wird.

973 Zur y-Schreibung vgl. Kapitel 4.3.1.2; auf die Wiedergabe des Tremas wird nachfolgend verzichtet.

974 Neben der vorherrschenden Form *bey* gibt es die Form *by*, so auch u. a. in *bÿ nahe* (achtmal), *bÿsam* (JWG115) oder *by Samen* (JWG155), *bÿde* (siebenmal) und *daby* (zweimal) / *da by* (fünfmal). Hinsichtlich des Wortes <allerley> sind beide Schreibweisen -ey (neunmal) und -y (siebenmal) fast gleich verteilt.

975 Für das Ilmhüthüringische ist verstreut die Form [fridiχ, fridš] belegt, allerdings eher für das südliche Dialektgebiet, wozu Weimar nicht zählt (vgl. Art. „Freitag“, in: ThWb II, Sp. 346). Es ist aber zumindest nicht ausgeschlossen, dass die monophthongierte Form auf der Aussprache basiert. Zur häufigsten Form mit <eu> vgl. weiter unten.

976 Neben der häufig vorkommenden Schreibvariante mit dem Digraph <ei> sind die konjugierten Verbformen auch mindestens 60-mal mit einfachem *i* realisiert worden. Bei 14 Schreibweisen erfolgte eine unsichere Lesung mit dem Diphthong *ei*. Die Aussprache von <schreiben> ist im Thüringischen teilweise mit Monophthong belegt, jedoch nicht für das Ilmhüthüringische (vgl. Art. „schreiben“, in: ThWb V, Sp. 959–961).

977 Neben der dominierenden Form mit Digraph wie in *weil/veil/weill/veill* kommt ebenso *will/vill* (z. B. in JWG10, 42, 53, 79, 142, 152, 166, NM16) mit Monophthong vor. Für das Ilmhüthüringische ist im ThWb eine monophthongierte Form belegt, jedoch als *wal* und nicht *will* (vgl. Art. „weil“, in: ThWb VI, Sp. 872).

häufig benutzten Wörtern zu handeln.⁹⁷⁸ Alle zuvor genannten Beispiele gehören im Ilmthüringischen zum Verbreitungsgebiet des [ai], sie werden also in der gesprochenen Sprache als Diphthong und nicht als Monophthong [ē] realisiert, was eine Interferenzerscheinung aus der Regionalsprache unwahrscheinlich macht.

Über das bereits Genannte hinaus sind weitere Ausnahmen zu verzeichnen, für die im dialektalen Bereich keine Erklärung zu finden ist. So wird das Digraph <ei> in einigen Fällen durch das gerundete <eu> ersetzt:

- Dies geschieht einerseits bei Formen, die im Ilmthüringischen nicht monophthongiert werden, wie unter anderem bei *zeugen* (<zeigen>, JWG149), *heuder* (<heiter>, JWG25, 63, 64, 153, 173, 193, NM11, 18), *gescheuder* (<gescheiter>, NM11), *beuden* (<beiden>, JWG2), *beneute* (<beneide> JWG36, 162),
- bei verwandten Wörtern von *Feuern* (<feiern>, JWG39): *Feuer* (<Feier>, JWG149),⁹⁷⁹ *feuerdage* (NM10) / *feu[r]da[g]e* (JWG53, JWG216) / *Feuerdache* (<Feiertage>, JWG216), *Feu[e]rlich keiden* (<Feierlichkeiten>, JWG225), *Toden feuer* (<Totenfeier>, NM19)
- sowie bei Formen, die im Thüringischen verstreut monophthongiert werden wie *Freudag* (23-mal)⁹⁸⁰ / *Freudach* (JWG149),⁹⁸¹ *freulich* (siebenmal) / *freulie* (JWG28) / *freulie* (JWG28), einmal auch *fräulich* (JWG50) vs. *frei(e)lich* (fünfmal),⁹⁸² *ein leuchdes* (<ein Leichtes>, JWG149) und im Fall von <heilig> als *Heuliche Genofeva* (<Heilige Genoveva>,⁹⁸³ JWG145) / *heuliege Christ* (JWG149), aber im selben Brief auch zweimal *heiliche(n) Christ*.⁹⁸⁴

⁹⁷⁸ Schreibökonomische Kürzungen dieser Art kommen in Christiana von Goethes Briefen beispielsweise auch bei der hochfrequenten Konjunktion <und> vor, die die häufige Schreibweise *ud* aufweist. In der Transkription wurde *ud* zu *und* aufgelöst, da teilweise noch ein Anschluss zwischen *u* und *d* zu sehen ist oder eine noch stärker verkürzte Schreibweise mit einem nur angedeuteten *u* vorliegt. Solche verkürzten Schreibweisen kommen bei hochfrequenten Wörtern wie <und> auch in Briefen sehr schreibgeübter Personen wie Johann Wolfgang von Goethe oder seinem langjährigen Sekretär Friedrich Wilhelm Riemer vor und werden in der editorischen Praxis aufgelöst, zumal sich an das *u* meist noch eine Virgel anschließt.

⁹⁷⁹ In JWG 194 auch *feife[r]*.

⁹⁸⁰ Von den 23 im Korpus belegten Formen entfallen fünf auf unsichere Lesungen des Diphthongs.

⁹⁸¹ Für alle vorhergehenden Wortformen ist eine Variante mit <eu> im ThWb nicht belegt.

⁹⁸² Im Thüringischen Wörterbuch ist eine gewisse Variationsbreite belegt. So gibt es den Verweis auf eine gerundete Form, die jedoch eine Ausnahme darstellt und nicht für den ilmthüringischen Raum gilt (vgl. Art. „freilich“, in: ThWb II, Sp. 344).

⁹⁸³ Hierbei handelt es sich um das 1800 erschienene Trauerspiel *Leben und Tod der heiligen Genoveva* von Ludwig Tieck.

⁹⁸⁴ In Art. „heilig“, ThWb II, Sp. 973 f. ist keine gerundete Form belegt.

Letzteres Beispiel führt Spangenberg in der Mundart mit einer Monophthongierung und Kürzung an – <heiliger Christ> wird zu [helɣər krisd] –, welche auch im Schriftbild zu erwarten wären.⁹⁸⁵ Christiana von Goethe verwendet hingegen keinen Monophthong, sondern in zwei von drei Fällen den Diphthong beziehungsweise das Digraph <eu>. Offenbar lässt sich dies nicht mit dem thüringischen Dialekt erklären.

Ähnliche Formen wie die eben genannten finden sich auch in den von Reiffenstein und Elspaß untersuchten Korpora sowie in den Briefen Catharina Elisabeth Goethes, auch wenn diese einen zeitlichen Abstand – die einen früher, die anderen später – zu den Briefen Christiana von Goethes aufweisen. In der Untersuchung der Briefe der Familie Mozart erwähnt Ingo Reiffenstein ähnliche Formen in den Briefen Maria Anna Mozarts, zum Beispiel *heurathen* (<heiraten>), bei Mozarts Vater Leopold die Formen *geschneuet* (<geschneit>) und *geheuratet* (<geheiratet>). *Heurath* oder *heuraten* verwendet auch Catharina Elisabeth Goethe, die Merkel als vor allem im 17. und 18. Jahrhundert übliche Nebenformen zu den Graphien mit *ei* charakterisiert.⁹⁸⁶ Reiffenstein sieht hierin „hyperkorrekte Fehlleistungen“.⁹⁸⁷ Elspaß bemerkt zudem, dass einige dieser hyperkorrekten Schreibweisen auf den Einfluss von Grammatikern und anderen „Sprachbeflissenen“ zurückzuführen seien, die durch falsche Ableitungen beispielsweise „gebildet“ klingende Formen wie *gescheut* an Stelle von <gescheit> einführten.⁹⁸⁸

Trotz der genannten Ausnahmen ist in Christianas Briefen eine relativ konsequente Umsetzung des Diphthongs <ei> als Digraph festzustellen. Die für das Ilmthüringische unter bestimmten Bedingungen typische Monophthongierung lässt sich folglich nicht signifikant nachweisen. Dies zeigt sich unter anderem an dem häufig vorkommenden Beispiel der flektierten Adjektivform <kleiner>, der in den untersuchten Briefen in der Substantivierung <Kleiner> als Kosenamen für den Sohn August gebraucht wird. <Kleiner> erscheint, abgesehen von einigen Ausnahmen, im Thüringischen mit Kürzung am häufigsten als [glenər] oder [glənər].⁹⁸⁹ Die Monophthongierung schlägt sich jedoch nicht im Briefkorpus nieder.

Nach der Behandlung des Diphthongs <ei> und seiner graphischen Entsprechungen in Christiana von Goethes Briefen soll der Vollständigkeit halber der Umgang mit dem Diphthong <au> nicht unerwähnt bleiben: In diesem Bereich fallen Parallelen zu den Verhältnissen bei <ei> auf; auch hier gibt es nur geringe Abweichungen von der Standardschreibung.

985 Vgl. ebd., S. 141.

986 Merkel: Sprache der Mutter Goethes, S. 27.

987 Vgl. Reiffenstein: Sprachvariation II, S. 205.

988 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 454.

989 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 141.

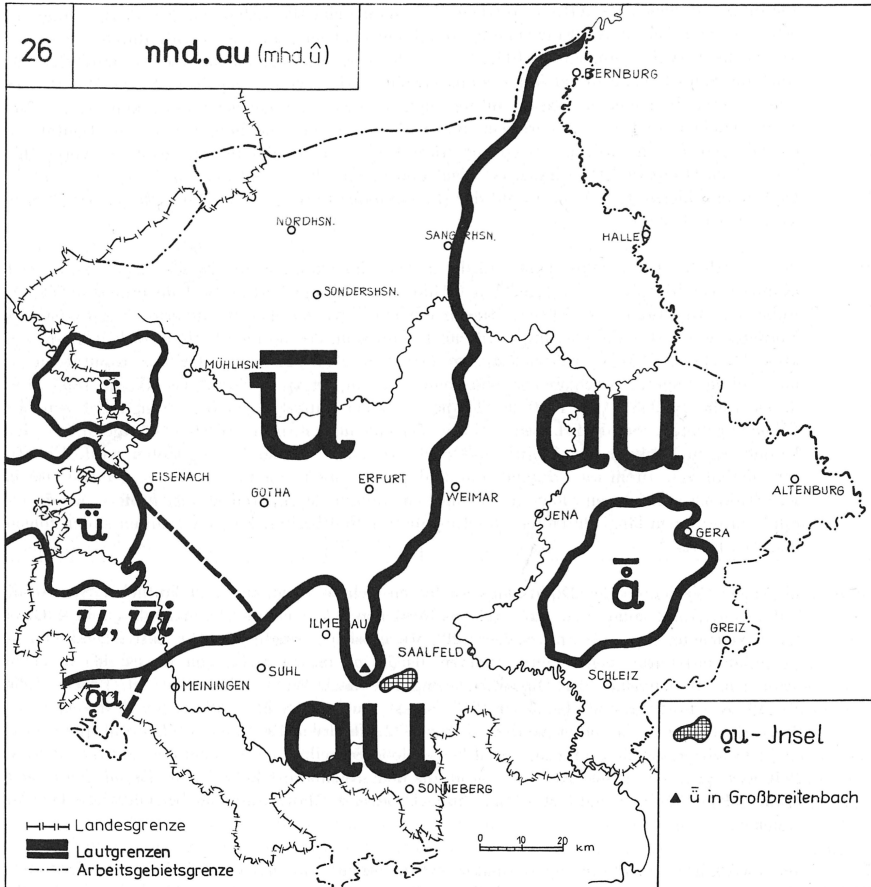


Abb. 16: Aussprache von nhd. au (mhd. û) in der thüringischen Mundart (aus: Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 165).

Christiana von Goethe folgt auch hier in ihren Graphien nicht der Mundart, denn sie verwendet durchgehend das Digraph <au> in Wörtern, die im Ilmthüringischen mit dem Monophthong [ō] gesprochen werden, beispielsweise für das hochfrequente *auch*, ebenso für <Augen>: *augen* (JWG100), *auchen* (JWG152), *Auchen* (JWG167, 170); oder <Augenblick(e)>: *auchen blüke* (JWG7), *auchen blük* (JWG11), *auchen blück* (JWG70, NM16), *auchnblick* (JWG101). Gleiches gilt für die konjugierten Verbformen von <glauben>, die in Standardschreibung realisiert werden, außer bei *glub* (JWG170), wobei bei dieser isolierten Form ein Flüchtigkeitsfehler

vorliegen dürfte.⁹⁹¹ Weitere Beispiele mit Diphthongschreibung sind: <Baum> (auch in Komposita; JWG86, 119, 155, 176),⁹⁹² *traum* (<Traum>, zweimal in JWG101) sowie das Verb <kaufen> und Ableitungen davon.

Diese Beobachtung trifft weitestgehend auch auf Wörter mit <au> zu, die auf mhd. <û> basieren (vgl. Abb. 16). In diesen Fällen ist die Aussprache im Ilmthüringischen mit der standardsprachlichen Schreibung kongruent.⁹⁹³ Dies gilt beispielsweise für <Haus> / <im Hause> / <zu Hause>, wobei alle Schreibungen bis auf drei Ausnahmen mit Diphthong realisiert wurden.⁹⁹⁴ Ähnliches gilt für die konjugierten Formen von <brauchen> sowie Wortverbindungen mit <aus>, für die alle die Diphthongschreibung gewählt wurde. Abweichungen gibt es hingegen im Fall von *auf*, da neben dem Substrat *darauf* (zweimal in JWG8 und 216) / *Da rauf* (JWG63) mehrheitlich die monophthongierte Form *da ruf* (JWG25, 41) respektive *daruf* (JWG25, 29, 68, 152, 161, NM4), aber auch *Daruef* (JWG31), *dareuf* (JWG156) und wahrscheinlich mit Buchstabenvertauschung *Daruaf* (JWG145) vorkommt. So verfährt die Schreiberin auch mit dem Dialektwort *nuß* (JWG127) für <naus>,⁹⁹⁵ im Sinne von ‚raus‘, ‚hinaus‘ und *hubt man[n]* (<Hauptmann>, JWG151), die beide mit Monophthong vorkommen. Dialektale Interferenzen liegen wohl nur bei den Monophthongierungen von <auf> zu *uf* vor, da für die Region um Weimar die Verkürzung zu [uf] belegt ist.⁹⁹⁶

Im Korpus ist insgesamt im Bereich der Diphthongschreibung nur eine geringe Zahl an Abweichungen, genauer Monophthongierungen festzustellen. Das bedeutet im Umkehrschluss in diesem Bereich eine deutliche Orientierung Christiana von Goethes an der schriftsprachlichen Norm. Übernahmen aus dem thüringischen Dialekt sind also selten, und zwar obwohl die dialektale Lautung in diesem Bereich deutlich von der Standardaussprache abweicht. Die Gründe hierfür sind im Einzelnen nicht ersichtlich. Zu berücksichtigen sind aber zwei Bereiche: Zunächst las Christiana von Goethe nicht nur Briefe im Zuge ihrer persönlichen Korrespondenz, sondern auch Bücher. Dementsprechend waren ihr die schrift-

991 Weitere Abweichungen, die allerdings für die vorliegende Frage nicht relevant sind, lauten: *glaubs* (JWG7, 65) und *glaub* (JWG167, 168) mit Dentalausfall, *glafum* (JWG195), *geklaut* (JWG20) / *geklaub* (JWG47, 178).

992 Bei <Baum> treten mehrere unsichere Lesungen auf, bei denen der u-Strich über das m gesetzt wurde, ohne ein u zu realisieren (vgl. JWG 119, 155 und 176). Eine monophthongierte Form ist aber nicht zu erkennen.

993 Vgl. ebd., S. 167.

994 Diese sind *hasse* (JWG7, 30) und *Huß* (JWG39); ansonsten in den allermeisten Fällen *hauss(e)* oder gelegentlich *Hauß*.

995 Ob sich das fehlende <a> auf dialektale Einflüsse zurückführen lässt oder ob dieses aus einer fehlerhaften Elision resultiert, also einfach vergessen wurde, ist nicht zu entscheiden.

996 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 172.

sprachlichen Konventionen nicht unbekannt. Zum anderen gab es in Weimar vielfältige Möglichkeiten, um mit anderen Varietäten in Kontakt zu kommen. Goethe beispielsweise war Frankfurter und wird dementsprechend eine gewisse dialektale Prägung aus dem westmitteldeutschen Sprachgebiet mitgebracht haben.⁹⁹⁷ Christiana von Goethe besuchte überdies regelmäßig Theateraufführungen, in denen sie mit anderen Varietäten (wenngleich wohl noch nicht mit einer überregionalen Lautung) in Berührung kam.⁹⁹⁸

4.3.2.1.3 Vokaldehnung und -kürzung

Michel Lefevre, der die Briefe Liselottes von der Pfalz sprachlich analysierte, ging davon aus, dass es sich bei den „Unregelmäßigkeiten in der Rechtschreibung“ einerseits um Vokalverschiebungen aufgrund regionalsprachlicher Interferenzen handle und dass diese andererseits Rückschlüsse auf die Länge und Intensität der (gesprochenen) Vokale zuließen.⁹⁹⁹ Er konstatierte hinsichtlich der Vokaldehnung:

In den meisten Fällen scheint die Länge und Intensität der Vokale in Liselottes Lautsystem dem heutigen Gebrauch zu entsprechen. Liselotte verwendet auch die konventionellen graphischen Zeichen, um die Länge des Vokals anzudeuten: Sie verdoppelt den Vokal, verwendet das Dehnungs-h sowie das Dehnungs-e.¹⁰⁰⁰

Auf die zeitlich einige Jahrzehnte späteren Briefe Christiana von Goethes lässt sich dieser Befund nur in begrenztem Maße übertragen. Zwar entspricht die Schreibung hinsichtlich der Vokallänge häufig der heutigen Standardschreibung und wird dementsprechend oft mit den gängigen, im Zitat genannten Mitteln umgesetzt. Allerdings erfolgt die Anwendung nicht konsequent; in den abweichenden Schreibungen zeigt sich vielmehr eine große Variationsbreite, für die

⁹⁹⁷ Goethes dialektale Prägung zeigt sich in einigen (an der Standard(aus)sprache gemessen) unreinen Reimen, die mit dem Frankfurter Hessisch erklärt werden können. Dies ist beispielsweise der Fall bei: „Ach, neige, / Du Schmerzenreiche“ aus *Faust I* (WA I, 14, S. 182). Zum Verhältnis von Goethes Sprache zur Mundart siehe u. a. Henzen, Walter: *Schriftsprache und Mundart. Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen* (Bibliotheca Germanica, 5). Bern: 2., neu bearb. Aufl. 1954, S. 142–148 sowie Naumann, Bernd: *Die Differenzierung gesprochener und geschriebener Sprachformen des Deutschen in sprachwissenschaftlichen Arbeiten vor und nach 1800*. In: Cherubim / Mattheier (Hrsg.): *Voraussetzungen und Grundlagen der Gegenwartssprache*, S. 73–91, hier S. 74–77.

⁹⁹⁸ *Die Deutsche Bühnenaussprache* von Theodor Siebs erschien erst 1898.

⁹⁹⁹ Vgl. Lefèvre, Michel: *Die Sprache der Lieselotte von der Pfalz. Eine sprachliche Untersuchung der deutschen Briefe (1676–1714) der Herzogin von Orleans an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover* (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik, 321). Stuttgart 1996, S. 117.

¹⁰⁰⁰ Lefèvre: *Lieselotte von der Pfalz*, S. 118.

augenscheinlich keine Systematik zu erkennen ist, sodass auch nur begrenzt Rückschlüsse auf die gesprochene Sprache der Schreiberin gezogen werden können oder vice versa phonetische Interferenzen zu erkennen wären.¹⁰⁰¹ Ein ähnliches Urteil ist bei Ludwig Geiger über Catharina Elisabeth Goethe zu lesen. Bei ihm heißt es, „daß sie [C. E. Goethe, Anm. d. Verf.] Doppelkonsonanten an unrechte Stellen setzt, einfache Konsonanten braucht, wenn man Verdopplung erwartet, daß sie Dehnungs-*h* und -*e* ganz nach Belieben einsetzt und ausläßt [...]“.¹⁰⁰² Diese Abweichungen gelten in unterschiedlichem Grad als charakteristisch für Frauenbriefe.

Außerdem ist zu bedenken, dass bestimmte Schreibungen wie beispielsweise *giebt* und *gieng* um 1800 durchaus noch gängig waren.¹⁰⁰³ Das Dehnungs-*h* bezeichnet von Polenz als

so starke Schreibtenz, dass im 17. und frühen 18. Jh. vielfach stärker als heute davon Gebrauch gemacht wurde: *uhralt*, *gerahen*, *gebohren*, *einmahl*, usw. [...]. Komplementär dazu kam der Abbau redundanter Mehrfachkonsonanten noch stärker als im Frühneuhochdt. der Kürzebezeichnung von Vokalen zugute (*Nase/nasse*, *wir/wirr*), was konsequent erst seit Gottsched gelehrt wurde (Heinle 1982, 345).¹⁰⁰⁴

Die Verdopplung eines Vokals zu dessen Dehnung tritt in den untersuchten Briefen kaum auf. So schreibt Christiana von Goethe anstelle von Doppel-*a* in <paar> fast ausschließlich *bar*,¹⁰⁰⁵ für <Saale> *Sale* (zweimal in JWG1) und für den <Saal> dreimal mit Dehnungs-*h* *Sahl* (JWG4, NM2, NM9), ansonsten *Sall* (JWG7, 8, 214). Der Fisch <Aal> wird einmal mit Doppelvokal und nachfolgendem Doppelkonsonanten realisiert *Spick Alle* (JWG42), *ahl* (JWG63) oder *ahll* (JWG68).

Der Doppelvokal <ee> ist hin und wieder zu finden, was jedoch in den meisten Fällen mit Schreibschwierigkeiten bei der Anbindung eines Folgebuchstabens an die Majuskel <E> zusammenhängen dürfte. Darüber hinaus kommt er entgegen der Schreibkonvention z. B. in folgenden Wörtern vor: *geweessen* (JWG32, 57, 129, 134) und *geveesen* (JWG105) für <gewesen>, welches ansonsten meist nur mit Doppel-*s* geschrieben wird. Des Weiteren kommen u. a. vor: *Steeht* (JWG42,

1001 Rückschlüsse dieser Art sind grundsätzlich nur bis zu einem gewissen Grad auf der Grundlage eines geschriebenen Textes möglich, denn die geschriebenen Buchstaben repräsentieren nicht unmittelbar einen Laut. Ein Buchstabe kann mehrere Phoneme repräsentieren und umgekehrt kann ein Phonem durch mehrere Buchstaben ausgedrückt werden (vgl. dazu die Beispiele in Kapitel 4.2.2).

1002 Geiger, Ludwig: Einleitung des Herausgebers. In: Frau Rat Goethe. Gesammelte Briefe. Anhang: Goethes Briefe an seine Mutter. Hrsg. von Ludwig Geiger. Leipzig: Neudruck 1922, S. V–XXXV, hier S. XIV.

1003 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 243.

1004 Ebd. (Hervorhebung im Original).

1005 Belege: 34-mal *bar*, zweimal *bahr* (JWG50, 57), einmal *barh* (JWG65), einmal *Par* (NM11).

JWG65), *übeel* (JWG30) oder *übeell* (JWG161), *geeschäten* (<Geschäften>, JWG166), *geegen* (JWG194), *geesamd* (<gesamt>, CEG1) und nach <ie> in *wieeder komst* (JWG214), *anschieesen* (NM15) und vor dem Diphthong <ei> in *zeeit* (<Zeit>, JWG43, 53), *veeist* (<weiß>, JWG65), *seeeyen* (<sein>, JWG145). Bei letzteren Beispielen sind dialektale Interferenzen – aus dem Diphthong [ei] wird der Langvokal [e:] – nicht auszuschließen. In den Lexemen, in denen standardsprachlich ein Doppelkonsonant steht, tritt dieser im Briefkorpus nicht auf. So wird beispielsweise <leer> in aller Regel mit Dehnungs-*h* als *lehr* realisiert und nur einmal als *leer* (JWG225) und ein weiteres Mal als *leren* (JWG162). In Wörtern wie <See>, <Allee>, <Kaffee>, <Erdbeeren>, <Kleeblatt>, <Meerweibchen> und <Kannapee> treten keine Vokalverdopplungen im Briefkorpus auf.

Bezüglich der Verwendung des Dehnungs-*e* finden wir einige Wörter, die Christiana sowohl mit als auch ohne dieses schreibt. Beispiele frequenter Wörter hierfür sind: *brief* vs. *brif*, *wieder* vs. *wider*,¹⁰⁰⁶ *viel/-e/-en* vs. *vill/-e/-en* oder *viell/-e/-en*, *hier* vs. *hir*, *lieb/-e/-er/-ende* vs. *lib/-e/-er*.¹⁰⁰⁷

In den Briefen tritt auch der umgekehrte Fall auf, das heißt ein in der Standardaussprache kurzvokalisches <i> wird als Langvokal mit Dehnungs-*e* geschrieben. So gelegentlich bei *iest* anstelle von *ist*, *biest* statt *bist*, *gieb(t) statt gib(t)* und *vergis* (JWG57, sonst *vergis*) usw.

Für Vokaldehnung mit *h* ist eine ähnlich unsystematische Verwendung zu konstatieren, wie dies auch für die zuvor genannten Fälle gezeigt wurde; diese ist aber im Hinblick auf das Sprachbewusstsein unserer Schreiberin aufschlussreich. Als paradigmatischer Fall werden die Varianten des Adverbs <sehr> betrachtet, welche zu 75 Prozent ohne Dehnungs-*h* als *ser* (295-mal) realisiert werden, seltener *sehr* (95-mal) sowie dreimal *serh* (JWG2, 65, NM9) und jeweils einmal *serhr* (JWG195) – beides wohl mit Buchstabenpermutation – und *shr* (JWG57). Bei der Verbform <geht> überwiegen hingegen mit 76 Prozent die Varianten mit Dehnungs-*h*: *geht* (64-mal), auch *get* (20-mal) und einmal *ged*.¹⁰⁰⁸ Noch konsequenter erfolgt die Schreibung der Modalpartikel <wohl>, die fast ausschließlich als *wohl* (296-mal) realisiert wird; zweimal als *woll* (JWG8, 15).

Des Weiteren lassen sich Beispiele für die Verwendung eines Dehnungs-*h* in Wörtern mit Langvokal finden, in denen standardsprachlich kein Dehnungs-*h* steht. Exemplarisch sei auf die folgenden verwiesen: *tuht* (<tut>, JWG36, 187, 225,

¹⁰⁰⁶ Eingeschlossen sind bei der Zählung ebenso die Varianten mit <v> am Wortanfang; in vier Fällen kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, ob es sich um ein <ie> handelt.

¹⁰⁰⁷ Auf eine quantitative Auszählung wurde aufgrund unsicherer Lesungen in diesem Bereich verzichtet.

¹⁰⁰⁸ Weitere Formen sind *gehete* (JWG27; wahrscheinlich eine Buchstabenpermutation zu <gehet>), *gehet* (NM1) und *geth* (AG3, Buchstabenpermutation).

NM18) und *duht* (JWG23, 42), *tuhen* (achtmal) und *tuhe* (dreimal), *währ/-e/-st/-t/-en* (103-mal)¹⁰⁰⁹ sowie *guht* (<gut>, sechsmal) und *Muht* (JWG166, NM12). Bei letzteren Varianten liegt die Deutung als Hyperkorrekturen nahe. Bereits Voeste argumentiert, dass die Hinzufügung eines stummen <h> in solchen Fällen von einem Sprachbewusstsein zeugt: Die Schreiberin besitzt Kenntnis von einem orthographischen Standard, ohne diesen selbst durchgängig anwenden zu können.¹⁰¹⁰

Analog zur Vokaldehnung ist die Vokalkürzung zu beschreiben, die im Briefkorpus einer ähnlich unsystematischen Anwendung unterliegt wie die zuvor beschriebene Vokaldehnung. Die Betrachtungen beschränken sich an dieser Stelle auf Abweichungen von einer standardsprachlichen Schreibung. Insbesondere die Verwendung von Geminationen folgt keinen erkennbaren Regeln. Neben vielen korrekten Verwendungen gibt es zahlreiche Besonderheiten. Bezüglich der nachfolgenden Beispiele ist anzumerken, dass es einen Zusammenhang zwischen der Geminatation und der Verwendung von Ligaturen geben könnte, insbesondere hinsichtlich <ff>, <fft> und <ss>. Besonders bei Christiana von Goethes Schreibung der Ligatur für Doppel-s gewinnt man den Eindruck, als verende sie diese im Wortinneren (nicht am Wortanfang und -ende) häufiger als das lange s (oder Schluss-s). Möglicherweise spielen hier Schreibkonventionen, die sich im Laufe der Jahre bei der Schreiberin entwickelten, eine gewisse Rolle.

Gelegentlich folgt auf einen Langvokal ein Doppelkonsonant wie in Komposita mit dem Determinans <Hof> wie in *HoffRacht* (<Hofrat>, JWG1), *Hoffrahts* (JWG108), *Hoffg* (<Hof[ä]rtner>), zweimal in JWG6) oder dem häufiger vorkommenden Kompositum <Hofkammerrat>, welches in fast Dreiviertel der Belege mit *ff* geschrieben wird (11 von 15 Belege). Die konjugierten Verbformen <kam> oder <kamen> (einschließlich Verbformen mit Verbpräfix und Partikelpräfix) treten in zehn Prozent der vorkommenden und sicher lesbaren Fälle mit Doppelkonsonanten oder mit Geminationsstrich *m̄* auf (sieben von 71 Belegen). Weitere Beispiele sind <diese/-en/-es>, das in fast Dreiviertel aller Fälle mit Dehnungs-*e* und anschließendem Doppelkonsonanten als *diesse/-en/-es* geschrieben wird (77 von 104 Belegen)¹⁰¹¹ und <böse/-n>, das 18-mal mit Doppelkonsonanten als *bösse* und nur einmal als *böse* vertreten ist. Besonders variantenreich ist <viel/-e/-es>, das neben der Standardschreibung *viel/-e/-es* (44-mal, 31 %) auch als *vill/-e/es* (54-mal, 38 %) und mit Doppelkonsonant als *viell/-e/-es* (35-mal, 25 %) vorkommt.¹⁰¹² Zu guter Letzt seien noch die zwei Graphien mit standardsprachlichem Dehnungs-*h* und

¹⁰⁰⁹ Dagegen nur neunmal *wär/-e/-st/-t/-en*.

¹⁰¹⁰ Vgl. Voeste: A mensa et thoro, S. 255.

¹⁰¹¹ Weitere Schreibungen sind: *diese/-en/-s* (16-mal) und mit Kurzvokal: *disse/-en/-s* (viermal); *diese/-en/-s* (fünfmal) und *dißen* (zweimal).

¹⁰¹² Weitere Varianten sind *vil* (viermal), *fiel* (viermal) und *fiehl* (einmal).

nachfolgendem Doppelkonsonanten erwähnt wie in *nehmm* (<nehmen>, JWG1) und *sehnn*e (<sehne>, JWG11) sowie *erzähllen* (JWG63).

Hin und wieder gibt es Beispiele für Konsonantenverdopplung nach Kurzvokalen, bei denen standardsprachlich kein Doppelkonsonant folgt. Dieses Phänomen ist eher selten in den untersuchten Briefen zu finden, so beispielsweise in *offt* (24-mal vs. *oft* dreimal),¹⁰¹³ *schriffkli* (<schriftlich>, JWG50) oder *schrifflich* (JWG57, 70), *dennks* (<denkst>, JWG2), *mitt* (JWG7) und *hallten* (JWG1, 62, 68) oder *erhallten* (JWG57) und bei <als>, das immerhin in knapp 44 Prozent der Fälle als *alls* realisiert wird.¹⁰¹⁴ Insbesondere die Verdopplung von <f> ist um 1800 keine Seltenheit und gehört im Bereich der Konsonanten zur gern kultivierten „Letterhäufelung“, wie Harsdörffer dies bezeichnet.¹⁰¹⁵ Umgekehrt fehlt im Korpus des Öfteren die Geminatio nach einem Kurzvokal wie fast ausschließlich bei *den* statt <denn>, sehr häufig bei *wen* statt <wenn>, *häte* (66-mal)¹⁰¹⁶ statt *hätte* (viermal), *zu sam/zusam* (<zusammen> 30-mal, mit Doppel-*m* nur viermal), *beser* (45-mal) statt *besser* (19-mal) und *mat* (<matt>, JWG23).

Abschließend lässt sich bezüglich der Vokaldehnung und -kürzung in den Briefen Christiana von Goethes resümieren, dass anhand der Schreibweisen nur in sehr begrenztem Maße Rückschlüsse auf Vokallänge und -kurze gezogen werden können. Die Verwendung von heute gängigen Kürzungs- oder Dehnungszeichen erfolgt insgesamt in wenig systematischer Weise. Ein Zusammenhang zwischen gesprochener Vokalquantität und graphemischer Umsetzung scheint im Großen und Ganzen nicht gegeben zu sein.

4.3.2.2 Dialektale Interferenzen: Konsonantenschreibungen

4.3.2.2.1 Die Plosive

Plosive gelten hinsichtlich ihrer Schreibweise gegenwartssprachlich als wenig problematisch, da die Schreibung zumeist die Opposition zwischen Gespanntheit und Ungespanntheit, Fortis und Lenis, abbildet. Dies bedeutet, dass [p, t, k] und <p, t, k> sowie [b, d, g] und <b, d, g> auf Phonem-Graphem-Ebene miteinander korrespondieren. Als Besonderheit ist dabei die Auslautverhärtung, also der Stimmtonverlust im Morphemauslaut, zu beachten. Nach dieser wird <b, d, g> in

¹⁰¹³ Die Geminatio ist höchstwahrscheinlich auf die Anwendung der Ligatur *ff*t oder deren ungenaue Abgrenzung zu *ff* zurückzuführen.

¹⁰¹⁴ Belegt sind *alls* (58-mal) und *als* (74-mal); als eine weitere Form tritt *alß* (NM15) auf.

¹⁰¹⁵ Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 266 (dort auch das Zitat).

¹⁰¹⁶ Zusätzlich kommt zweimal *häde* (JWG20, 100) vor.

der Silbenkoda als [p, t, k] realisiert.¹⁰¹⁷ Das gilt zwar für die Standardaussprache, nicht jedoch für die thüringische Umgangssprache oder den ilmthüringischen Dialekt, da im Großteil des Thüringer Sprachraumes eine Konsonantenschwächung zu verzeichnen ist.¹⁰¹⁸ Dementsprechend erfolgt dort eine Lenisierung der Fortes [p, t, k], das heißt, dass diese nahezu wie ihre stimmhaften Lenis-Opponenten [b, d, g] ausgesprochen werden. In den Briefen Christiana von Goethes schlägt sich dies häufig in der Schreibung als *b, d, g* nieder. Eine Besonderheit betrifft das Ableitungssuffix <ig>, da dieses standardsprachlich nicht der Auslautverhärtung unterliegt, sondern frikativiert oder spirantisiert wird. Diese Eigenheit wird im Zuge der Behandlung der <g>-Schreibung thematisiert.

Schikorsky stellt in ihrer Untersuchung fest, dass es sich bei der schriftsprachlichen Unterscheidung zwischen starken und schwachen Verschlusslauten allgemein um graphematische Problembereiche im 18. und 19. Jahrhundert ohne regionalen Schwerpunkt handelt. Bei weniger routinierten Schreibenden treten Schwierigkeiten in diesem Feld breit gestreut auf.¹⁰¹⁹

**Das Verhältnis von <p> und **

Für das nhd. [p] ist die Normalvertretung im gesamthüringischen Sprachraum in jeder Position [b].¹⁰²⁰ Erwartungsgemäß wird die dialektale Konsonantenschwächung von Christiana von Goethe auch in die Schriftsprache transferiert. Es handelt sich um eine häufig vorkommende Interferenz aus dem sprechsprachlichen Bereich, die überwiegend, jedoch nicht gänzlich, konsequent umgesetzt wird, wie Tab. 18 zeigt.

Tab. 18: Variation in der Plosivschreibung <p> vs .

	Vorkommen ges.	Schreibungen mit <i>p</i>	Schreibungen mit <i>b</i>
<paar> (Indefinitpronomen) / <Paar> (Nomen)	34 / 5 = 39	1 / 0	33 / 5 ¹⁰²¹
<Post>	8	1	7

1017 Vgl. Rues u. a.: *Phonetische Transkription*, S. 16.

1018 Vgl. Spangenberg: *Laut- und Formeninventar*, S. 181. – Selbst für das Vorkommen im Auslaut verzeichnet Spangenberg den Fortis- oder Halbfortislaut zumeist nur „in emphatischer Rede-weise“ (ebd.).

1019 Vgl. Schikorsky: *Private Schriftlichkeit*, S. 289.

1020 Vgl. Spangenberg: *Laut- und Formeninventar*, S. 180.

1021 Hinzu kommen fünf Schreibungen des Nomens <Paar> mit *b* (JWG32, 47, 105, zweimal in JWG149).

Tab. 18 (fortgesetzt)

	Vorkommen ges.	Schreibungen mit <i>p</i>	Schreibungen mit <i>b</i>
<Paket>	18	11	7
<überhaupt>	15	–	15
<April>	3	–	3
<Oper>	3	1	2
gesamt	86	14	72

In knapp 84 Prozent der oben aufgeführten Fälle schlägt sich die Konsonantenschwächung in der Schriftsprache nieder. Besonders hervorzuheben ist die Schreibung des Fremdwortes <Paket>, welches zu 61 Prozent mit <p> geschrieben wird. Dies ist insofern überraschend, da Fremdwörter häufiger dialektale Aussprachemerkmale aufweisen und phonographische Verschriftungsmechanismen erkennen lassen.¹⁰²² Die Auswertung lässt keine signifikanten Unterschiede in der Verteilung von Fortis- und Lenisschreibungen in initialer und medialer Stellung erkennen, da nur die bereits erwähnte Schreibung des Fremdwortes <Paket> vermehrt p-Schreibungen aufweist, was für die anderen Beispiele mit initialem Plosiv nicht nachgewiesen werden kann.

Ferner ist die Verwendung der Spiranten [ʃt] und [ʃp] im Morphem anlaut zu thematisieren, die standardsprachlich durch die Grapheme <st> beziehungsweise <sp> repräsentiert werden. Im Briefkorpus werden beide Spiranten bis auf eine Ausnahme¹⁰²³ auch als <st> oder <sp> graphisch umgesetzt, entgegen der mundartlichen Präferenz für [b] statt [p].¹⁰²⁴

Ein weiterer Sonderfall liegt mit der Affrikata [pf] vor, deren Aussprache im Thüringischen je nach Stellung innerhalb des Wortes variiert (vgl. Abb. 17). Im Ilmthüringischen dominiert anlautend [f] und in- und auslautend [b]. Besonderheiten gibt es hinsichtlich der Konsonantenverbindung [mpf] zu beachten, in der „der Verschlusslaut zumeist nur schwach artikuliert und häufig auch gänzlich eliminiert“¹⁰²⁵ wird.

Tab. 19 enthält u. a. die Wörter <Pferd> und <Pflanze> für das anlautende Vorkommen, <Kopf> für das auslautende und für das Konsonantencluster <mpf> die flektierten Formen des Verbes <empfehlen> sowie das Substantiv <Strümpfe>.

¹⁰²² Vgl. hierzu Kapitel 4.3.4.1.

¹⁰²³ In JWG39 wurde *gespahrt* getilgt und durch *gesbart* (<gespart>) ersetzt.

¹⁰²⁴ Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 180 f.

¹⁰²⁵ Ebd., S. 205.

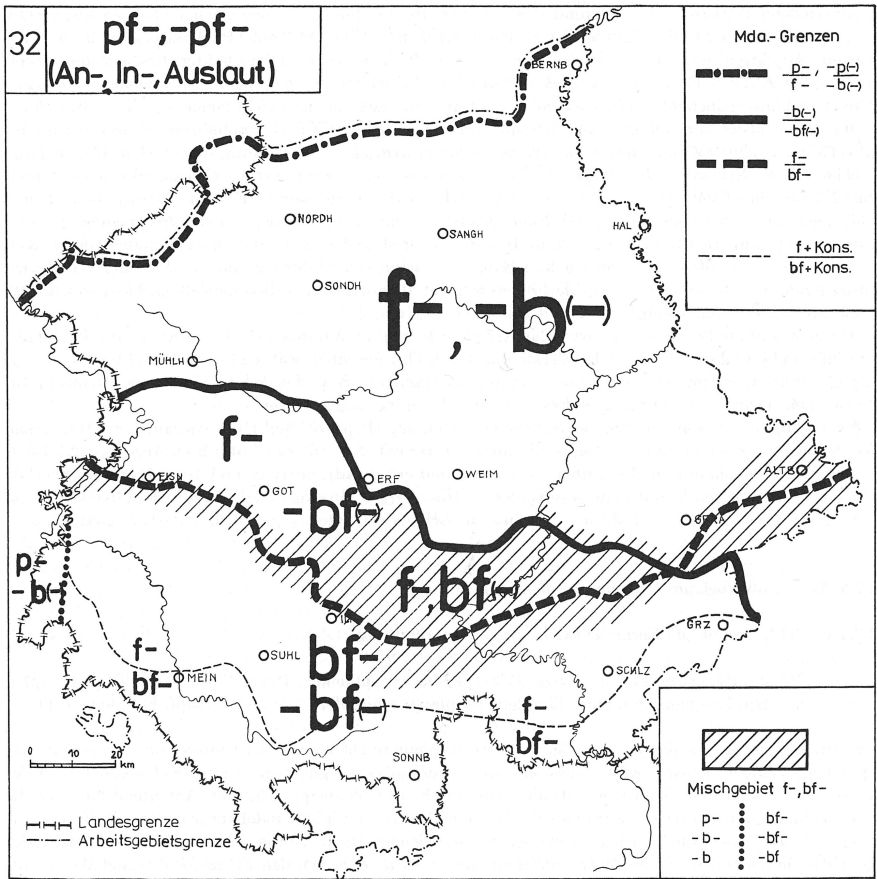


Abb. 17: Aussprache von pf-/pf- im An-, In- und Auslaut in der thüringischen Mundart (aus: Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 204).

Tab. 19: Variation der Schreibung von <pf>.

	Vorkommen gesamt	Schreibungen mit pf	Schreibungen mit bf	Schreibungen mit f	Schreibungen mit p
<Pferd>	44	33	–	1	10
<Pflanze>, <be-/ gepflanzt>	7	3	–	4	–
Pfingsten	2	2	–	–	–
Anlaut gesamt	53	38	–	5	10

Tab. 19 (fortgesetzt)

	Vorkommen gesamt	Schreibungen mit <i>pf</i>	Schreibungen mit <i>bf</i>	Schreibungen mit <i>f</i>	Schreibungen mit <i>p</i>
<Kopf[...]>	7	2	1	4	–
<Dampf>	1	–	–	1	–
<Magenkrampf>	1	–	–	1	–
Auslaut (einschließl. <-mpf>) gesamt	9	2	1	4	–
<empfehlen/em- pfeht /empfahl>	15	8	–	6	1
<Strümpfe/ Strumpf-hosen>	4	–	–	4	–
Konsonanten- cluster <mpf> gesamt	19	8	–	10	1

Anhand der obigen Tabelle lassen sich aufgrund der geringen Belegzahl nur vorsichtige Tendenzen aufzeigen, die insbesondere für die auslautende Affrikata in- und außerhalb des Konsonantenclusters <mpf> nur eine geringe Aussagekraft besitzen. Am deutlichsten ist die Tendenz bei der Schreibung von <pf> im Anlaut; in knapp 72 Prozent der Fälle realisierte die Schreiberin entgegen der dialektalen Aussprache die Affrikata vollständig; Schreibungen mit *f* machen hingegen nur 9 Prozent aus. Allerdings ist zu beachten, dass die Belege zu <Pferd> mit 83 Prozent den überwiegenden Anteil ausmachen. Die (nicht sehr zahlreichen) Belege zu <Pflanze> einschließlich der davon abgeleiteten Verbformen weisen hingegen in über der Hälfte das anlautende *Ff* auf (davon entfallen wiederum drei Belege auf die Verbformen).¹⁰²⁶ Darüber hinaus schlägt bei den Varianten von <Pferd> die

¹⁰²⁶ Bei der diachronen Entwicklung des Plosivs *p* zur Affrikata *pf* ist ein Blick auf die zweite Lautverschiebung aufschlussreich: Im gesamten hochdeutschen Sprachraum tritt zwar die Verschiebung von *p*, *t*, *k* zu den Frikativen *f*-(*f*), *z*-(*z*), *h*-(*h*) auf, nicht jedoch die Verschiebung von *p*, *t*, *k* in nicht-postvokalischer Stellung zu den Affrikaten *pf*, *ts*, *kx*. Letzere ist nicht für alle Mundarten belegt. So wird im östlichen Mitteldeutschen (im Gegensatz zum westlichen Teil des Sprachgebietes) anlautendes *p* zu *f*, während *p* nach einem Konsonanten und in der Geminierung wie im Westmitteldeutschen bestehen bleiben (vgl. Meineke, Eckhard [unter Mitarbeit von Judith Schwerdt]: Einführung in das Althochdeutsche [UTB für Wissenschaft, 2167]. Paderborn 2001, S. 212 und 214).

p-Schreibung mit knapp einem Viertel zu Buche; diese ist ansonsten nur im Konsonantencluster <mpf> noch einmal nachzuweisen.

Die größten Unsicherheiten sind, wie zu erwarten, mit der Schreibung des Konsonantenclusters <mpf> verbunden. Insbesondere bei den Verbformen zu <empfehlen> ist die Variationsbreite groß. Dem Konsonantencluster gehen nicht nur Elisionen voraus, wie in *efehlen* (JWG42) oder *Epfihlt* (JWG101) zu sehen, sondern auch Einfügungen eines vorangehenden Dentals, z. B. in *Entpehelen* (JWG22), *Emtpfahl* (JWG170) oder *Endpfehlen* (JWG170).

Für die Konsonantenopposition *p/b* sind zudem hyperkorrekte Schreibungen nachzuweisen, die im Zusammenhang mit der binnendeutschen Konsonantenschwächung stehen (wie auch nachfolgend [t]/[d] bzw. <t>/<d>). Da diese Schreibungen der Mundart entgegenlaufen, handelt es sich hier um ein distanzsprachliches Merkmal. Beispiele hierfür sind: *pefihlt* (<befiehlt>, JWG100), *auf Sauprste* (<aufs Sauberste>, JWG7), *Pauverwallter* (<Bauverwalter>, JWG82) / *Paueverwalter* (JWG111), *Pau inspekder* (<Bauinspektor>, JWG170) / *Pauinspeckder* (JWG184), *Pargend* (<Barchent>, JWG6); *Pfückse* (<Füchse>, JWG184) und das häufig vorkommende <Bübchen>, das zu 72,5 Prozent initial mit hyperkorrektem *p* statt *b* geschrieben wurde (29-mal mit *p*; elfmal mit *b*). Mehrheitlich mit *p* statt *b* wird das Fremdwort <Bouteille/-n> geschrieben (16 von 18 Belegen).¹⁰²⁷ Diese zeigen zugleich ein Normbewusstsein der Schreiberin.¹⁰²⁸ Darauf deuten auch Sofortkorrekturen hin, wie im Brief vom 21./22. Februar 1797 (JWG38), in dem *Puch* getilgt und zu *bü[c]h* korrigiert worden ist.

Spangenberg verweist aufgrund des mundartlichen Zusammenfalls von [p] und [b] im intervokalischen Bereich auf die mundartliche Entwicklung vor allem im Bereich der Lehn- und Fremdwörter von [b] zu [w] hin.¹⁰²⁹ In Christiana von Goethes Briefen finden wir dies nur einmal im Fall von *an brovirn* (<anprobieren>, JWG162), wobei es sich hier um ein Lehnwort aus dem Lateinischen handelt.

Das Verhältnis von <t> und <d>

Analog zur Lenisierung von [p] zu [b] beziehungsweise <p> zu erfolgt in der thüringischen Mundart häufig der Ersatz von [t] durch [d]. Der Zusammenfall beider Plosive kommt in allen Wortstellungen vor und ist als obligatorisches Merk-

¹⁰²⁷ Für die verschiedenen Varianten vgl. Kap. 4.3.4.1.

¹⁰²⁸ Vgl. auch Voeste: *A mensa et thoro*, S. 240 und 255.

¹⁰²⁹ Vgl. Spangenberg: *Laut- und Formeninventar*, S. 180.

mal der thüringischen Umgangssprache anzusehen. Die Realisierung des [d] erfolgt dabei nicht stimmhaft, sondern meist stimmlos.¹⁰³⁰

Tab. 20: Das Verhältnis von <t> und <d> in allen Positionen.

	Vorkommen gesamt	Schreibungen mit t/tt	Schreibungen mit d	weitere Varianten
Anlaut				
<Tag/-en>	127	24/–	103	–
<tun/tue/tut> ¹⁰³¹	46	21/–	25	–
<Tisch/-e> ¹⁰³²	24	5/–	19	–
<Theater>	22	20/–	2	–
Anlaut gesamt	219 100 %	70 32 %	149 68 %	–
Inlaut				
<Bitte>/ <bitte/-n/-t>	46	12/7	18	dt: 7; td: 1, dd: 1
<hätte/-st/-n>	77	72 ¹⁰³³ /3	2	–
<artig/Artiges/Artigkeit>	25	2/–	23	–
<Vater>	22	5/9	8	–
<Väterchen/Vätergen>	18	2/1	15	–
Inlaut gesamt	188 100 %	93/20 = 113 60 %	66 35 %	9 5 %

¹⁰³⁰ Vgl. ebd., S. 181.

¹⁰³¹ Die flektierten Verbformen weisen gewisse Unterschiede auf, die wie folgt aussehen: <tun> mit t: 16, mit d: 13; <tue> mit t: 2, mit d: 8; <tut> mit t: 3, mit d: 2.

¹⁰³² Das Nomen <Tisch> tritt überwiegend in der formelhafte Wendung „nach Tische“ im Sinne von ‚nach dem Mittagessen‘ auf und wird ausnahmslos mit Dativ-e geschrieben. Zum zunehmenden Wegfall des unbetonten e nach Dativ im 19. Jahrhundert vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 348–354. – Gelegentlich zieht die Schreiberin beide Wörter zusammen und schreibt vor allem in den Briefen aus Lauchstädt nachtiessse (JWG171), nachdiesee (JWG193), Nachdiesse (JWG193), Nachdiessche (JWG194), nachdiesse (JWG194), nachDiesse (JWG195) und [n]achtdische (JWG195).

¹⁰³³ Einmal tritt die Verbform mit Buchstabenpermutation als Hästet (JWG25) auf.

Tab. 20 (fortgesetzt)

	Vorkommen gesamt	Schreibungen mit <i>t/tt</i>	Schreibungen mit <i>d</i>	weitere Varianten
Auslaut				
<nicht>	543	543/–	–	–
<recht>	403	402/–	1	–
<gut>	174	69/2	102	<i>tt</i> : 2; <i>dht</i> :1
Auslaut gesamt	1120 100 %	1014 91 %	103 9 %	3 0 %
Auslautverhärtung				
<und>	1643	–/–	1643	–
<bald>	128	126/–	2	–
<wird>	152	8/–	144	–
<Freund>	18	–/–	18	–
Auslautverhärtung gesamt	1941 100 %	134 7 %	1807 93 %	–

Bei der Untersuchung des Verhältnisses von *t*- und *d*-Schreibungen mit standard-sprachlich <t> zeigt sich ein differenziertes Bild (vgl. Tab. 20). Die Lenisierung, die mundartlich in allen Stellungen erfolgt, tritt in den zugrundeliegenden Briefen nur im Anlaut mit 68 Prozent mehrheitlich auf. Hier ist auf die Ausnahme des Fremdwortes <Theater> hinzuweisen, welches anlautend bis auf zwei Ausnahmen mit *T/t* realisiert wird. Im Wortinneren ist das Verhältnis genau umgekehrt; dort überwiegen mit etwa 60 Prozent die *t*-Schreibungen.

Im Auslaut dominiert mit über 90 Prozent die *t*-Schreibung, was in Opposition zur mundartlichen Aussprache steht, in der auch im Auslaut die Lenis [b] vorherrscht. Nur gelegentlich erscheint auslautend [t] „als behauchte oder unbehauchte Halbfortis bzw. als Fortislaut, doch ist eine solche Artikulation zumeist auf emphatische Redeweise beschränkt.“¹⁰³⁴ Allerdings scheint sich hier ein Unterschied zwischen hochfrequenten Wörtern wie <nicht> und <recht> und selten vorkommenden Wörtern mit auslautender Lenisierung wie *kriechd* (<kriegt>, JWG50), *word* (<Wort>, JWG7), *andvord* (<Antwort>, JWG64), *gebaud* (<gebaut>, NM11) oder *zeid* (<Zeit>, NM16) abzuzeichnen.

¹⁰³⁴ Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 181.

Die stellungsbedingten Unterschiede in der *t*- bzw. *d*-Schreibung, die festgestellt wurden, lassen sich auch im Vergleich zwischen <gut> und den deklinierten Formen <gute/-s/-r> nachweisen: Das Adjektiv oder Adverb wurde mehrheitlich lenisiert mit *d* in die Schriftsprache übertragen, weist jedoch in ca. 40 Prozent auch eine *t*- bzw. *tt*-Schreibung auf. Bei den deklinierten Formen hingegen tritt nur eine Fortisumsetzung mit *t* auf. Demgegenüber stehen 85 Schreibungen mit *d* (und einmal ein *dt*). Bei der Lenisierung in den deklinierten Wortformen könnte es sich um eine sprechsprachliche Übertragung handeln.

Die standardsprachliche Auslautverhärtung, die aber nicht zu den Charakteristika der thüringischen Mundart gehört, wurde für Wörter, die auf <d> enden, ebenfalls untersucht. Hier ist allerdings kein eindeutiges Bild zu gewinnen. Während die hochfrequente Konjunktion <und> sowie die Wörter <wird> und <Freund> nahezu ausschließlich auf *d* enden, wählt die Schreiberin für das häufiger vorkommende <halb> hingegen bis auf zwei Ausnahmen die Endung auf *t*. Worauf sich diese Präferenz für die *t*-Schreibung zurückführen lässt, bleibt ungewiss; die standardsprachliche Auslautverhärtung dürfte jedenfalls für eine Dialektsprecherin zu einer Zeit, in der der Dialekt die vorherrschende mündliche Ausdrucksweise war, keinen signifikanten Einfluss gehabt haben.

Es könnte sich um eine hyperkorrekte Schreibweise handeln, die bemerkenswert konsequent umgesetzt wurde. Im Korpus sind weitere hyperkorrekte Varianten mit *t* statt *d* zu verzeichnen wie in den Wörtern *Schublate* (JWG28), *entschultigen* (JWG62) / *entschulti[gle]* (JWG63) / *entschulti[ch]en* (JWG149) / *zu Entschultich* (NM21), *schatet* (<schadet>, JWG86), *Je[m]ant* (JWG50) / *jmant* (JWG109) / *jemat* (NM4), *auss[er]ten* (<außerdem>, JWG95), *torff[dt]e* (<dürfte>, JWG166), *trüfergen* (<Dörfchen>, JWG1), *Retet* (<redet>, JWG4) / *ab geretet* (JWG83) / *beretet* (JWG153, 166) / *g[e]retet* (JWG170) sowie *Pfe~~h~~rte* (zweimal in JWG111), *Pferte* (JWG112), *bilt* (<Bild>, AG3).

Selten benutzte Christiana von Goethe auch die Graphemkombination <dt> in Wörtern, in denen diese standardsprachlich nicht vorkommt, wie in *bedte* (<Bette>, JWG7), *ordtnug* (JWG3), *bidte* (<bitte>, JWG65) / *biedte* (JWG65) / *biedte* (<Bitte>, JWG119), *s[in]dt* (<sind>, JWG142), *lebendtich* (<lebendig>, JWG149), *Freudt* (<freut>, JWG154), *Miedtleit* (<Mitleid>, NM2). Etwas häufiger verwendet die Schreiberin *td* anstelle von <t/tt> wie in *bi[td]e* (<bitte>, JWG3), *vernü[n]fftdich* (<vernünftig>, JWG9), *Mitda* (<Mittag>, JWG10), *nachtmitta[ch]* (JWG22), *künfftidge* (<künftige>, JWG30, 36) / *Küfftiche* (JWG47), *bey lichtden* (<beiliegenden>, JWG52), *liedratdur* (<Literatur>, JWG53), *Rähtdin* (<Rätin>, JWG63), *hatdes* (<hattest>, JWG63), *Nötdichen* (<nötigen>, JWG149), *Danz lustdichen* (<tanzlustigen>, JWG152) usw. Auch in Fremdwörtern kommen die Varianten *dt* und *td* vor, wie in *Madtam* (<Madam>, JWG25), *ablautdirrt* (<applaudiert>, JWG52), *liedratdur* (<Literatur>, JWG53) und *atdige* (<Adieu>, JWG134).

Das Verhältnis von <k> und <g>

Die Verwendung des stimmlosen Plosivs [k] gestaltet sich im thüringischen Sprachraum deutlich komplexer, als dies für die beiden zuvor behandelten Oppositionen [p/d] und [t/d] beschrieben wurde. [k] ist die einzige Verschlussfortis, die in der thüringischen Mundart größtenteils prä vokalisches Behauchung aufweist. Problematisch ist jedoch die Abgrenzung der einzelnen Gebiete, die ein behauchtes [k], ein unbehauchtes [k] oder den Lenislaut [g] aufweisen, der vor allem in den östlichen Teilen des Sprachraumes vorkommt. Das Ilmthüringische gehört zu diesen Unsicherheitszonen. Insbesondere in den häufig vorkommenden Anlautverbindungen [kl-, kn-, kr-, kw-] ist der Unterschied durch den Wegfall der Behauchung zur stimmlosen Lenis [g] nur gering.¹⁰³⁵

Vor diesem Hintergrund wären von einer weniger routinierten Schreiberin aus dem ilmthüringischen Dialektgebiet Probleme bei der schriftlichen Umsetzung der Fortis <k> zu erwarten. Dies betrifft insbesondere die Anlautverbindungen <kl-> und <kn->, die der dialektalen Lenisierung gemäß als <gl> und <gn> realisiert werden könnten. Für diese Fälle sind im Briefkorpus nur wenige Belege zu finden. Zu den Lenisierungen im Anlaut mit <gl->, <gn-> und <gr-> gehören *glaren* (<klaren>, JWG2), *ungluch* (<unklug>, JWG15) und *Glein nes* (<kleines>, JWG38), *Grief[ch]en* (<kriegen>, JWG127) / *grichtes* (<kriegte es>, JWG52; ansonsten jedoch mit *k*) und *graud* (<Kraut>, JWG119) oder *graudlande* (JWG157). Weitere Belege für die Umsetzung der Lenisierung in der Schriftsprache über die genannten Verbindungen hinaus sind *Christen Gra[m]* (<Christkram>, JWG36); im Auslaut bei *Mußsi[g]* (<Musik>, JWG2) und *Mußsig kus* (<Musikus>, JWG28).

Aus diesen wenigen Beispielen lässt sich kein Paradigma ableiten; es bleibt die Feststellung, dass in seltenen Fällen <k> durch <g> ersetzt wird, was auf die sprechsprachliche Lenisierung zurückgehen könnte. Da diese Opposition mundartlich (und auch regionalsprachlich) weniger stark ausgeprägt ist als die beiden zuvor behandelten, lassen sich hier keine eindeutigen Schlüsse ziehen. Dies betrifft auch den umgekehrten Fall – <k> statt <g> –, der aus demselben Grund nicht ohne Einwände als Hyperkorrektur bezeichnet werden kann. Zu den wenigen Beispielen aus dem Briefkorpus gehören *bekrif* (<Begriff>, JWG100), *Clobus* (<Globus>, JWG63) / *klobuß* (JWG68), *zu krude richten* (<zugrunde richten>, JWG166), *geklaubt* (<geglaubt>, JWG20) / *geklaub* (JWG47, 178) und *kläser* (<Gläser>, JWG142).¹⁰³⁶

¹⁰³⁵ Vgl. ebd., S. 183 f.

¹⁰³⁶ Zudem korrigierte Christiana Vulpius einmal die Schreibung des Wortes *Kleid* durch Tilgung der zunächst fehlerhaften Schreibweise *glt* (JWG38).

Es ist zu konstatieren, dass hinsichtlich der *k/-g*-Schreibung mehrheitlich die schriftsprachlich „korrekten“ Schreibweisen zu finden sind. Diese dominieren stärker als in anderen Bereichen der Konsonantenschreibung mit deutlich dialektalen Merkmalen. So kommt der Kosenamen für den Sohn August bezüglich des Anlautes (nicht aber der Endsilbe) immer in *k*-Schreibung vor; es ist ausschließlich von dem <Kleinen> die Rede. Eine Erklärung hierfür wurde bereits angesprochen und betrifft die im Vergleich zu den Fortis-Lenis-Oppositionen [p, b] und [t, d] lockerere Opposition von [k, g]. So ist u. a. im thüringischen Dialektgebiet auch die umgekehrte Ersetzung von [k] durch [g] oder durch spirantisierendes [χ] möglich. Es können auch hyperkorrekte Formen vorkommen, so z. B. bei unsicheren Mundartsprechern oder in Gebieten mit einem Übergang von [g] zu [j] oder [χ]. Folglich können [k] und [g] insbesondere in Anlautverbindungen alternierend vorkommen wie beispielsweise bei der Aussprache von <groß> als [kro:s].¹⁰³⁷ Im Thüringischen Wörterbuch ist dies unter anderem auch für <Markt> belegt, was gleichfalls als [mārgd] oder [mārχd] ausgesprochen wird. In bestimmten Fällen kann [k] auch gänzlich eliminiert werden.¹⁰³⁸ Spangenberg gibt für das Nordilmthüringische, wozu auch Weimar zählt, im Anlaut eine Präferenz für die Lenisierung zum stimmlosen [g] an (vgl. Abb. 18).

In den Briefen Christiana von Goethes gibt es Hinweise darauf, dass ihr Dialekt hinsichtlich der [k]-[g]-Aussprache stärker in Richtung des sich nordöstlich anschließenden Gebietes mit einer Präferenz für [g-/j-/χ-] tendiert.¹⁰³⁹ So sind unter anderem die folgenden Formen in den untersuchten Briefen zu finden: *Jar* (JWG21, JWG36, JWG41 usw.) für <gar>, *Jechen* (JWG50) anstatt <gegen>, *Mor[j]jen* (<morgen>, JWG28, 45) und *Kōjīn* (<Köchin>, JWG28, 47).¹⁰⁴⁰ Eine rein dialektale Begründung für die in den meisten Fällen standardsprachliche Verwendung der Verschlussfortis <k> ist folglich nur bedingt tragfähig. Vielmehr zeigen sich auch in diesem Bereich ein gewisses Sprachbewusstsein und die Reflexion unterschiedlicher Varianten.

¹⁰³⁷ Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 197; dort als [krös].

¹⁰³⁸ Vgl. ebd., S. 186.

¹⁰³⁹ Teilweise findet sich im Anlaut die Schreibung *j* statt *g*, z. B. *Jar* (<gar>, z. B. in JWG21, 36, 41, 64, 155, AG3).

¹⁰⁴⁰ Bei den aufgeführten Beispielen ist zu beachten, dass durch die häufig unleserliche Schreibung beziehungsweise die oftmals nicht eindeutige Unterscheidung der Graphen *g*, *j*, *ch* in der Handschrift Christiana von Goethes ein Unsicherheitsfaktor bestehen bleibt (vgl. hierzu Kapitel 4.1.2).

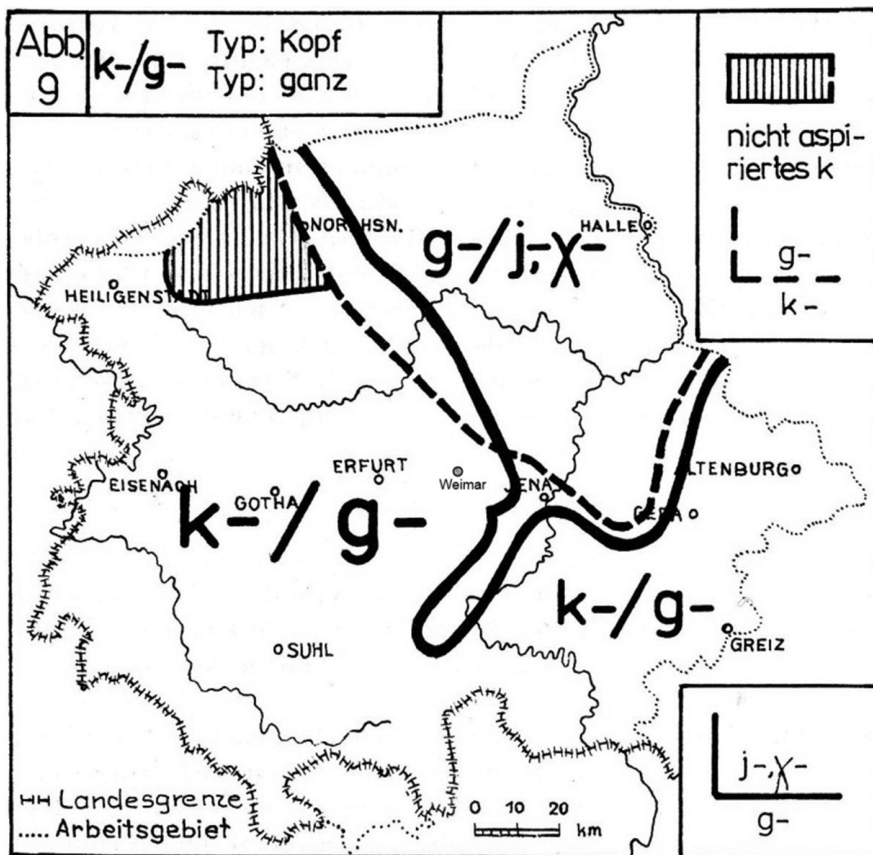


Abb. 18: Aussprache von k-/g- (z. B. in „Kopf/ganz“) in der thüringischen Mundart (aus: Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 184).

4.3.2.2.2 Spirantisierung von [g]: <g> vs. <ch>

Nachfolgend soll anknüpfend an die g-/k-Schreibung nun die Spirantisierung von [g] bzw. <g> in den Blick genommen werden, die zunächst anhand der Suffixschreibung von Adjektiven im Briefkorpus untersucht wird. Die standarddeutsche Aussprache folgt der Regel, dass <ig> im absoluten Auslaut oder vor einem Konsonanten als [-iç] realisiert wird. Folgt dem Suffix ein weiterer Vokal, wird [-ig] gesprochen.¹⁰⁴¹

¹⁰⁴¹ Vgl. Duden. Die Grammatik, S. 58.

In den Briefen wird das <ig>-Suffix in den meisten Fällen der dialektalen Aussprache folgend, die in diesem Fall mit der standardsprachlichen Lautung übereinstimmt, als <-ich> geschrieben.

Die quantitative Auswertung von Adjektiven, die standardsprachlich auf <-ig> enden, hat ergeben, dass 122 von 153 Suffixen auf die Endung *-ich* entfallen. Das heißt, knapp 80 Prozent der im Korpus vorkommenden Adjektive treten mit der Endung *-ich* und etwa 20 Prozent mit der Endung *-ig* auf.¹⁰⁴² Exemplarisch wird in Tab. 21 das quantitative Verhältnis der Suffixschreibungen von fünf Adjektiven aufgeführt.¹⁰⁴³

Tab. 21: Suffixschreibung <-ig>.

	Vorkommen ges.	Schreibungen mit <i>g</i>	Schreibungen mit <i>ch</i>
<artig>	19 (21)	4 (+2)	15
<lustig>	17	7	10
<fertig>	28 (33)	1 (+5)	27
<wenig>	10	–	10
<fleißig>	23 (25)	1 (+1)	22 (+1)
gesamt	97 (107)	13 (21)	84 (85)

Tab. 21, die bereits einen Großteil der Adjektivformen auf <-ig> enthält, verdeutlicht, dass in den meisten Fällen sowohl Suffixvarianten mit *g*- als auch mit *ch*-Graphie auftreten, wobei die Präferenz eindeutig auf der spirantisierten Form liegt.

Bei Adjektiven, in denen auf das Suffix <-ig> noch ein Vokal folgt, lautet die standardsprachliche Aussprache [-ig-]; im Thüringer Raum hingegen treten häufig Kontraktionen auf oder, wenn dies nicht der Fall ist, wird intervokalisch spirantisiert zu [χ] oder [x].¹⁰⁴⁴ In den untersuchten Briefen existieren sowohl Schreibweisen mit <-ig> als auch mit <-ich>, mit einer leichten Präferenz auf der Umsetzung der spirantisierten Form. Ähnliches gilt grundsätzlich für die Schreibung von <g> in intervokalischer Stellung, die häufig als *ch*-Schreibung umgesetzt wird. So kommt *Eigendlich/-e* (JWG159, NM5), aber auch *Eichent liche* (JWG29) vor,

¹⁰⁴² Nicht berücksichtigt wurden unsichere Lesungen, die häufiger eine vorsichtige Präferenz für *-ig* und nicht *-ich* aufweisen. Obwohl die eindeutige Tendenz der Schreiberin zu *-ich*-Graphien davon unberührt bleibt, weil es sich nur um wenige Fälle handelt, würde sich das Gewicht geringfügig in Richtung *-ig*-Schreibung verschieben.

¹⁰⁴³ Die Zahlen in Klammern enthalten die Belege unsicherer Lesungen.

¹⁰⁴⁴ Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 200–202.

der <Wagen> wird nur zweimal mit *g* und 22-mal mit *ch* geschrieben, umgekehrt wird die <(An-)Frage> bzw. <(an-)fragen> achtmal mit *g* und nur zweimal mit *ch* geschrieben.

Problematisch hinsichtlich einer eindeutigen Bestimmung ist das Verb <sagen> im Briefkorpus. Es tritt sowohl in Schreibungen mit *g* als auch mit *ch* sowie mit *h* auf. Insbesondere die Varianten mit *ch* oder *h* sind oftmals nicht sicher einzuordnen, da *ch*-Verbindungen nicht selten eine Elision des *c* aufweisen. Man gewinnt den Eindruck, dass die Schreiberin zwischen diesen drei Formen schwankte.¹⁰⁴⁵

Kontraktionen als dialektale Übertragungen kommen in seltenen Fällen vor; so bei *brächtier* (<prächtiger>, JWG52), *mein Einsier* (<mein Einziger>, JWG11), *Jzir* (<jetziger> oder <itziger>, JWG47). Ferner existieren hyperkorrekte Formen, die vor dem Hintergrund der spirantisierten Aussprache von schriftsprachlich <g> im Thüringischen, nicht nur im Auslaut, sondern auch intervokalisches naheliegend sind, wie *Kirge* (<Kirche>, zweimal in JWG105, 194), *zeigen* (<Zeichen>, JWG142), *Kögin* (<Köchin>, JWG27, 29, 47), *verdrüßlig* (<verdrießlich>, JWG216), *glücklich* (<glücklich>, JWG132) / *glücklich* (JWG89, 193), *onmöchlig* (<unmöglich>, JWG132), *leidlig* (<leidlich>, JWG246).

Zusammenfassend lässt sich bezüglich der Konsonantenschreibung in den Briefen Christiana von Goethes im Allgemeinen und bei der *g*-Schreibung im Besonderen eine regionalsprachliche Prägung beobachten, die sich in Lenisierungen oder im Fall des <g> in einer Spirantisierung äußern. Eine Ausnahme zeigt sich innerhalb der untersuchten Bereiche lediglich bei der Schwächung von <k> zu <g>, die nur sehr selten vorkommt. Ähnliches konstatiert auch Ingo Reiffenstein für die Briefe der Familie Mozart (mit einer gewissen Einschränkung für die Briefe von Wolfgang Amadeus Mozart).¹⁰⁴⁶

4.3.2.3 Apokope: (Nicht-)Realisierung finaler Dentale und Liquide in <nicht>, <ist> und <mal>

Elisionen kommen im Briefkorpus gelegentlich vor und treten vorzugsweise in den Endsilben als Apokopen auf. Ausgehend von den ilmthüringischen Dialektformen und der Regionalsprache wäre im Briefkorpus ein Dentalschwund bei den hochfrequenten Kurzwörtern <nicht> und <ist> als *nich* und *is* zu erwarten. Beide

¹⁰⁴⁵ Zur Verwendung im thüringischen Dialekt vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 201.

¹⁰⁴⁶ Vgl. Reiffenstein: Sprachvariation II, S. 205 f. – Isa Schikorsky identifiziert die Konsonanten *g*, *k*, *j* und *ch* ebenfalls als graphematische Problembereiche, die auch im 19. Jahrhundert noch auf regionalen Ausspracheunterschieden basieren, die sie aber auch im Spannungsfeld „zwischen Standardaussprache bzw. -schreibung und regionalen Besonderheiten“ verortet (vgl. Schikorsky: Private Schriftlichkeit, S. 291).

Wörter werden im gesamten thüringischen Sprachraum stets ohne Dentalverschluss gesprochen.¹⁰⁴⁷ Elspaß verweist darauf, dass die Varianten ohne finalen Dental auch in den heutigen regionalen Umgangssprachen geläufig sind. In den Briefen des 19. Jahrhunderts weist Elspaß einen mit 21,7 Prozent besonders hohen Anteil des Dentalschwundes bei *jetzt* oder *jetz* nach; die Wortform ohne finales *-t* ist dabei historisch gesehen die ältere.¹⁰⁴⁸ In den Briefen Christiana von Goethes kann diese Wortform nicht untersucht werden, da sie nur in der Nebenform <jetzo> oder <itzo>, welche meist als *jzo* in den Briefen realisiert wird, auftritt.

Ein Dentalschwund bei <nicht> ist in den Briefen eine seltene Ausnahme; er kommt nur in 1,72 Prozent der Belege vor.¹⁰⁴⁹ Ein ähnlicher Befund liegt für <ist> vor, welches gar nicht mit Dentalschwund nachzuweisen ist.¹⁰⁵⁰ Ähnliches gilt für die Realisation des Liquids in <mal>, einschließlich der Wortformen <manchmal>, <einmal>, <diesmal>, <allemaal>, <zumal>, <vielmal>. Obwohl der *l*-Abfall im thüringischen Sprachraum weit verbreitet ist,¹⁰⁵¹ ist er im Briefkorpus nicht belegt.

Diese Ergebnisse sind insofern sehr aufschlussreich, als sie die sprechsprachlich-dialektalen Einflüsse relativieren, die gerade im Bereich des Ausfalls der finalen Dentale, aber auch des Liquids in <mal> zu erwarten gewesen wären. Drei sehr frequente Wörter, die in den thüringischen Dialekten immer ohne Dentalrealisation auftreten, kommen in Christiana von Goethes Briefen fast gar nicht in dieser zu erwartenden Form vor; der Dentalschwund ist bei diesen Beispielen kaum nachweisbar. Dies ist ein Indiz dafür, dass Christiana von Goethe keineswegs so schrieb, wie sie sprach. In diesem Fall scheint sie die schriftsprachliche Konvention zu kennen und setzt diese unabhängig von ihren eigenen dialektalen Prägungen um. Gleichwohl lassen sich in den Briefen auch Belege für einen Dentalausfall am Wortende finden; so z. B. in *verEnnder* (<verändert>, JWG1) / *verEnd-der* (JWG2) / *vere[n]der* (NM9, 18), *glaub* (<glaubt>, JWG2), *Erhält's* (<erhältst>, JWG2) / *Erhält's* (JWG194), *betrü'b* (<betrübt>, JWG2, 3, 20, 34 usw.), *fehls* (<fehlt>, JWG2), *käms* (<kämt>, JWG2, 103) / *kämes* (JWG11, 123, 157) und *dennks* (<denkst>, JWG2, 22). Diese Belege sind jedoch im Zusammenhang mit der Komplexität von

1047 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 182.

1048 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 440; vgl. auch Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 183.

1049 Wortformen ohne Dental: 9; Wortformen mit Dental: 513. – Bei den Wortformen mit Dental kommen teilweise verkürzte Schreibungen wie *nht* oder der Ausfall des *c* vor.

1050 Im Korpus enden nur vier Fälle nicht auf *-t*. Das betrifft die Befunde *iste* (JWG7), die stark reduzierte Form *i* (JWG108 und NM15) sowie einmal die versehentliche Schreibung *ich* (JWG123). Gelegentlich kommt die Schreibung mit Langvokal *ie* vor.

1051 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 231.

Konsonantenclustern und der sich daraus ergebenden Reduktion bei weniger routinierten Schreibern zu sehen.¹⁰⁵²

Neben diesem Befund für die hochfrequenten Wörter gibt es im Briefkorpus einige Beispiele für Apokopen, insbesondere bei Verbformen, bei denen die Endung <-en> oder <-e> elidiert wurde. Im Briefkorpus trifft dies vor allem auf die Verben <kommen> und <freuen> zu: z. B. *kom* (<komme>, zweimal in JWG2, 111, 115, 126, 225; <kommen> in JWG4, 32, 53, zweimal in JWG68, 195, zweimal in 207, NM9, AG6) / *mitkom* (<mitkommen>, JWG171) / *zurückkomme* (NM2) / *gekom* (dreimal in JWG2, 68, 110, 142 usw.) / *bekom* (<bekommen> in JWG6, 8, 50, 193, zweimal in NM4; <bekomme> in JWG53). Weitere Beispiele sind *freu* (<freuen> in JWG2, 7, 8, 83 usw.; <freue> in JWG3, 4, 7, 17, 24 usw.; <freut> in JWG39), *hat* (<hatte>, JWG7, 156), *Hät* (JWG47) / *hät* (<hätte>, JWG110), *bitt* (<bitte>, JWG42), *[mac]h* (<mache>, JWG169), *glaubt* (<glaubte>, JWG149, 156), *du* (<tue>, JWG156, AG4) / *d[u]h* (AG4), *klein* (<kleinen>, JWG2), *klein* (<den Kleinen>, JWG2, 4) / *kleinn* (z. B. in JWG11, 32, zweimal in JWG39), *zu sam* (<zusammen>, JWG2, 4, 8, 27 usw.), *Ein* / *ein* (<einen>, JWG3, 4, zweimal in JWG6, 7 usw.) und bei Pronomen wie *kein* (<keinen>, JWG7, 53, 68, 70 usw.), *mein* (<meinen>, JWG9, 24, 29 usw.) und *sein* (<seinen>, JWG28, 63, 106 usw.) / *Seinn* (JWG50).

Die obige Auflistung ist keinesfalls erschöpfend; es ist aber auch festzuhalten, dass Apokopen nicht die Regel sind, sondern verhältnismäßig selten auftreten; vollständig realisierte Endungen (unter Beachtung der chirographischen Eigenheiten), insbesondere bei der unbetonten Silbe <-en>, überwiegen also. Die reduzierten Endungen erscheinen vorzugsweise bei häufig benutzten Wörtern wie bei dem unbestimmten Artikel <einen>, dem Pronomen <keinen>, den Possessivpronomen <meinen, seinen> oder bei Verben, die die Schreiberin häufig verwendete.

4.3.2.4 Synkope und Assimilation

In der mündlichen Sprache hört man selten vollständig realisierte Endsilben, da Schwa-Laute elidiert werden, das heißt, es kommt zu einer Endsilbenreduktion. So entfällt das [ə] nach Frikativen in allen Endungen, außer beispielsweise beim Diminutivsuffix *-chen*. Nach Plosiven sind sowohl Formen mit [ə] als auch ohne dieses möglich. Im Fall einer Elision gleicht sich das nachfolgende [n] stets der Artikulationsstelle des vorangegangenen Plosivs an (Assimilation), zum Beispiel bei <haben> als [ha:bən], [ha:b̥n]¹⁰⁵³ oder in der Umgangssprache oder dialektal

¹⁰⁵² Vgl. Kapitel 4.3.2.5.

¹⁰⁵³ Vgl. Rues u. a.: *Phonetische Transkription*, S. 47.

verkürzt zu [ham].¹⁰⁵⁴ Formen, die eine totale Assimilation aufweisen und für den thüringischen Dialekt charakteristisch sind,¹⁰⁵⁵ treten in Christiana von Goethes Briefen nur sehr selten auf, so in *bleim* (JWG30, 34, 62, 98, 131, 156) und *gebliem* (JWG152) / *geblim* (JWG6) anstelle von <bleiben, geblieben> oder *seim* (zweimal in JWG41, 166, 195) anstelle von <seinem>. Stark reduziert bzw. assimiliert ist die Variante *kram* für <Graben> (JWG171). Die Elision des Schwa-Lautes in Endungen kommt vor, tritt jedoch nicht sehr häufig auf. Eine systematische Untersuchung kann an dieser Stelle nicht vollzogen werden, weil gerade die Transkription der Wortendungen auf <-en> häufig nicht zweifelsfrei erfolgen kann.¹⁰⁵⁶

Anstelle der Vollform <unseren> (zweimal im Korpus) kommt mehrheitlich die gängige Synkope *unsern* (neunmal im Korpus) vor. Ähnliches gilt auch für <unserem> vs. <unsserm>. Beide synkopierte Varianten sind nicht als Abweichungen zu werten; sie werden u. a. auch schon bei Adelung aufgeführt.¹⁰⁵⁷ Darüber hinaus tritt auch stärker synkopierte *unser* (z. B. in JWG57, 60, 63) / *unsserr* (JWG79) für <unserer/unsrer> auf, ebenso *unser* (JWG62, zweimal in JWG63 usw.) / *unsser* (JWG83) für <unsere/unsre>.

4.3.2.5 Vereinfachung von Konsonantenclustern

Elspaß konstatiert in seiner Studie eine „Tendenz zur Vereinfachung von Konsonantenclustern“,¹⁰⁵⁸ die Hartmut Schmidt auch für die Gegenwartssprache beschreibt. Schmidt bezieht sich vor allem auf die Konsonantenhäufung *-nds*, *-ndst*- und *-gtst*-, welche primär in Superlativen des Partizip I und II vorkommen. Beispiele hierfür wären <abends> realisiert als *abens*, <umfassendst> als *umfassenst* und <geachtetst> als *geachtst*. Meist geht die Komplexitätsreduktion mit dem Wegfall des dentalen Plosivs einher.

Belege für die Konsonantencluster *-ndst*- und *-gtst*- sind im vorliegenden Briefkorpus nicht zu finden, dafür aber die Häufungen *-nds*, *-ntl* und *-ltst* sowie *-ngst* (vgl. Tab. 22).

¹⁰⁵⁴ In den untersuchten Briefen ist beispielsweise zweimal die typisch dialektale Form *gehat* (JWG6, 63, 68, 188, 207) für <gehabt> oder *an gehat* (<angehabt>, JWG3) zu finden.

¹⁰⁵⁵ Vgl. u. a. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 102 und 222 f.

¹⁰⁵⁶ Zu dieser Problematik, die einerseits vor dem Hintergrund einer generellen Ähnlichkeit der Graphen *e* und *n* in der deutschen Kurrentschrift zu sehen ist, andererseits aber auch chirographische Eigenheiten als Ursache hat, vgl. Kapitel 4.1.2.2.

¹⁰⁵⁷ Vgl. Art. „2. Unser“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=U01029> (22.03.2024).

¹⁰⁵⁸ Schmidt, Hartmut: Frühneuhochdeutsche Zustände im Spätneuhochdeutschen? In: Ägel, Vilmos u. a. (Hrsg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Berlin 2002, S. 321–342, hier S. 339.

Tab. 22: Konsonantencluster.

	vollständiges Konsonantencluster		reduziertes Konsonantencluster			Sonstige Schreibungen	Belege ges. ¹⁰⁵⁹
<abends>	-nds 3	-nts ¹⁰⁶⁰ 1	-ns 16			des abendes Abenst 2	22
<°hältst> ¹⁰⁶¹		-tst 0	-ts 2	-ds 1	-st 4	– 0	7
<(außer-)ordentlich>		-ntl- 0		-nl- 21		– 0	21
<Angst>		-ngst 1		-nst 4		angest 3	8
<längst>		-ngst 0		-nst 4		lä[n]gest 1	5

Folglich werden die Wörter <abends>, <(außer-)ordentlich>, <hältst>, <Angst> und <längst> in die Untersuchung einbezogen.

Die vollständige Realisation von Konsonantenclustern kommt insgesamt in nur fünf von 63 Belegstellen vor, was rund acht Prozent entspricht. In den allermeisten Fällen werden Konsonantenhäufungen also vereinfacht. Der regelhafte Dentalausfall wurde bereits von Elspaß für das 19. Jahrhundert beschrieben¹⁰⁶² und geht auf sprechsprachliche Einflüsse zurück, wie sie schon Hermann Paul beschrieben hatte: „Verstummt, aber in der Schreibung beibehalten ist *t* vor *st* in *du hältst*, *fichtst*, *flichtst*“.¹⁰⁶³ Zu bemerken ist jedoch, dass in den Briefen Christiana von Goethes im Fall von <hältst> nicht nur das stumme *t* vor dem *st* wegfallen kann, sondern fast genauso häufig der finale Dental. Zu beachten ist allerdings die geringe Vorkommenshäufigkeit mit insgesamt nur sieben Belegen.

Die Befunde hinsichtlich des Clusters -ngst lassen eine etwas anders gelagerte Deutung zu. Die Konsonantenhäufung mit finalem velarem Nasal wird nur einmal vollständig geschrieben (*angst*, JWG70); ansonsten tritt diese reduziert als

¹⁰⁵⁹ Ein Prozentsatz wird aufgrund der geringen Beleganzahl nicht angegeben.

¹⁰⁶⁰ *Abents* (JWG171).

¹⁰⁶¹ Darunter zählen auch Verbformen mit Präfix: <erhältst> (*Erhältst*, JWG2; *Erhältst*, JWG194), <behältst> (*behältst*, JWG6) und <aufhältst> (*auf hältst*, JWG134).

¹⁰⁶² Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 443 f.

¹⁰⁶³ Paul, Hermann: Deutsche Grammatik. Bd. 1, Teil 1: Geschichtliche Einleitung, Teil 2: Lautlehre. Halle a. d. Saale 1916, S. 326; vgl. auch Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 443.

-nst mit Ausfall des -g auf. Zudem fügt die Schreiberin viermal zwischen dem *g* und dem *st* einen Vokal ein, was zur Splitting des Konsonantenclusters führt.

Es ist wichtig zu betonen, dass die Vereinfachung des *ngst*-Clusters im Gegensatz zu den anderen Beispielen nicht auf sprechsprachlich-dialektale Einflüsse zurückzuführen ist, sondern primär auf Schwierigkeiten der Phonem-Graphem-Zuordnung beruht, die sich wiederum aus dem hohen Komplexitätsgrad des Clusters ergeben, da der Digraph <ng> nur einen Laut abbildet. Dass dies im Fall des vorliegenden Briefkorpus zu einer Variantenvielfalt in der Schreibung führt, wurde bereits oben gezeigt.

Die Tendenz zur Komplexitätsreduktion in Konsonantenclustern tritt selbst in Zeitungstexten der Gegenwartssprache auf,¹⁰⁶⁴ es handelt sich also nicht ausschließlich um ein Phänomen in Zeugnissen weniger routinierter Schreibender oder gar eine ideoskriptive Variation. Es ist zu vermuten, dass dieses Phänomen bereits in Ego-Dokumenten der Zeit vor 1800 auftritt, was in weiteren Studien zu verifizieren wäre.¹⁰⁶⁵

4.3.2.6 Buchstabenpermutationen, -auslassungen, -hinzufügungen

In den Briefen Christiana von Goethes fällt auf, dass die Schreiberin nicht selten Buchstaben auslässt. Ein eindeutiger Grund für diese Auslassungen ist nicht in jedem Fall ersichtlich oder wie Voeste es formuliert: „it is sometimes difficult to distinguish between phonologically motivated spellings and letter omissions occurring during the writing process“.¹⁰⁶⁶ Zu den Schreibungen, die weder mit sprechsprachlichen oder dialektalen Interferenzen noch mit anderen grammatischen oder orthographischen Varianten erklärt werden können und die auch nicht zu den von Christiana von Goethe etablierten verkürzten Schreibungen hochfrequenter Wörter gehören, zählen die folgenden Beispiele, bei denen Buchstaben oder Silben ausgelassen oder im Schreibprozess vergessen wurden:

- *angeschat* (<angeschafft>, JWG8), *güklich* (<glücklich>, JWG8), *Schusiher* (<Schauspieler>, JWG15), *Shästen* (<schönstens>, JWG23), *dular* (<Durchlaucht>, JWG23), *dr* (<der>, JWG23), *nunro* (<nunmehr>, JWG30), *freidg* (<freudig>, JWG30), *behaude* (<behaupte>, JWG57), *hoCamer Raht* (<Hofkammerrat>, JWG64), *schadel* (<Schachtel>, JWG142, 153), *geagen* (<gegangen>, JWG145), *Sielle* (<stille>, JWG186), *jeals* (<jemals>, JWG187), *jeand* (<jemand>, JWG187), *vehast* (<ver-

¹⁰⁶⁴ Vgl. Schmidt: Frühneuhochdeutsche Zustände, S. 339.

¹⁰⁶⁵ In den Briefen Catharina Elisabeth Goethes sind ebenfalls reduzierte Schreibweisen von Konsonantenclustern nachzuweisen (vgl. Merkel: Sprache der Mutter Goethes, S. 114).

¹⁰⁶⁶ Voeste: A mensa et thoro, S. 254.

hasst>, NM1), *Stutden* (<Studenten>, NM2), *züggung* (<Züchtigung>, NM2), *kra-geit* (<Krankheit>, NM15) und *honung* (<Hoffnung>, AG6).¹⁰⁶⁷

Auffällig in den Briefen Christiana von Goethes ist die Auslassung des Buchstaben *n*, und zwar vor allem, wenn dieser auf das in der deutschen Kurrentschrift ähnlich aussehende *u* oder *ü* folgt oder diesen vorausgeht.¹⁰⁶⁸ Besonders häufig tritt dies bei dem hochfrequenten Wort <und> auf, oftmals realisiert als *ud*,¹⁰⁶⁹ ebenso bei den Nomina, die auf <-ung> enden wie <Ordnung>, welches u. a. als *ordnug* (JWG3), *ordnug* (JWG4), *ordnuch* (JWG11) oder *ornug* (JWG30) realisiert wird, *Ei[n]qardirug* (<Einquartierung>, JWG225), *haußhaltug* (JWG52) / *Haußhaltug* (JWG63) / *Hauß haltug* (JWG120, NM3), *hoffnug* (<Hoffnung>, JWG171, NM5, NM10) / *hofnug* (JWG188, 194, 195, NM9) / *Hoffug* (JWG83) / *hofftnug* (JWG181) oder *forläss ug* (<Vorlesung>, NM16; Segmentierung aufgrund von Zeilenumbruch). Weitere Beispiele sind Varianten von <künftige> wie *küfftdi[ge]* (JWG36), *küffd[ich]e* (JWG38) und *Küfftdiche* (JWG47), *gesud* (<gesund>, JWG225), *Juge/-n* (<junge/-n>, JWG6, 32 NM18), *vergüchden* (JWG6) / *vergüchten* (<vergnügen>, AG6) / *vergücht* (JWG29) und dergleichen mehr.

Anja Voeste weist darauf hin, dass Silben wegfallen können, wenn diese wiederholt werden,¹⁰⁷⁰ wobei das von ihr gewählte Beispiel *Dabezir* (JWG38, auch *Dabezir* in JWG3) unzutreffend ist. *Tapezier* war im 18. und 19. Jahrhundert neben *Tepezierer* eine geläufige Form, die u. a. auch in Goethes Briefen vorkommt.¹⁰⁷¹ Beispiele für diese Form der Auslassung gibt es in den Briefen Christiana von Goethes durchaus, so bei *unser* (<unserer>, JWG57, 63, NM11), *besser* (<besserer>, JWG72), *Schein* (<scheinen>, JWG57) und *geschriben* (<geschrieben>, NM19).

1067 Gelegentlich wurden im Laufe des Schreibprozesses ganze Wörter vergessen – ein Fauxpas, der auch geübten Schreibern unterläuft. Hinsichtlich des Schreibprozesses liegt hier ein Indiz dafür vor, dass Christiana von Goethe ihre Briefe nicht oder zumindest nicht immer einem Korrekturdurchgang unterzog. In anderen Briefen sind wiederum nachträgliche Einschübe über der Zeile zu finden, die ursprünglich ausgelassene Wörter beinhalten, was für einen Korrekturdurchgang spricht.

1068 Vgl. Voeste: A mensa et thoro, S. 254.

1069 Das Wort <und> wurde im Briefkorpus durchgehend normalisiert transkribiert. Diese Entscheidung wurde vor dem Hintergrund der hohen Frequenz und der oftmals schwer zu deutenden Bögenanzahl getroffen. Neben dem kompletten Wegfall von *n* kommt nicht selten nach dem *u* ein weiterer Bogen, der als Andeutung eines *n* gelesen werden kann, vor.

1070 Vgl. Voeste: A mensa et thoro, S. 254.

1071 Vgl. Art. „Tapezier, m.“, DWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=T01097> (12.02.2024).

Des Weiteren treten Wörter mit Buchstabenpermutationen auf, wie unter anderem die folgenden:

- *falcseh* (<Falsche>, JWG2), *Ferun* (<freuen>, JWG3), *Romna* (<Roman>, JWG28), *ärgelrich* (<ärgerlich>, JWG50), *Frid[e]l Stein* (<Viertelstein>, JWG53), *anderfen* (<antreffen>, JWG100), *soger* (<sorge>, JWG101), *Nelenn* (<lehnen>, JWG42), *gnazen* (<ganzen>, JWG166), *mien* (<mein>, JWG20, 119, 129, 184, 193), *gränden* (<Gärten>, JWG6), *epfnid* (<empfindet>, JWG36), *vider zu sheen* (<wiederzusehen>, JWG123), *gedaehn* (<getan>, JWG134), *zelte* (<Zettel>, JWG140), *geslehaft* (<Gesellschaft>, JWG170), *froderflich* (<vortrefflich>, JWG195), *Dorz den* (<trotzdem>, JWG207), *schrbein* (<schreiben>, JWG195), *Habubt sache* (<Hauptsache>, JWG247) usw.

Ferner fügte Christiana von Goethe in manchen Wörtern Buchstaben ohne erkennbare Zusammenhänge zu phonetischen oder morphologischen Varianten hinzu:

- *dens es* (<denn es>, JWG9),¹⁰⁷² *wide* (<wird>, JWG21), *werder* (<werde>, JWG23),¹⁰⁷³ *werder* (<Wetter>, JWG78), *grar* (<gar>, zweimal in JWG30), *Starkt* (<stark>, JWG32), *feridich* (<fertig>, JWG41), *flogtet* (<folget>, JWG53), *Eis* (<es>, JWG57, 63), *htat* (<hat>, JWG145), *berser* (<besser>, JWG162, 167), *Nöhdichestet* (<Nötigste>, JWG216).

Zudem fallen mehrfache *e*- oder *de*-Einschübe auf wie in:

- *bedete* (<Bette>, JWG9), *konndeten* (<konnten>, JWG30), *Dächete/dächete* (<dächte>, JWG32, 42), *wordenten* (<worden>, JWG32), *Gedelde* (<Gelde>, JWG50), *Erzehälen* (<erzählen>, JWG63, 170) / *erzehelen* / *Erzehelen* (JWG86, 165), *seheu* [*c]h* (<Seuche>, JWG142), *Mudeter* (<Mutter>, JWG149), *voe* (<wo>, NM2).

Abschließend seien noch einige Schreibweisen genannt, die verhältnismäßig stark von der Standardschreibung abweichen, die aber meist in anderen Briefen korrekt oder nur mit geringen Abweichungen vorkommen, so zum Beispiel:

- *trüfergen* (<Dörfchen>, JWG1),¹⁰⁷⁴ *gränden* (<Gärten>, JWG6), *falzen* (<Pflanzen>, JWG6), *mehlig* (<nämlich>, JWG39), *gerlt* (<Geld>, JWG50), *Juchn* (<jung>, JWG63) und *drücke* (<trinke>, JWG166).

¹⁰⁷² Möglicherweise ist das zusätzliche <s> auf eine Übertragung vom darauffolgenden Wort *es* zurückzuführen.

¹⁰⁷³ In einem weiteren Fall wurde das *r* am Wortende wieder getilgt (vgl. JWG119).

¹⁰⁷⁴ Eine mögliche Erklärung für diese Schreibweise könnte die Verwendung des Plurals, also <Dörfergen>, gepaart mit der Vertauschung der Buchstaben <ü> und <r> sowie der hyperkorrekten Verwendung des <t> am Wortanfang sein.

Der Herausgeber des Ehebriefwechsels Hans Gerhard Gräf konstatiert in Betracht solcher Schreibweisen, dass die Briefe Christiana von Goethes Wörter aufweisen, „bei denen man den Eindruck hat, als habe die Schreibende, ungeduldig, vorwärtszukommen, in ihrer Ratlosigkeit die Buchstaben auf gut Glück nur so hingeschüttet.“¹⁰⁷⁵ Vor dem Entstehungskontext der Gräfschen Edition in einer Zeit mit intensiv betriebener Goethe-Philologie mag dieses Urteil verständlich sein. Dennoch kann Ratlosigkeit allein nicht der Grund für diese Schreibweisen gewesen sein. Denn andere Briefe sind recht akkurat und mit einer geringen Variationsbreite geschrieben worden.

Aus der historischen Distanz heraus sind Erklärungsansätze freilich nur mit Vorsicht zu formulieren, insbesondere da die Entstehungszusammenhänge in diese Überlegungen einzubeziehen sind. Abgesehen von der allgemeinen Problematik, dass Frauen im 18. Jahrhundert häufig weder die für das Briefschreiben nötige Zeit noch die erforderliche Ruhe fanden,¹⁰⁷⁶ könnte die Erklärung in anderen endogenen und exogenen Faktoren liegen, die sich nur selten detaillierter rekonstruieren lassen. So sind vor allem die Briefe aus Lauchstädt deutlich flüchtiger geschrieben und weisen verstärkt Abweichungen auf. Die Erklärung hierfür liegt auf der Hand: Oftmals griff Christiana von Goethe noch (spät) abends nach mit Geselligkeiten, Theaterveranstaltungen und Tanzbällen ausgefüllten Tagen und Abenden zur Feder.¹⁰⁷⁷ Dass sich Müdigkeit, möglicherweise überdies freudige Erregung und der Genuss alkoholischer Getränke in einer geringeren Aufmerksamkeit und Achtsamkeit für den Schreibprozess niederschlagen haben werden, darf angenommen werden.

Andere Schreibsituationen und Einflussfaktoren lassen sich hingegen nur ansatzweise oder gar nicht ermitteln. Hin und wieder notierte Christiana von Goethe den Schreibzeitpunkt in ihren Briefen mit Angabe der Uhrzeit,¹⁰⁷⁸ der dem heutigen Leser zumindest einen Anhaltspunkt für ihre Verfassung und die Schreibkontexte geben kann. So können wir, zumindest solange keine außergewöhnlichen Umstände in den Briefen geäußert werden, vermuten, dass die Konzentration beim morgendlichen Schreiben höher gewesen sein wird als beim abendlichen Schreiben, welches zu entsprechend später Stunde nur bei Kerzenschein stattgefunden haben kann. Diese Schreibumstände müssten für jeden Brief, der Anhaltspunkte bietet, gesondert aufgeschlüsselt und zur Verfasstheit des Briefes in Beziehung gesetzt werden, um zu einem genaueren Bild zu gelangen.

¹⁰⁷⁵ Gräf: Einführung, S. XXVI.

¹⁰⁷⁶ Vgl. Niemeyer: Brief als weibliches Bildungsmedium, S. 449 f.; vgl. ferner Kapitel 3.4.

¹⁰⁷⁷ Vgl. z. B. Brief JWG75 mit dem Vermerk *Abenst* (<abends>); JWG149: *Abends 9 Ur*; JWG153: *Abens und halb 10 Ur*; JWG166: *Diens Tag des abens um 8 Ur*.

¹⁰⁷⁸ Vgl. die vorhergehende Fußnote.

Aus heutiger Perspektive liegt noch eine andere Deutung nahe, obgleich bei deren Übertragung auf historische Quellen äußerste Vorsicht geboten ist. Die Auslassung und Vertauschung von Buchstaben und Silben gehören genau wie fehlerhafte Dehnung, Dopplung und Schärfung oder eine unleserliche Handschrift zu den typischen Anzeichen einer Rechtschreibstörung, die man auch als Legasthenie oder (Lese-)Rechtschreibschwäche bezeichnet.¹⁰⁷⁹ Bei den aufgeführten Merkmalen der Schriftsprache von Betroffenen wird ersichtlich, dass sich eine solche Diagnose nur schwer auf eine Zeit ohne kodifizierte Rechtschreibung übertragen lässt, erst recht vor dem Hintergrund, dass es sich bei Christiana von Goethe um eine Schreiberin handelt, die selbst keine umfassende (Recht-)Schreibausbildung erhalten hatte. Die bei ihr nicht selten auftretenden Buchstaben- oder Silbvertauschungen, -ausfälle oder -hinzufügungen scheinen für weniger geübte Schreibende allerdings nicht in diesem Maß typisch zu sein.¹⁰⁸⁰

1079 Häufig werden die Begriffe Legasthenie, Dyslexie, Lese-Rechtschreibstörung, Lese-Rechtschreib-Schwäche, Lese-Rechtschreib-Schwierigkeiten (oder abgekürzt LRS) synonym verwendet. Im Sinne einer medizinischen Diagnose, die auch im Katalog ICD 10 der WHO („International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems“) aufgeführt ist, wird der Begriff Lese- und Rechtschreibstörung verwendet. Gleichbedeutend, wenn auch nicht im ICD 10 erwähnt, ist die Bezeichnung Legasthenie. Die Begriffe Lese-Rechtschreib-Schwäche und Lese-Rechtschreib-Schwierigkeiten sind hingegen pädagogische Bezeichnungen, die den Fokus nicht auf eine Krankheit legen, sondern verdeutlichen, dass Kinder mit den entsprechenden Anzeichen bei geeigneter Förderung auch in der Lage sind, das Lesen und Rechtschreiben zu erlernen. Die Ursachen für diese Störung(en) beim Erlernen der Schriftsprache lassen sich nicht auf eine unzureichende Beschulung, eine allgemeine Intelligenzminderung oder andere Milieufaktoren zurückführen. Vielmehr liegen Beeinträchtigungen in den Bereichen Motorik, Wahrnehmung und/oder der sensorischen Integration vor, d. h. es handelt sich um Entwicklungsstörungen in Teilbereichen des zentralen Nervensystems. (Vgl. Falk-Frühbrodt, Christine: Was ist Legasthenie? LRS-Legasthenie-Leserechtschreibschwäche, <https://www.iflw.de/blog/lrs-legasthenie-leserechtschreibschwaeche/was-ist-legasthenie/> [14.04.2023]).

1080 In neueren Publikationen wird auf Eigenheiten in der Schreibung bei dem gemeinsamen Sohn von Christiana und Johann Wolfgang von Goethe, August, hingewiesen. Seine Briefe enthalten laut Stephan Oswald eine „Vielzahl orthographischer Unregelmäßigkeiten wie Buchstabenverdrehung [...], Silbenausfall oder -vertauschung, Probleme bei Doppellauten etc. [...]“ (Oswald: August von Goethe, S. 323) Da August (im Gegensatz zu seiner Mutter) eine fundierte Ausbildung zunächst durch Hauslehrer, später auf dem Gymnasium und an der Universität durchlaufen hatte, werden diese Besonderheiten mit einer „angeborene[n] Schreibschwäche“ in Zusammenhang gebracht. „Heute würde man August als Legastheniker bezeichnen, also als einen Menschen mit einer Lese- und Rechtschreibstörung.“ (Ebd., S. 322; vgl. auch den Kommentar zu Augusts Tagebuch und Briefen auf seiner Reise nach Preußen und Sachsen 1819 von Gabriele Radecke; August von Goethe. Wir waren sehr heiter. Reisetagebuch 1819. Hrsg. von Gabriele Radecke. Berlin 2007, S. 216). Oswald begründet seine Diagnose des Weiteren mit „dem charakteristischen Phänomen, dass dasselbe Wort nur wenige Zeilen später anders geschrieben wird, da die automatische Kopplung von Phonem und Schriftbild nicht funktioniert und die Worte jedes Mal

4.3.2.7 Wortgrenzen

Ungeübte Schreiber verschriftlichen Wörter nicht selten nach dem Vorbild der phonischen Silbe, was sich in segmentierten Schreibweisen äußern kann. Damit ermöglichen diese einen Einblick in das Morphemverständnis. Dies zeigen u. a. Böhm/Gessinger für einen Brief der Witwe Louise Morain aus Potsdam von 1790. Sie schrieb in französischer Sprache und benutzte dementsprechend keine deutschen Kurrent-, sondern die lateinischen Buchstaben, was aber bezüglich des Phänomens segmentierter Schreibweisen unerheblich ist. Morain trennt einzelne prosodische Einheiten durch Spatiums, so dass Formen wie *e Crire* (<écrire>), *je les pere* (<je l'espère>) oder *de men des* (<demander>) entstehen.¹⁰⁸¹ Allerdings kann in schriftlichen Zeugnissen (insb. von weniger routinierten Schreibenden) nicht immer zweifelsfrei entschieden werden, ob ein Spatium und damit eine Worttrennung vorliegt oder nicht.¹⁰⁸²

In den Briefen Christiana von Goethes sind gelegentlich Schwierigkeiten hinsichtlich der Wortgrenzen zu erkennen, so wird <zusammen> mehrheitlich getrennt geschrieben (22 von 25 Belegen, entspricht 88 %), zumeist als *zu sam*, ebenso <zuweilen> als *zu weillen* (JWG70) u. Ä. (zu 100 % in allen zehn Belegen); auch <zufrieden> ist mehrheitlich segmentiert zu finden (30 von 34 Belegen, entspricht 88 %), in der Regel als *zu frieden* oder *zu friden*, einmal auch vollständig segmentiert als *zu frie den* (JWG47). Bei all diesen segmentierten Schreibweisen handelt es sich um Wortformen mit <zu>, für die sich noch andere Beispiele im Briefkorpus finden ließen und die sich auch heutzutage hinsichtlich der Getrennt- und Zusammenschreibung als herausfordernd erweisen. Die Polyfunktionalität dieses Wörtchens, welches der Duden¹⁰⁸³ als Präposition, Konjunktion (darunter

neu gebildet werden müssen.“ (Oswald: August von Goethe, S. 323) Während die Argumente insgesamt heutzutage als Anzeichen für Legasthenie gelten können, scheint dies bei der isolierten Betrachtung der unterschiedlichen Schreibung desselben Wortes wenige Zeilen später keineswegs zwingend. Letzteres kommt in Privatbriefen des 18. und 19. Jahrhunderts – nicht zuletzt auch bei eigenhändigen Briefen Johann Wolfgang von Goethes aus den frühen Jahren – nicht selten vor und liegt in der Periode des Mittelhochdeutschen auch an der noch nicht vollständig normierten Orthographie.

1081 Vgl. Böhm/Gessinger: Schriftwechsel, S. 29 f.

1082 Dass diese Problematik nicht nur bei weniger versierten Schreiberinnen und Schreibern auftritt, zeigt u. a. die Auseinandersetzung damit in den Transkriptionsrichtlinien der Edition der Briefe Erdmuth Benignas von Reuß-Ebersdorf (vgl. Prell, Martin: Transkriptions- und Auszeichnungsrichtlinien der „Digitalen Edition der Briefe Erdmuth Benignas von Reuß-Ebersdorf [1670–1732]“. Jena 2017, S. 2 f., https://www.db-thueringen.de/servlets/MCRFileNodeServlet/dbt_derivate_00038903/Transkriptions-_und_Auszeichnungsrichtlinien_DBT_Prell.pdf [22.03.2024]).

1083 Vgl. Duden. Die deutsche Rechtschreibung. Auf der Grundlage der aktuellen amtlichen Rechtschreibregeln (Duden, 1). Hrsg. von der Dudenredaktion. Berlin: 27., völlig neu bearb. und

fallen die Infinitivkonstruktionen mit <zu>), Adverb und als Präfix in Zusammensetzungen mit Verben klassifiziert, trägt maßgeblich zu einer Verunsicherung hinsichtlich der Getrennt- und Zusammenschreibung bei. Wir haben es hier folglich mit einem Fall zu tun, der von vornherein eine Variationsbreite mit sich bringt.

Weitere Fälle von mit Spatien segmentierten Schreibweisen liegen u. a. vor in den Formen *neu gierich* (JWG63), *vor schlag* (JWG70, aber auch *vorschlag* in JWG60, 152), *an deill* (<Anteil>, JWG70), *et was* (JWG193) / *et vas* (JWG97) / *et vaß* (JWG39), jedoch häufiger *etwas* / *etvas* (z. B. in JWG8 und 23), *vor gestern* (JWG79, 101, 165); aber gleichfalls *vorgestern* (JWG63, 29), *über zeugt* (NM15) / *über zeuch* (JWG101), *bedrüb nis* (JWG64) / *bedrüb nüß* (JWG50, 127), aber auch *Bedrübniß* (JWG147, *bedrünis* in JWG9), *un ver Hofft* (JWG149, aber auch *[un]ferHofft* in JWG99), *müß verständig* (JWG145), *under halten* (JWG50, 100, 162) / *under Halten* (JWG75) / *under halden* (JWG145, aber auch *underhalten* in JWG83, NM19), *Franz vein* (<Franzwein>, NM1), *über sükde* (<Überschickte>, NM1).

Die Beispiele, die keineswegs erschöpfenden Charakter besitzen, deuten grundsätzlich darauf hin, dass Christiana von Goethe gelegentlich Wörter nach prosodischen Einheiten, also nach der phonischen Silbe, verschriftlichte. Die daraus entstandenen segmentierten Einheiten weisen zumeist die Absetzung eines Wortbestandteils auf, d. h. aus einem Wort werden zwei Wörter, in seltenen Fällen kommen Dreifachsegmentierungen vor. Auffällig ist, dass Morpheme abgetrennt werden, die außerhalb dieser Wörter oft als Präpositionen vorkommen. Voeste weist ferner darauf hin, dass von der Schreiberin auch Wortbildungsmorpheme segmentiert werden,¹⁰⁸⁴ bei denen es sich zugleich um Silben handelt. Dafür gibt es einige Belege im Briefkorpus, neben den oben bereits genannten auch *neuich keit* (JWG32), *Reinlich keit* (JWG38), *ardich keit* (<Artigkeit>, NM2), *kl[eij]g keit* (<Kleinigkeit>, AG4), *zufriden heit* (<Zufriedenheit>, JWG182), *Gelich[en] heid* / *gelegen heit* (<Gelegenheit>, JWG216, NM19), *ge[e]sund heid* (NM10), *bereit schafft* (JWG53), *lieb schafft* (JWG102). Der überwiegende Teil der Derivate wird im Korpus allerdings zusammengeschrieben, darunter auch häufiger vorkommende Nomina wie <Gesundheit>, <Krankheit> oder <Gesellschaft>.

Nicht berücksichtigt wurden bislang Worttrennungen am Zeilenende ohne Trennstrich, da hier primär andere Beweggründe der Segmentierung anzunehmen sind; hier spielt die Materialität und damit der physisch begrenzte Schreibraum eine zentrale Rolle. Um 1800 wurde eine solche Trennung usuell noch mit

erw. Aufl. 2017, S. 1250. – Die Klassifikation des Dudens soll als Orientierung dienen, obgleich diese im Detail zu diskutieren und auszudifferenzieren wäre.

1084 Vgl. Voeste: *A mensa et thoro*, S. 256.

einem doppelten Trennstrich angezeigt. Dies war der Schreiberin bekannt und kam gelegentlich zur Anwendung. Häufiger wurden Worttrennungen jedoch ohne Trennstrich vollzogen. Bei den Worttrennungen mit Trennstrich verfuhr Christiana von Goethe teilweise, aber nicht durchgängig nach dem phonemischen Prinzip (Prinzip der Sprechsilbentrennung). Dieses hatte sich schon im 17. Jahrhundert gegenüber dem morphemischen bzw. morphematischen oder Stammwort-Prinzip durchgesetzt.¹⁰⁸⁵ Beispiele aus dem Korpus sind *manich-/mahl* (JWG3), *Spühl-/den* (JWG15), *ge-/pfla[n]zet* (JWG18), *Schri-/ben* (JWG23), *deu-/er* (JWG38), *drans-/Pordieren* (JWG42), *ge-/wies* (JWG62), *abbau-/diren* (JWG64), *Pauver-/vallter* (JWG82), *ge-/gesen* (JWG106), *gesvo-/ren* (JWG169), *and-/vord* (JWG182), *Stall-/meister* (JWG184), *ver-/langt* (NM10) und *fur-/mann* (NM19).

Es treten zudem Worttrennungen auf, die sich offensichtlich aus rein funktional-räumlichen Überlegungen oder Zwängen ergaben, d. h. aufgrund des noch verfügbaren Schreibraumes, wovon Abb. 19 einen Eindruck vermittelt. In der letzten Zeile ist die Trennung von *Sona-/bend* zu sehen.¹⁰⁸⁶

Es gibt weitere Beispiele für diese rein funktionalen Worttrennungen, so neben dem in der Abbildung auftretenden *geh-/at* (JWG15) auch *abschä-/ulich* (JWG4), *vernü[n]l-/fftdich* (JWG9), *Sona-/bend* (JWG15), *gek-/lacht* (JWG24), *Direkts-/Jo[n]* (JWG43), *sch-/mecken* (JWG103) oder *verdr-/aun* (NM4). Ferner können Worttrennungen in seltenen Fällen zu Konsonantenverdopplungen im weiteren Sinn führen, wie in *küfft-/Diche* (JWG57), *dopbelt-/den* (JWG119) und *kümfft-/diges* (JWG225), wobei hier jeweils auf den stimmlosen Plosiv der stimmhafte folgt. Aufgrund der geringen Beleganzahl können hieraus keine weiteren Schlüsse gezogen werden.

Eine weitere Auffälligkeit betrifft die Chronologie; so gibt es Indizien, dass die Schreiberin in den früheren Jahren bis 1799 häufiger den doppelten Trennstrich als Zeichen für die Worttrennung verwendete als in späteren Jahren. Ab 1800 kommen insgesamt nur noch 15 Trennungszeichen vor; in der Zeit bis einschließlich 1799 fin-

1085 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 270 f. – Güthert setzt den Zeitpunkt eines weitestgehenden Schreibusus hinsichtlich der Worttrennung etwas früher an. In ihrer Studie zeigt sie anhand historischer Drucke aus dem Zeitraum von 1500 bis 1800, „dass bei einem Großteil der Fallgruppen bereits Mitte des 16. Jahrhunderts die Trennung feststeht.“ Nur in Einzelfällen (wie bei <pf>) sind noch Schwankungen festzustellen. (vgl. Güthert, Kerstin: Herausbildung von Norm und Usus Scribendi im Bereich der Worttrennung am Zeilenende [1500–1800] [Germanistische Bibliothek, 24]. Heidelberg 2005, S. 221). – Das phonemische Prinzip ist auch in der Gegenwartssprache das vorherrschende; ausgenommen davon sind offensichtliche Zusammensetzungen und Präfixwörter, bei denen nach dem morphemischen Prinzip verfahren wird (vgl. Duden. Die Grammatik, S. 75 und 78).

1086 Hier war Platzmangel ausschlaggebend für die Korrektur von *Sonab-/bend* zu *Sonab̄-/bend*; das *b* wurde dabei mit dem Trennzeichen überschrieben.

den sich hingegen 33.¹⁰⁸⁷ Obwohl im Zeitraum bis 1799 (81 Briefe) mehr und im Durchschnitt etwas längere Briefe überliefert sind als zwischen 1800 und 1816 (68 Briefe) ist die Tendenz zur häufigeren Verwendung der Trennstriche in den frühen Briefen deutlich zu erkennen. Eine mögliche Erklärung könnte in der abnehmenden Schreibtätigkeit im Laufe der Zeit liegen. Zwar verfügte Christiana von Goethe später grundsätzlich über mehr Erfahrung im schriftlichen Austausch als noch in den ersten Jahren des Zusammenlebens mit Goethe, aber die Schreibpraxis nahm aufgrund des zunehmenden Einsatzes von Schreibern und Schreiberinnen nach der Eheschließung 1806 deutlich ab.

Die untersuchten Briefe zeigen ferner einige Zusammenschreibungen oder Zusammenziehungen von Wörtern, die nicht zusammengeschrieben werden, wie *dahat* (<da hat>, JWG1), *obes* (<ob es> JWG2), *Destobesser* (<desto besser>, JWG31), *Grüneschalen* (<grüne Schalen>, JWG120), *Nußzenbri[gl]en* (<Nutzen bringen>, JWG12), *dasgelt* (<das Geld>, JWG57), *diesind* (<die sind>, JWG8), *sorverde* (<so werde>, JWG130), *verdich* (<werde ich>, JWG63), *grünstühle* (<grünen Stühle>, JWG50), *genalle* (<gegen alle>, JWG120), *mitdir* (<mit dir>, JWG145), *mußaber* (<muss aber>, JWG166), *garnicht* (<gar nicht>, NM1, 4) / *Garnicht* (JWG140, ansonsten 27-mal auseinandergeschrieben) und *kra(n)gevess(e)n* (<krank gewesen>, AG3).

Über den Grund für diese Zusammenziehungen kann nur spekuliert werden. Naheliegend ist die Hypothese, dass es sich um eine reine Unachtsamkeit während des Schreibprozesses handelt. Weniger plausibel scheint es, dass dieses Phänomen Aufschluss über mangelnde Kenntnis der Getrennt- und Zusammenschreibung gibt. In den editorischen Richtlinien der Ausgabe der Briefe von Christiana von Goethes Bruder, Christian August Vulpius, findet sich ein Hinweis des Herausgebers, der ähnliche Fälle thematisiert: „Unregelmäßige, häufig dem Zufall des Federdrucks unterliegende Verschleifungen der Worte in Grußformeln wie ‚Ichbin‘ werden normalisiert.“¹⁰⁸⁸ Obwohl die Verschleifungen bei der Schwester nicht primär in ritualisierten Grußformeln, also in formelhafter Sprache wie bei Christian August Vulpius vorkommen, scheinen diese keine absolute Ausnahme darzustellen.

4.3.2.8 Diminutivgebrauch: *-gen*, *-chen*, *-lein*

In den Briefen der Christiana Vulpius fällt auf, dass sie vorrangig das Diminutivsuffix *-gen* benutzt, wenngleich es durch Ungenauigkeiten in der Schreibweise

¹⁰⁸⁷ Nicht mitgezählt wurde die Trennung von Eigennamen.

¹⁰⁸⁸ Christian August Vulpius, Bd. 2, S. 7.

von <ch> und <g> oder <j> einige Fälle gibt, in denen keine eindeutige Zuordnung getroffen werden kann.¹⁰⁸⁹

Bevor auf einzelne Beispiele näher eingegangen werden soll, stellt sich die Frage, was im 18. Jahrhundert überregional sowie regional im thüringischen Sprachraum als gängige Diminutivform zu bezeichnen ist.¹⁰⁹⁰ Einer Untersuchung Heinrich Pfennings von 1904/05 zufolge ergibt sich bezüglich der Diminutive bei Schiller und seinen Zeitgenossen für das späte 18. Jahrhundert eine Zunahme von *-lein*.¹⁰⁹¹ Jedoch betonen sowohl Marietheres Schebben-Schmidt als auch Klaus-Peter Wegera und Elspaß, dass es sich bei diesem Befund um die Zunahme einer stilistischen Variante einer veralteten Form in poetischer Sprache handelt. Für Prosa und Alltagsliteratur um 1800 gilt dies hingegen nicht; in diesen Gattungen dominierte *-chen*.¹⁰⁹²

Genauer aufgeschlüsselt wird die Entwicklung in einer Studie von Schebben-Schmidt, die zu folgendem Befund kommt: In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts dominierte noch das Gutturalsuffix in allen Varianten (*-gen*, *-chen*, *-ichen*) gegenüber den Liquidsuffixen *-(e)l* und *-lein*, die nur in mittelbairischen sowie thüringischen Texten überwogen. In der zweiten Jahrhunderthälfte setzte sich diese Entwicklung fort und die Gutturalsuffixe dominierten mit Ausnahmen in norddeutschen und bairischen Texten. Das Liquidsuffix fand sich in der zweiten Jahrhunderthälfte fast nur noch im Anschluss an Stammausgänge, bei denen *-chen* aus euphonischen Gründen gemieden wird. Doch selbst hier sank der Anteil des Liquidsuffixes durch die *-el*-Erweiterung, die sich vom ostmitteldeutschen Raum her auf das gesamte deutsche Sprachgebiet ausdehnte.¹⁰⁹³

Zur Diminutionsvariante mit dem Suffix *-gen*, die auch in den Briefen Christiana von Goethes überwiegt, konstatiert Wegera, dass es sich um eine der weni-

1089 Vgl. zu dieser Problematik Kapitel 4.1.2.3.

1090 Eine Analyse der Herkunft sowie Verbreitung des Diminutivsuffixes *-gen* findet sich in Wegera, Klaus-Peter: „Gen, oder wie Herr Gottsched will, chen“. Zur Geschichte eines Diminutivsuffixes. In: Habermann, Mechthild / Müller, Peter O. / Naumann, Bernd (Hrsg.): Wortschatz und Orthographie in Geschichte und Gegenwart. Festschrift für Horst Haider Munske zum 65. Geburtstag. Tübingen 2000, S. 43–58.

1091 Vgl. Pfennig, Heinrich: Das Deminutivum bei Schiller und seinen Zeitgenossen. In: Zeitschrift für Deutsche Wortforschung 6 (1904), Heft 1, S. 1–40, hier S. 8.

1092 Vgl. Schebben-Schmidt, Marietheres: Studien zur Diminution in der deutschen Schriftsprache des 18. Jahrhunderts. In: Besch, Werner (Hrsg.): Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Frankfurt a. M. 1990, S. 313–321, hier S. 316; Wegera: Geschichte eines Diminutivsuffixes, S. 44 und Elspaß: Standard German, S. 51.

1093 Vgl. Schebben-Schmidt: Diminution, S. 315 f. und Wegera: Geschichte eines Diminutivsuffixes, S. 47 f.

gen westmitteldeutschen Formen handelt,¹⁰⁹⁴ die nicht nur im übrigen mitteldeutschen Sprachraum Verbreitung fanden, sondern auch in großen Teilen des oberdeutschen. Besonders für das Thüringische, welches unmittelbar an den westmitteldeutschen Sprachraum angrenzt,¹⁰⁹⁵ kann seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine deutliche Zunahme des Suffixes *-gen* festgestellt werden. Schebben-Schmidts Korpusauswertung ergab ein besonders häufiges Auftreten der Graphie *-gen* in den mitteldeutschen und oberdeutschen Gebieten, deren Mundarten <g> spirantisieren (Thüringisch, Ripuarisch, Hessisch, Ostthochalemanisch und Ostfränkisch).¹⁰⁹⁶ In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde dies schließlich – abgesehen vom norddeutschen Sprachgebiet – zur Leitvariante, wobei für das Ostmitteldeutsche sowohl *-gen* als auch *-chen* belegt sind. Gründe hierfür sind nicht nur in der Sprachvorbildwirkung des Ostmitteldeutschen zu suchen, sondern auch in sprachstrukturellen Gegebenheiten.¹⁰⁹⁷

Die Anfügung von *-chen* ist nicht in allen Fällen ohne Weiteres möglich, wie bei Wörtern, die auf *-g* oder *-ch* ausgehen. Bei diesen wird *-lein* bevorzugt, während bei Wörtern, die auf *-l* enden, eher *-chen* verwendet wird. Vor dem Hintergrund dieser aussprachebedingten Besonderheiten versuchten einige Grammatiker wie Kaspar Stieler, schon im 17. Jahrhundert die Verwendung von *-gen* zu begründen.¹⁰⁹⁸ In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts setzte sich Schebben-Schmidt zufolge *-chen* wiederum weitestgehend gegenüber *-gen* durch.¹⁰⁹⁹ So folgte auch im Ostmitteldeutschen und damit gleichfalls im Thüringischen die Dominanz des Suffixes *-chen*.¹¹⁰⁰ Vermutlich spielte die Diskussion der Grammatiker, die sich in Anlehnung an Gottsched stärker für die Verwendung des Diminutivsuffixes *-chen* aussprachen, bei diesem Prozess eine Rolle. Adelung bezeichnet in seinem

1094 Ein kurzer Überblick zur Verwendung der Suffixformen bei Catharina Elisabeth Goethe ist zu finden in Merkel: Sprache der Mutter Goethes, S. 29.

1095 Siehe weiterführend zur Bindung des Thüringischen an den westmitteldeutschen Sprachraum: Rosenkranz, Heinz: Der thüringische Sprachraum. Untersuchungen zur dialektgeographischen Struktur und zur Sprachgeschichte Thüringens (Mitteldeutsche Studien, 26). Halle a. d. Saale 1964, S. 179–201.

1096 Vgl. Schebben-Schmidt: Diminution, S. 317.

1097 Vgl. Wegera: Geschichte eines Diminutivsuffixes, S. 45–51.

1098 Vgl. ebd., S. 51 f.

1099 Vgl. Schebben-Schmidt: Diminution, S. 317.

1100 Vgl. Wegera: Geschichte eines Diminutivsuffixes, S. 53. – Für die Verteilung der Diminutivsuffixe im thüringischen Sprachraum vgl. Karte 36 in Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 242. Spangenberg weist darauf hin, dass die räumliche Verwendung der Diminutivsuffixe *-chen* und *-lein* eine Dialektgliederung aufweist, die auch für andere bedeutsame mundartliche Merkmale gilt. Die Grenzlinie, die als „äußerst beharrsam“ charakterisiert wird, verläuft dabei im Süden bis zum Thüringer Wald und bis zur Nordgrenze des Südostthüringischen (vgl. ebd., S. 243).

Wörterbuch 1775 *-chen* als richtige Form, welcher der Vorzug gegenüber *-gen* gebühre. Für manchen Sprecher des Mitteldeutschen bemerkt er, dass ein [g] zu hören sei, was er jedoch als „Fehler ihrer Mundart“ wertet.¹¹⁰¹

Elspaß verdeutlicht die Entwicklung der Diminutivendungen in einer Gegenüberstellung des regionalen Gebrauchs in der ersten Hälfte und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die hier zusammenfassend aufgegriffen werden soll (vgl. Abb. 20 und 21). Er kommt in seiner Untersuchung zur Schriftsprache weniger geübter Schreibender aber auch zu dem Schluss, dass die *-gen*-Form noch über das 18. Jahrhundert hinaus weiterhin in vielen Regionen, vor allem im Westen Deutschlands, verbreitet war. Die von den Grammatikern als inkorrekt angesehene Form hielt sich noch bis ins 19. Jahrhundert auch in der Schriftsprache, was Elspaß vor allem mit der Tradierung älterer sprachlicher Varianten durch Lehrer in den Elementarschulen, die zumeist keine oder nur eine sehr rudimentäre Ausbildung genossen hatten, begründet.¹¹⁰²

In den untersuchten Briefen verwendete Christiana von Goethe mehrheitlich die nach Adelung als mundartlich gekennzeichnete Diminutivendung *-gen*, aber auch *-chen* kommt nicht selten vor. Auf eine quantitative Auswertung aller Diminutivformen wird an dieser Stelle verzichtet, da die Tendenz zur *-gen*-Variante offensichtlich ist. Die nachfolgende Auflistung beschränkt sich auf eindeutig lesbare, paradigmatische Fälle. Repräsentativ sind allen voran die Wörter *Bübgen* (JWG11, 27, 156) / *Pübggen* (JWG25, 29, 30, 52, 60 und 101) in verschiedenen Schreibungen, welches auch mit *-chen* vorkommt (*Püchen* in JWG29, 52; *Büchen* in JWG39, 162; *Pübechen* in JWG50) und *Vätergen* (JWG2, 17, 28, 30, 42, 45, 83, aber auch *Väderchen* in JWG27), die im Briefkorpus häufig vorkommen. Beide treten in seltenen Fällen auch mit der Endung *-jen* auf (vgl. z. B. *Väderjen* in JWG39 und *Pübljen* in JWG22). Ferner wird das Diminutiv auf *-gen* bei folgenden Wörtern verwendet:

1101 In Adelungs Wörterbuch heißt es: „Überhaupt sind alle Diminutiva auf *chen* nur der Hochdeutschen Mundart eigen, die dadurch die Nieders. Diminut. auf *-ken* auszudrücken suchen; denn die Verkleinerungswörter der eigentlichen Oberdeutschen endigen sich insgesamt auf *lein*. Freylich finden sich auch im Oberdeutschen Verkleinerungswörter auf *-chen*; aber alsdann sind sie entweder von den Niedersachsen angenommen, oder es sind noch Überreste einer ältern allgemeinen Mundart; denn eine nur flüchtige Betrachtung der fremden Sprachen lehret uns, das die verkleinernde Form auf *-chen* gewiß so alt und allgemein ist, als die auf *-lein*. [...] Es ist nur noch die Frage übrig, ob die Ableitungssylbe *chen* oder *gen* geschrieben werden muß. Diese Frage ist nicht schwer zu beantworten; denn alle Gründe sind für das *chen*, nicht so wohl, weil diese Schreibart dem Niedersächsischen *ken* am nächsten kommt, sondern weil die Aussprache aller Hochdeutschen das *ch* unentbehrlich macht. Manche Mitteldeutsche lassen zwar gern ein *g* hören; allein das ist ein Fehler ihrer Mundart, der für die übrigen kein Gesetz seyn kann.“ (vgl. Art. „*chen*“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=C00277> [22.03.2024]).

1102 Vgl. Elspaß: Standard German, S. 53 ff.

Low German -chen (-gen)					
West Central German	-gen (-lein)	[-el] [-le]	[-el]	-chen (-lein) (-gen)	East Central German
East Franconian -gen (-chen)					
West Upper German	-gen (-lein)	[-chen] [-el]	[-le] [-i]	-l (-lein)	East Upper German

Abb. 20: Varianten der Diminutivsuffixe in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts (aus: Elspaß: Standard German, S. 52).

Low German -chen (-lein)					
West Central German	-chen/ -gen			-chen	East Central German
East Franconian -chen (-gen)					
West Upper German	-chen	[-le] [-el] [-chen]	[-lein] [-el]	-chen	East Upper German

Abb. 21: Varianten der Diminutivsuffixe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (aus: Elspaß: Standard German, S. 53).

trüfergen (<Dörferchen>; JWG1), *Schlambens Stüngen* (<Schlampampsstündchen>, JWG1; *Schlmbens Stügen* in JWG195) / *Stüngen* (JWG168) oder *Stündgen* (JWG166), *heußgen* (<Häuschen>; NM19), *Tirgen* (<Tierchen>; JWG11), *schäßgen* (<Schätzchen>, JWG3, 99) / *Schäß g[en]* (JWG28), aber auch *Schätzchen* (JWG172), *Briefgen* (<Briefchen>, JWG53) / *brifgen* (JWG78, 83, 109) / *brifengen* (JWG62), *auf säzgen* (<Aufsätzchen>; JWG38), *kiestgen* (<Kistchen>, JWG149) / *kistgen* (JWG153), *Schütgen* (<Scheitchen>; JWG214) / *Schiedgen* (JWG151) / *Schügen* (JWG216),¹¹⁰³ *Cränzgen*

1103 *Scheitchen* oder *Schittchen* ist ein zentral- und ilmhthüringischer Ausdruck für ‚Weihnachtsstollen‘ (vgl. Art. „Scheitchen“, in: ThWb V, Sp. 523 f.).

(<Kränzchen>, JWG186) und *Stängen* (<Ständchen>, zweimal in JWG193, einmal wahrscheinlich *Stän[ch]en*, JWG194).¹¹⁰⁴

Christiana von Goethe benutzte nicht ausschließlich das Diminutivsuffix *-gen*, sondern ebenso *-chen* und gelegentlich die sprachlich ältere Form mit noch vorhandenem Nebensilbenvokal *-ichen*,¹¹⁰⁵ wie folgende Beispiele zeigen: *Juden krämmichen* (<Judenkrämchen>, JWG1),¹¹⁰⁶ *fui teufelichesn* (<Pfuiteufelchen>, JWG2), *Eich hörnichen* (<Eichhörnchen>, JWG10), *auglichen* (<Äugelchen>, JWG32) / *äülichen* (JWG36) / *Äuchlichen* (zweimal in JWG147, 195), *Schlüßlichen* (<Schlüsselchen>, JWG27, 45, aber auch *Schlüssel[gl]en* in JWG57), *fähnichen* (<Fähnchen>, JWG50), *Stein ichen* (<Steinchen>, JWG53) sowie *Reh[e] brächen* (<Rehbrätchen>, JWG101), *Nösel fläschen* (<Nößelfläschchen>, JWG127),¹¹⁰⁷ *Reid kleich[en]* (<Reitkleidchen>, JWG193); *-chen* kommt als Diminutivsuffix in Varianten von <Äugelchen> vor. Generell sind die *-chen*-Formen des Diminutivsuffixes weniger zahlreich vertreten als jene auf *-gen*. Gelegentlich kommen auch Schreibungen mit *-jen* vor. Zudem gibt es Grenzfälle, bei denen anhand der Handschrift nicht sicher entschieden werden kann, ob es sich um *-gen*, *-chen* oder gar *-jen* handelt.¹¹⁰⁸

Im Briefkorpus gibt es mehrere Wörter, bei denen beide Diminutivendungen nebeneinander existieren, wie bei den verschiedenen Schreibungen von <Äugelchen> oder <Bübchen>. Ein interessanter Fall ist *vä[ch]elichgen* (<Wägelchen>, JWG50), bei dem die Schreiberin offenbar beide Suffixformen *-chen* und *-gen* miteinander kombinierte. Weitere Sonderfälle ergeben sich durch die Übertragung der Diminutiv-Endung *-gen* auf andere Wörter, wodurch hyperkorrekte Formen entstehen. Beispiele hierfür sind verschiedene Graphien für <bisschen> wie *bisgen* (JWG25, 65, 75, 112, 153, NM21) / *bissegen* (JWG1) / *bis gen* (JWG30, zweimal in JWG62) / *biesgen* (JWG63) sowie *zeigen* (<Zeichen>, JWG142) und *lergen* (<Lerchen>, JWG145).

Die Auswertung der Belege zeigt zweierlei Befunde: 1. einen individuell schwankenden Gebrauch der Diminutivendungen und 2. eine Präferenz für die

1104 Nicht eindeutig zu interpretieren ist beispielsweise die Schreibung *Eckgen* für <Eckchen> (JWG11), da es sich hier einerseits um eine diminuierte Form handeln könnte, ebenso gut könnte diese Variante aber auch auf Schwierigkeiten bei der Phonem-Graphem-Zuordnung zurückzuführen sein.

1105 Vgl. Wegera: Geschichte eines Diminutivsuffixes, S. 51.

1106 Judenkrämchen: Modeware wie Stoffreste, Spitzen und Bänder, die bei jüdischen Händlern gekauft wurde (vgl. Art. „Judenkrämchen“, <https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=J00511> [22.03.2024]).

1107 Eine Nößelflasche fasst in etwa einen halben Liter Flüssigkeit (vgl. Art. „Nößel“, in: ThWb IV, Sp. 897).

1108 z. B. *Stüphen* (<Stübchen>, JWG7), *[C]äbjen* (<Käppchen>, JWG30), *brö[g]en* oder *brö[j]en* (<Pröbchen>, JWG30), *kiest[g]jen* (<Kistchen>, JWG149), *Vieltberet keill[g]en* (<Wildpretkeulchen>, JWG161), *Schätz[j]en* (<Schätzchen>, JWG209) u. a. m.

sprachlich ältere Variante *-gen*. Vor dem Hintergrund der belegten Schwankungen der Diminutivendungen im ostmitteldeutschen Raum in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts scheint gerade der erste Befund zunächst nicht sehr überraschend. Gleichwohl ist eine Favorisierung von *-gen* entgegen der dialektalen Aussprache nicht selbsterklärend. Für den thüringischen Sprachraum ist schließlich eine Spirantisierung von *g* als [ç] typisch.¹¹⁰⁹ Umgekehrt kann nicht ohne Weiteres geschlossen werden, dass Christiana von Goethe das Suffix *-gen* in der gesprochenen Sprache mit [g] realisierte. Wahrscheinlicher ist auch hier die Spirantisierung. So bemerkt auch Wegera, dass die sich *-gen* und *-chen* lautlich kaum voneinander unterscheiden.¹¹¹⁰

4.3.3 Syntax und Morphosyntax

4.3.3.1 Beobachtungen zur Satzkomplexität

Die Besonderheiten der Syntax in den Briefen Christiana von Goethes werden im folgenden Kapitel mit einem Schwerpunkt auf der Satzkomplexität, dem Satzgefüge und damit verbundenen Merkmalen konzeptioneller Mündlichkeit oder Schriftlichkeit betrachtet. Der Bereich der (Satz-)Syntax böte sich freilich für weiterführende quantitative Analysemethoden an, denen jedoch zwei Hürden entgegenstehen: Eine steht im Zusammenhang mit der technischen Aufbereitung des Korpus, da es sich nicht um ein annotiertes Korpus handelt, und die zweite liegt in der Materialbasis begründet, in der Interpunktion nur spärlich verwendet wird.¹¹¹¹

¹¹⁰⁹ Vgl. Karte 36 in Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 242.

¹¹¹⁰ Vgl. Wegera: Geschichte eines Diminutivsuffixes, S. 46. – Eine Orientierung Christiana von Goethes an der Sprachpraxis Johann Wolfgang von Goethes ist weniger wahrscheinlich. Goethe bevorzugte in der Schriftsprache zwar zunächst Diminutive auf *-gen*, bevor er aber dann mehrheitlich zu *-chen* überging. Eine stichprobenartige Recherche in den Bänden der historisch-kritischen Ausgabe der Goethe-Briefe (GB) bestätigt den Wandel im Diminutivgebrauch, der in der 2. Hälfte der 1780er Jahre sukzessive einsetzt. So tritt ab 1786 beispielsweise neben der Form *Briefgen* erstmals auch *Briefchen* auf. Elspaß vermutet bei diesem Wandel einen Zusammenhang zu Adelungs Bevorzugung von *-chen* im Paragraph 136 seiner 1781 erschienenen *Deutschen Sprachlehre* (S. 102) (vgl. Elspaß: Standard German, S. 52). Zu der Zeit, als Christiana Vulpius den brieflichen Austausch mit ihrem Partner begann, war dieser also schon mehrheitlich zur Verwendung der Diminutivendung *-chen* übergegangen. Im mündlichen Sprachgebrauch wird der aus dem westmitteldeutschen Raum stammende Goethe das Diminutiv so oder so spirantisiert ausgesprochen haben.

¹¹¹¹ Vgl. dazu Kapitel 4.3.3.2.

Stephan Elspaß fasst diese Herausforderungen, die letztlich auch die Schwerpunktsetzung der vorliegenden Arbeit bedingt haben, wie folgt zusammen:

Untersuchungen zur [sic!] Veränderungen der Syntax sind aufwändiger als solche zu phonologisch-graphematischen und morphologischen Merkmalen, da sie große Textmengen erfordern und sich nicht mit herkömmlichen Suchprogrammen bearbeiten lassen. Probleme verursacht außerdem die zum Teil fast völlig fehlende Interpunktion in den Briefen, die die syntaktische Zuordnung von Wörtern erschwert.¹¹¹²

Seit der Veröffentlichung von Elspaß' Habilitationsschrift im Jahr 2005 ist die Entwicklung technischer Analyseinstrumente vorangeschritten, dennoch ist ein syntaktisches Parsing bei Texten aus historischen Sprachstufen und bei nicht-standardsprachlichen Texten nach wie vor aufwendig.¹¹¹³ Aufgrund der notwendigen Begrenzung der vorliegenden Arbeit wird im Bereich Syntax deshalb keine quantitative Untersuchung, sondern eine qualitative Analyse anhand von drei paradigmatischen Textbeispielen vorgenommen.

Zu Beginn soll ein kurzer Blick auf die Entwicklung von Satzlänge und Satzkomplexität im 18. Jahrhundert den analytischen Rahmen abstecken. Vilmos Ágel beschreibt diese Entwicklung folgendermaßen:

Als tendenziell epochentypisch sind die *Umfangsveränderungen der Ganzsätze* und das jeweilige *Verhältnis Hypotaxe/Parataxe* anzusehen. Seit Ende der Barockzeit gibt es eine Tendenz zur Satzverkürzung und Parataxe, die sich jedoch am Ende des 18. Jhs. ins Gegenteil

1112 Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 199; vgl. hierzu auch Neumanns Untersuchung, der in seinem Korpus von Soldatenbriefen die Anzahl der Briefe ohne eindeutige Ganzsatzmarkierung vor 1800 auf 70,2 Prozent beziffert. Zwischen 1800 und 1850 liegt der Anteil nur noch bei 28,6 Prozent und nach 1850 sinkt er auf 20 Prozent ab, d. h. erst nach 1800 nimmt der Anteil mit eindeutiger Satzmarkierung deutlich zu (vgl. Neumann: Soldatenbriefe, S. 167). Des Weiteren ist ein Unterschied in den Dienstgraden zu verzeichnen: Weniger routinierte Schreiber der unteren Dienstgrade verwenden seltener Interpunktionszeichen zur Markierung syntaktischer Grenzen (vgl. ebd., S. 167 sowie 309).

1113 Vgl. zum syntaktischen Parsing im Deutschen: Dipper, Stefanie / Kübler, Sandra: German Treebanks: TIGER and TüBa-D/Z. In: Ide, Nancy / Pustejovsky, James (Hrsg.): Handbook of Linguistic Annotation. Dordrecht 2017, S. 595–639 und für einen allgemeinen, sprachübergreifenden Überblick zu geparsten, historischen Korpora: Pintzuk, Susan / Taylor, Ann / Warner, Anthony: Corpora and Quantitative Methods. In: Ledgeway, Adam / Roberts, Ian G. (Hrsg.): The Cambridge Handbook of Historical Syntax (Cambridge Handbooks in Language and Linguistics). Cambridge 2017, S. 218–240. – Für eine korpuslinguistische Analyse zur Satzkomplexität anhand der Fürstinnenkorrespondenzen aus der Frühen Neuzeit, die auch Genderaspekte thematisiert, vgl. weiterführend Lühr, Rosemarie: Satzkomplexität in fürstlichen Korrespondenzen der frühen Neuzeit. In: Kwekkeboom, Sarah / Waldenberger, Sandra (Hrsg.): PerspektivWechsel oder: Die Wiederentdeckung der Philologie. Bd. 1: Sprachdaten und Grundlagenforschung in der historischen Linguistik. Berlin 2016, S. 455–478.

verkehrt. Durch die Zunahme der Satzlänge und der Hypotaxe, die bis ca. 1850 andauert, werden aber die barocken Werte nicht mehr wiederhergestellt.¹¹¹⁴

Grundlegende Arbeiten zu diesem Themenkomplex hat Vladimir Admoni vorgelegt, der in seiner Monographie zur *Historischen Syntax* darauf hinweist, dass für diesen Zeitraum zwar eine grundsätzliche „Reduzierung des Umfangs und der Mehrgliedrigkeit des Satzgefüges“¹¹¹⁵ zu konstatieren, der Umfang von Ganzsätzen aber immer noch als verhältnismäßig bedeutend einzustufen sei.¹¹¹⁶ Admonis Urteil basiert allerdings ausschließlich auf literarischen, belletristischen und philosophischen Texten des 18. Jahrhunderts.

Zum Verhältnis von Hypo- und Parataxe gibt es in der Forschung unterschiedliche Ansichten, was im Ergebnis dazu führt, dass sich im 18. Jahrhundert eine lineare Entwicklung hin zur Parataxe nicht eindeutig nachweisen lässt, auch wenn sich eine derartige Tendenz grosso modo abzuzeichnen scheint. Konopka weist mit Bezug auf die Arbeit von Anne Betten auf den Einfluss der Aufklärung mit den Idealen von Natürlichkeit und Verständlichkeit hin, die ein vermehrtes Auftreten parataktischer Strukturen begünstigt habe. Zugleich habe sich auch die Tradition langer, hypotaktisch aufgebauter Sätze vor allem in den Schriften der Pietisten, teilweise auch der Aufklärer gehalten. Konopka sieht darin eine „synchron vorhandene Konkurrenz zweier Schreibtraditionen“, die noch bis in die Gegenwart fortbestehe, obgleich in den letzten Jahrzehnten parataktische Erscheinungen häufiger auftreten.¹¹¹⁷

Bei den (nicht sehr zahlreichen) Untersuchungen zur Syntax des Neuhochdeutschen im 18. und 19. Jahrhundert besteht ein gewisses Ungleichgewicht in der Quellenauswahl,¹¹¹⁸ da zumeist – wie oben bereits bei den Arbeiten von Admoni skizziert – auf literarische Texte zurückgegriffen wurde. Darüber hinaus liegen in diesem Feld nach wie vor verhältnismäßig wenige Untersuchungen „auf breiter Materialgrundlage für die Zeit ab Mitte des 18. Jhs.“ vor, wie Vilmos Ágel und

1114 Ágel, Vilmos: *Syntax des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts*. In: Besch, Werner u. a. (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Teilband (HSK, 2.2). Berlin / New York: 2., vollständig neu bearb. und erw. Aufl. 2000, S. 1855–1903, hier S. 1879.

1115 Admoni, Vladimir G.: *Historische Syntax des Deutschen*. Tübingen 1990, S. 214. – Davon ausgenommen ist die Kanzleisprache (vgl. ebd.).

1116 Vgl. Admoni: *Historische Syntax*, S. 212.

1117 Vgl. Konopka: *Deutsche Syntax*, S. 21 f. (Zitat auf S. 21).

1118 Damit verbunden ist auch die Vernachlässigung des Faktors Arealität oder Regionalität, dessen Erforschung sich besonders anhand von nächsprachlichen Textzeugnissen anbietet. Vgl. hierzu Fleischer, Jürg: *Zum Verhältnis von Dialektsyntax und Syntax in der Nähekommunikation*. In: Ágel / Hennig (Hrsg.): *Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung*, S. 85–108.

Stephan Elspaß angemerkt haben.¹¹¹⁹ Einen Grund dafür sehen beide Autoren in einer statischen Forschung, die lange Zeit davon ausgegangen sei, dass die Grammatik und damit auch die Syntax des Neuhochdeutschen seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur wenigen Veränderungen unterlagen.¹¹²⁰ Diese Präferenz wurde nicht zuletzt auch durch die vermehrte Verfügbarkeit der Quellen verstärkt; gedruckte Werke waren leichter zugänglich als Handschriften (und lassen sich heutzutage schneller in Korpora überführen). Elspaß greift das Desiderat der fehlenden empirischen soziolinguistischen Untersuchungen mit Fokus auf weniger routinierte Schreiber auf und widmet der Satzsyntax fast ein Drittel seiner Analyse.¹¹²¹ Eine weitere Qualifikationsschrift, die sich ausführlich mit der Syntax in der Alltagsschriftlichkeit des 18. und 19. Jahrhunderts anhand eines Korpus von 170 Soldatenbriefen beschäftigt, legte Marko Neumann vor.¹¹²²

Nachfolgend werden zwei Beispielbriefe Christiana von Goethes syntaktisch auf koordinierende und subordinierende Strukturen sowie auf Merkmale, die auf eine konzeptionelle Mündlichkeit oder Schriftlichkeit hindeuten, hin untersucht (vgl. Tab. 23 und 24). Um die zeitliche Fächerung des Briefkorpus zu repräsentieren, wurde ein Brief vom 30. September / 1. Oktober 1796 gewählt und ein zweiter aus dem Jahre 1803. Der spätere Brief weist zudem eine längere, zusammenhängend erzählende Passage auf, die hinsichtlich der Frage nach konzeptioneller Mündlich- oder Schriftlichkeit besonders aufschlussreich ist. Das heißt, dass die Textstruktur der beiden exemplarisch ausgewählten Briefe unterschiedlich ist: Der erste Brief weist mehrere Alltagssprachliche Themen auf, der zweite Briefausschnitt fokussiert ein einziges Thema.

Die Analyse der beiden Briefe zeigt, dass einfache (Haupt-)Sätze (z. B. Brief 1: 1–3) oder koordinierende Satzverbindungen (z. B. Brief 2: 1–1.2) überwiegen. Satzgefüge mit Subordination sind ebenfalls vorhanden, allerdings nur bis zur Unterordnung 1. Grades. Innerhalb von Satzgefügen werden auch gleichrangige Nebensätze aneinandergereiht (Brief 1: 5.1–5.3; 16.1 und 16.2). Funktional treten vor allem Objektsätze häufiger auf.

Insgesamt ist der Satzbau der Briefe stärker parataktisch oder koordinierend und weniger als hypotaktisch oder subordinierend zu beschreiben. Für komplexere Satzgefüge (beispielsweise mit Unterordnung 2. oder 3. Grades) gibt es in den obigen Beispielen keine Belege; sie treten im Briefkorpus nur selten auf.

1119 Ágel: *Syntax des Neuhochdeutschen*, S. 1896 sowie Elspaß: *Sprachgeschichte von unten*, S. 196 f.

1120 Vgl. Ágel: *Syntax des Neuhochdeutschen*, S. 1855–1858; Elspaß: *Sprachgeschichte von unten*, S. 197; aber auch Konopka: *Deutsche Syntax*, insb. S. 17.

1121 Vgl. Elspaß: *Sprachgeschichte von unten*, S. 196–316.

1122 Vgl. Neumann: *Soldatenbriefe*.

Tab. 23: Syntaktische Analyse nach koordinierenden und subordinierenden Strukturen I.¹¹²³

Brief 1: 30.09./01.10.1796 (JWG38)	Syntaktische Analyse
Diens dags abenst den 21	
ich und dein liebes büb[j]en sind glücklich und wohl wieder	(1) HS
zu Hausse an gelangt	
die ErnesDiene und werners ka[m] uns bis unferStät Endgegen.	(2) HS
Heude den ganzen dag habe ich mich Der Reinlichkeit deiner zimer	(3) HS
beschäftdi[ch]	
und bin in der Comedie geveessen	(3.1) HS, koord.
Mor[ch]en werden vom ganzen Hausse die fohrhänge gewassen	(4) HS
und den Dane[r]s dag gebügelt	(4.1) HS, koord.
und über Haupt Habe ich mir diesse voche mir vor ge[n]om	(5) HS
Daß Haus b vom b[o]den bis ruder in ordnug zu brü[h]en	(5.1) NS, 1. Grad
den Sonntag mich mit der Rohten gt ^{kleid} zu buzen	(5.2) NS, 1. Grad
und küffdi[ch]e voche die auf sätzen in ordnug zu brin[g]en	(5.3) NS, 1. Grad (koord. mit 5.2)
und als den daß übr/ge vird sich finden.	(6) HS
Stel Dir vor	(7) HS
wie lieb dich deine bey den Hassen Haben	(7.1) NS, 1. Grad
wie du in käuschau von uns wehe wahrst	(8.1) NS, 1. Grad
gin mir raus	(8) HS
und sa[g]en auf dem Ber[g] dein kusse fahren	(8.2) HS, koord.
da fi[n]gen mir alebey eins an zu Heulen	(9) HS
und sahten bey de es vähr uns so vuderlich. /	(9.1) HS, koord.
der klin läst dich grüssen	(10) HS
er ist heude by Gakala geveessen /	(11) HS
Mide woche den 22	
Hir süke ich dir	(12) HS
vas du ver langst Die Ur daß Puch bu[c]h und 6 Pudel[g]en vein //	(12.1) NS, 1. Grad
Es ^{Es} folgt auch das Gelt	(13) HS
ich habe 10 Stück laub thlr raus ge[n]om	(14) HS

1123 Die optische Gliederung nach Sätzen oder Teilsätzen entspricht nicht dem Zeilenfall der Handschrift, sondern versteht sich als Teil der Analyse. Gleiches gilt für die Absatzmarkierung (mit |), welche thematische Blöcke verdeutlicht, während / die Absätze in der Handschrift markiert. Seitenumbrüche werden mit // gekennzeichnet.

Tab. 23 (fortgesetzt)

Brief 1: 30.09./01.10.1796 (JWG38)	Syntaktische Analyse
veill Der Dabezier vor PfehrdeHarr lei[n]va[n]t Gart nã nãgell und [m]acher loh[n] vor Die Stühel und daß kanebe 14 bis 15 Dahler haben vill	(14.1) NS, 1. Grad
ich habe es nach gerche[n]t	(15) HS
und sie kam uns doch nicht So deuer wie Die vorich Ge[n]. /	(15.1) HS, koord.
ich vü[n]sche Dir	(16) HS
daß der Her von Sch-Sckenfuhs b[e]y Dir ein kähren möchte	(16.1) NS, 1. Grad
und Dir die aller beste und fordrefelichste laune zum gedicht mit kriehen/	(16.2) NS, 1. Grad, koord. mit 16.1 (17) HS
leb vohl und behalt lieb/ Dein Glein nes nadur vessen	

Tab. 24: Syntaktische Analyse nach koordinierenden und subordinierenden Strukturen II.¹¹²⁴

Brief 2: 13. Juni 1803 (JWG193)	Syntaktische Analyse
13 M[o]ndag abe[n]s um 7 Ur kam wir ka[m] vir an in bustäd an assen et was kaltes	(1) HS (1.1) HS, koord.
und vahr[en] ser vergnügt.	(1.2) HS, koord.
nachdiesehe kam herr Swarz	(2) HS
und h[o]lte uns zu ein bu[n]sch in sei[n] hauß	(2.1) HS, koord.
w[o] vir recht vergücht vahr[en].	(2.2) NS, 1. Grad
und 12 Ur [g]in wir under beglidug des herrn Swarz nach hausse	(3) HS
und es beegnede uns ein abemdeuer	(3.1) HS, koord.
vo sich unsser Carll recht herr[z] hafft bezeigt hat	(3.2) NS, 1. Grad
es kam [n]ehmlich Der Närsche Creuzburg hinder uns Drein mit eim grossen Dolge [un]der R[o]jcke	(4) HS
und als wir ins Haus vahr[en]	(5.1) NS, 1. Grad
so kam er auch	(5.) HS

¹¹²⁴ Die optische Gliederung nach Sätzen oder Teilsätzen entspricht nicht dem Zeilenfall der Handschrift, sondern versteht sich als Teil der Analyse. Gleiches gilt für die Absatzmarkierung (mit |), welche thematische Blöcke verdeutlicht, während / die Absätze in der Handschrift markiert. Seitenumbrüche werden mit // gekennzeichnet.

Tab. 24 (fortgesetzt)

Brief 2: 13. Juni 1803 (JWG193)	Syntaktische Analyse
und wollte zu lauderbach	(5.2) HS, koord.
und als der kam	(6.1) NS, 1. Grad
vollde er ih[n] erstechen	(6.) HS
und brachte Den dolg und er den Rocke for	(6.2) HS, koord.
und v[u]rdeganz vüden	(6.3) HS, koord.
[C]arll aber verhinder es	(7) HS
ich lif in mien zimr	(8) HS
und schloß [mic]h ein	(8.1) HS, koord.
nun wolte er zu [mi]r	(9) HS
und ich stan[dt]odes a[n]st aus	(9.1) HS, koord.
am Ende [b]arche ihn Carll in güde // [no]ch ford.	(10) HS
ich konde aber vor anst die ga ⁿ ze Nacht ---- nicht schlafen	(11) HS
und halb 3 Ur St[a]nd ich auf	(11.1) HS, koord.
weckede alles	(11.2) HS, koord.
um 5 Ur furen vir fort	(12) HS
betkam sch[ö]nes verder	(12.1) HS, koord.
und e fihl nichts fohr	(12.2) HS, koord.
und vir wahren recht vergücht	(12.3) HS, koord.
alls wir nacht nach Schafstäd kam	(13.1) NS, 1. Grad
Stig ein ser schöner luft ballo[nn] so hoch und veid	(13) HS
als ich [n]och kein gesehen habe.	(13.2) NS, 1. Grad
und um 4 Ur vahren vir in lauchstät	(14) HS
der vech var nicht zu[m] besten	(15) HS
und vir sind ser langsam gefahern	(15.1) HS, koord.
um den Pferd[en] nichts zu leide zu Duhen	(15.2) NS, 1. Grad
sie befinden sich auch recht vohl	(16) HS
und es schmek ihn gar herlich. /	(16.1) HS, koord.
man ver[mu]de [mic]h nicht	(17) HS
und Die Sielie var nicht zu hausse.	(17.1) HS, koord.
und alls sie kam	(18.1) NS, 1. Grad
Freude sie sich ser //	(18) HS

Diese syntaktischen Strukturen gelten gemeinhin als Merkmal der konzeptionellen Mündlichkeit eines Textes. Allerdings ist eine Gleichsetzung von „Parataxe und Hypotaxe als spezifische Ausprägungen sprachlicher Komplexität mit dem Nähe- und Distanzpol“¹¹²⁵ nicht zulässig. Hierauf weist nicht zuletzt Marko Neumann hin und begründet dies u. a. damit, dass der Gebrauch von hypotaktischen und parataktischen Strukturen in der gesprochenen und der geschriebenen Sprache keine signifikanten Unterschiede aufweise und dass hypotaktische Strukturen mit anderen sprachlichen Mitteln realisiert würden. Mithin ist davon auszugehen, dass parataktische und hypotaktische Satzkonstruktionen in der geschriebenen Alltagssprache des 18./19. Jahrhunderts parallel existierten, ohne dass man anhand dessen unmittelbar die Nähe- oder Distanzsprachlichkeit dieser Texte bestimmen kann.¹¹²⁶

Ein gewichtigeres Indiz für die Nähesprachlichkeit innerhalb der syntaktischen Strukturen im vorliegenden Briefkorpus ist die Bevorzugung der nebenordnenden Konjunktion *und*. Diese tritt besonders deutlich in der erzählenden Passage des zweiten Briefes von 1803 auf und verstärkt den Eindruck einer additiven Reihung der Sätze. Obwohl es Studien gibt, die belegen, dass einige Subordinationsmerkmale, wozu semantisch differenziertere Einleitewörter von Nebensätzen gehören, in der gesprochenen Sprache häufiger vorkommen als in der Schriftsprache,¹¹²⁷ sind in der deutlichen Häufung der Konjunktion *und* sprechsprachliche Muster in den Briefen Christiana von Goethes zu erkennen. Diese gehen auch mit einer Präferenz von Mundartsprechenden für diese Konjunktion einher, auch wenn das für die Interpretation von untergeordneter Bedeutung ist, da es sich hier um ein überregionales und damit nähesprachliches Merkmal zu handeln scheint.¹¹²⁸

1125 Neumann: Soldatenbriefe, S. 177. – Die häufige Annahme einer stärker parataktisch strukturierten mündlichen und einer eher hypotaktisch strukturierten Schriftsprache wurde verschiedentlich kritisiert und auch widerlegt (vgl. u. a. Auer, Peter: Schreiben in der Hypotaxe – Sprechen in der Parataxe? Kritische Bemerkungen zu einem Gemeinplatz. In: Deutsch als Fremdsprache 39 (2002), S. 131–137 oder Schwitalla, Johannes: Vergleichbares und Unvergleichbares bei mündlichen und schriftlichen Texten. In: Dittmar, Norbert / Bahlo, Nils [Hrsg.]: Beschreibungen für gesprochenes Deutsch auf dem Prüfstand. Analysen und Perspektiven [Deutsche Sprachwissenschaft international, 11]. Frankfurt a. M. u. a. 2010, S. 1–22). Dies kann folglich nicht als alleiniges Merkmal für konzeptionell mündliche, nähesprachliche syntaktische Strukturen dienen.

1126 Vgl. ebd.

1127 Vgl. ebd. (mit den entsprechenden Literaturverweisen).

1128 Regionalsprachlich und dialektal wird üblicherweise *und* anstelle semantisch differenzierter Konjunktionen verwendet (vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 259). Es ist anzumerken, dass hier keine Gleichsetzung von Medium (gesprochene Sprache) und Arealität, insbesondere in Form des Dialektes oder einer Dialektsyntax erfolgen soll, wie es in der älteren Forschung üblich

Des Weiteren fallen im ersten Brief von 1796 zwei Hauptsätze auf, die mit *und über Haupt* (Brief 1: 5) sowie *und als den* (<und alsdann>, Brief 1: 6) beginnen. Die Konstruktion mit vorausgehendem *und* dient dazu, einerseits einen neuen Gedanken zu formulieren und zugleich eine Rückkopplung zum vorhergehenden Satz oder zum vorher Gesagten und damit eine Überleitung zwischen beidem zu schaffen. Die konzeptionell eher mündlich anmutende Struktur entsteht durch die Besetzung des Vorfeldes mit der Konjunktion *und* sowie mit einer Partikel. Im Fall des Hauptsatzes (6) wird mit *und als den* ein abschließender Gedanke eingeleitet. Im zweiten Brief von 1803 liegen ähnliche Vorfeldstrukturen vor: Dreimal geht einem temporalen, mit *als* eingeleiteten Nebensatz 1. Grades im Vorfeld die Konjunktion *und* voraus. Dies ist ebenfalls keine typisch schriftsprachliche Struktur, da das vorausgehende *und* am Rede- und Gedankenfluss orientiert ist, der damit aufrechterhalten werden soll.

Ein weiteres, nicht zuletzt regionalsprachliches Merkmal liegt im temporalen Gebrauch von *wie*, womit im ersten Brief (8.1) ein Nebensatz eingeleitet wird. Hier wird *wie* in der Funktion des standardsprachlichen *als* verwendet, was als Merkmal der thüringischen Mundarten gilt, wenngleich *als* in dieser Funktion oftmals (ohne erkennbare Regeln) auch durch *wo* ersetzt wird.¹¹²⁹ Hierfür gibt es ebenfalls einen Beleg in den beiden Briefen: Im zweiten Brief (3.2) wird *wo* als temporales Adverb gebraucht. Diese Verwendungsweise war und ist nicht nur für bestimmte Dialektgebiete, sondern gegenwartssprachlich auch besonders für die regionale Umgangssprache charakteristisch. Die Verwendungsweise von *wo* als temporale Partikel bzw. temporales Adverb wurde bislang vor allem für die Gegenwartssprache untersucht.¹¹³⁰ Karin Pittner zeigt in ihrer Studie im Vergleich

war. Die Unterscheidung ist vor allem danach zu treffen, ob eine Konstruktion oder Struktur durch Mündlichkeit oder durch die kommunikativen Bedingungen der mündlichen Sprache geprägt ist. Wenn dem so ist, müsste sie in allen deutschen Dialekten nachzuweisen sein, was den Faktor der Arealität als sekundär erscheinen lässt. Es gibt aber auch Konstruktionen, die sich nicht durch die Bedingungen der Mündlichkeit erklären lassen und deren Vorkommen regional nur begrenzt sein kann (vgl. Fleischer: Dialektsyntax und Syntax in der Nähekommunikation, insb. S. 91–93). Dennoch wird nachfolgend erwähnt, wenn es Nachweise für das Vorkommen einer bestimmten Struktur auch in den thüringischen Mundarten gibt, was nicht zuletzt dadurch zu rechtfertigen ist, dass die mündliche Sprache um 1800 sehr viel stärker, wenn nicht fast ausschließlich durch die jeweiligen Dialekte geprägt war. Schwieriger ist die Unterscheidung zwischen dialektalen, regionalsprachlichen und überregionalen Merkmalen.

¹¹²⁹ Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 259.

¹¹³⁰ Vgl. hierzu insb. Pittner, Karin: *Wo in Relativsätzen – eine korpusbasierte Untersuchung*. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 32 (2004), Heft 3, S. 357–375 sowie Günthner, Susanne: *Zum kausalen und konzessiven Gebrauch des Konnektors wo im gesprochenen Umgangsdeutsch*. In: Zeitschrift für Germanistische Linguistik 20 (2002), Heft 3, S. 320–341 und Pasch, Renate: *Der subordinierende Konnektor WO: kausal und konzessiv?* In: Freudenberg-Findeisen, Renate (Hrsg.):

von mündlicher und schriftlicher Sprache für Sprachdaten aus den 1960er Jahren, dass das Relativadverb *wo* in der Schriftsprache überwiegend als Lokaladverb verwendet wird. Die temporale Funktion, die in den Briefen Christiana von Goethes wie im obigen Beispiel vorkommt, bezeichnet sie hingegen als selten.¹¹³¹

Für die Einordnung der eben skizzierten Verwendung von *wo* als Temporalpartikel sind zwei Aspekte zu bedenken: Erstens weisen Winifred Davies und Nils Langer für die Gegenwartssprache eine deutliche Diskrepanz bei relativisch gebrauchtem *wo* mit temporaler Funktion zwischen den kodifizierten Normen und dem Empfinden der Sprachgemeinschaft oder dem Empfinden von Sprachnormautoritäten wie Lehrkräften nach: Während in den von den Autoren untersuchten Grammatiken das temporale *wo* der Standardsprache zugerechnet wird, herrscht in der Sprachgemeinschaft die Meinung vor, es handele sich hier um eine grammatisch inkorrekte Struktur, die nicht als Teil der Standardsprache verstanden werde.¹¹³² Zweitens zeigen Davies/Langer in diachroner Perspektive, dass eine Stigmatisierung des temporalen *wo* erst im späten 19. Jahrhundert einsetzte, während sie bis ins späte 18. Jahrhundert in den Grammatiken keinen Nachweis für diese Funktion der Temporalpartikel finden konnten. Der Usus scheint jedoch für eine Verwendung von *wo* als Relativpartikel nicht nur in lokalen, sondern auch in temporalen Nebensätzen zu sprechen, wie auch die Werke von Schriftstellern wie Friedrich Schiller und Jean Paul zeigen.¹¹³³ Es ist anzunehmen, dass *wo* in temporaler (und auch konditionaler) Funktion in Dokumenten privater Schriftlichkeit noch deutlich häufiger vorkommt als in literarischen Texten. Diese Annahme stützt u. a. Isa Schikorskys Untersuchung, die die Relativpartikel in ebendiesen Funktionen im „privaten Schriftsprachgebrauch dialektgewohnter „kleiner Leute““¹¹³⁴ bestätigt.

Insgesamt erlaubt die syntaktische Analyse mit schulgrammatischem Ansatz zwar keine tiefgründigen Einblicke in die Satzsyntax. Sie genügt aber, um die hauptsächlichen Charakteristika, die im Briefkorpus vorzufinden sind, aufzuzeigen. Diese lassen sich wie folgt zusammenfassen: 1. vorrangig parataktisch koor-

Ausdrucksgrammatik versus Inhaltsgrammatik. Linguistische und didaktische Aspekte der Grammatik. München 1999, S. 139–156.

1131 Vgl. Pittner: *Wo* in Relativsätzen, S. 373. – Zu beachten ist die Korpusauswahl, die Tageszeitungen, Belletristik und Trivilliteratur umfasst und damit die Schriftsprache dieser Textsorten repräsentiert.

1132 Davies, Winifred V. / Langer, Nils: *The Making of Bad Language. Lay Linguistic Stigmatisations in German. Past and Present* (VarioLingua. Nonstandard – Standard – Substandard, 28). Frankfurt a. M. u. a. 2006, S. 124 f. und 266.

1133 Davies/Langer: *Bad Language*, S. 126 und 128 f.

1134 Schikorsky: *Vom Dienstmädchen zur Professorengattin*, S. 263; vgl. auch Schikorsky: *Private Schriftlichkeit*, S. 302.

dinierende Satzstrukturen, häufig in Verbindung mit dem Gebrauch der Konjunktion *und*, 2. verhältnismäßig kurze Sätze und 3. wenig komplexe Satzgefüge. Diese Kennzeichen sind nicht nur typisch für die thüringische Mundart, sondern für die meisten Dialekte¹¹³⁵ und Regionalsprachen. Somit können diese Spezifika zusammengenommen als Merkmal der konzeptionellen Mündlichkeit und der Nähesprache in den Briefen Christiana von Goethes gelten.¹¹³⁶

Zu einem ähnlichen Schluss kommt Hans Glinz, der den ersten, hier analysierten Brief von 1796 ebenfalls syntaktisch untersucht und zu einem Privatbrief von Ninon Dolbin, der dritten Ehefrau Hermann Hesses, aus dem Jahr 1929, ins Verhältnis setzt. Glinz' Bestreben war es, die Satzlänge und -komplexität mittels einer Analyse von Ganz- und Struktursätzen aufzuzeigen. Er stützt sich dabei allerdings nicht auf den Originalbrief von Christiana Vulpius, sondern auf den von Hans Gerhard Gräfi edierten Brief, der zahlreiche ergänzte Syngropheme enthält.¹¹³⁷ Trotz dieser Problematik sah Glinz die gängige Annahme einer ab-

1135 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 259.

1136 Vgl. hierzu ausführlich vor allem die Sammelbände von Ägel/Hennig, insb. dies. (Hrsg.): Grammatik aus Nähe und Distanz; dies. (Hrsg.): Grammatik der gesprochenen Sprache sowie dies. (Hrsg.): Nähe und Distanz im Kontext variationslinguistischer Forschung.

1137 Der Verfasser weist selbst auf diese Problematik hin, allerdings liegt er nicht ganz richtig, wenn er schreibt, dass „alle Satzzeichen innerhalb der Sätze“ im Brief von Christiana Vulpius „nicht von der Schreiberin, sondern vom Herausgeber“ stammen (Glinz: Beurteilung des Satzbaus, S. 153; Hervorhebung im Zitat durch die Verf.). Die Schreiberin verwendete auch selbst Satzzeichen, jedoch in sehr viel geringerem Maß, als dies im edierten Text der Fall ist. – Ein weiterer Kritikpunkt hinsichtlich des methodischen Vorgehens von Glinz betrifft die zugrundeliegende Definition eines Satzes, die in der Linguistik bis heute diskutiert wird (vgl. dazu u. a. Gallmann: Graphische Elemente, S. 38). Glinz versteht unter einem Ganzsatz, der aus einem oder mehreren Struktursätzen aufgebaut ist, „das Stück Text, das durch die Stimmführung (bzw. in der Schrift durch Punkt/Ausrufezeichen/Fragezeichen mit anschließender Großschreibung oder anschließendem Textende) als eine Einheit des stimmlichen Hervorbringens und damit als eine Mitteilungseinheit und eine größere Verstehens-einheit charakterisiert ist [...]“. (Glinz: Beurteilung des Satzbaus, S. 137) Die syntaktische Einteilung des (historischen) Textes ohne oder mit nur begrenzter Interpunktion in Ganzsätze überlässt der Autor dabei dem Leser oder Hörer selbst. Dieser möge die Ganzsätze „durch Stimmführung beim lauten Lesen bzw. durch das Bilden entsprechender Klangvorstellungen beim stillen Lesen“ vornehmen (Glinz: Beurteilung des Satzbaus, S. 139.) Die damit einhergehenden Interpretationsspielräume und somit auch vielfältigen Deutungsoptionen – eine Schwierigkeit, die für historische Texte im Allgemeinen gilt – liegen bei einem solchen Vorgehen auf der Hand. Ferner sagt Glinz' Analyse nur wenig über die Satzkomplexität aus, weil beispielsweise weder zwischen Koordination und Subordination noch nach dem Grad der Unterordnung von Nebensätzen unterschieden wird.

nehmenden Satzlänge seit dem 18. Jahrhundert auf Basis dieser beiden Briefe bestätigt.¹¹³⁸

Die Reflexe der konzeptionellen Mündlichkeit in diesem Brief von Christiana Vulpius bestätigt auch Hans Glinz in Form einer stärkeren Orientierung „an der damaligen gesprochenen Alltagssprache“,¹¹³⁹ die im Kontrast zum Brief von Ninon Dolbin steht. Diese Erkenntnis ist angesichts der sehr unterschiedlichen Frauenpersönlichkeiten wenig überraschend: Glinz weist selbst auf signifikante Unterschiede im Bildungshintergrund beider Frauen hin.¹¹⁴⁰ Der Autor macht deutlich, dass die noch knapperen Sätze im Brief von Ninon Dolbin (die oftmals ohne eigene Verbform auskommen) Ausdruck eines „bestimmten literarisch begründeten Stilwillen[s]“¹¹⁴¹ seien.

Die erkennbaren aggregativen und additiven Strukturen auf der Ebene des Satzbaus in den Briefen Christiana von Goethes korrespondieren mit Strukturen im thematischen Bereich. Die Sätze sowie die Absätze sind dabei weniger aufeinander bezogen und weniger untereinander abgestimmt.¹¹⁴² Eine Verknüpfung mittels syntaktischer Kohäsionsmarkierungen findet nicht in größerem Maße statt.

Die oftmals raschen Themenwechsel erklären sich aus dem Briefwechsel heraus. Im Gegensatz zu zahlreichen bekannten Briefwechseln von Intellektuellen der Zeit liegt der Fokus nicht auf literarischen, wissenschaftlichen oder politischen Themen, die eingehend behandelt werden. Vielmehr wurden überwiegend alltägliche Themen angesprochen, die routinierte, wiederkehrende Alltagsereignisse sowie organisatorische Absprachen umfassen, die keiner umfangreichen Erläuterung bedurften. Zudem wechselten die Briefe häufig in sehr kurzen Abständen; insbesondere dann, wenn sich Johann Wolfgang von Goethe in Jena aufhielt, wurde nahezu täglich, gelegentlich auch mehrmals täglich korrespondiert. Insofern kommen die Ehebriefe der Goethes einem mündlichen Gespräch strukturell recht nahe. So waren den Korrespondenzpartnern die Zusammenhänge, die sich dem außenstehenden Leser zuweilen nur ansatzweise erschließen (vor allem, wenn Bezugsbriefe nicht überliefert sind), wohl bekannt.

1138 Glinz: Beurteilung des Satzbaus, S. 143. – Auch Admoni bestätigt diese These anhand seiner Untersuchung literarischer und philosophischer Texte. Er konstatiert eine Abnahme der Komplexität von Satzgefügen und des Satzumfangs (vgl. Admoni: Historische Syntax, S. 211–213).

1139 Glinz: Beurteilung des Satzbaus, S. 143.

1140 Grundsätzlich ist hinsichtlich des Vorgehens von Glinz zu fragen, ob ein solcher diachroner Vergleich überhaupt sinnvoll ist und zu verwertbaren Ergebnissen führen kann.

1141 Vgl. ebd., S. 142 f. (Zitat auf S. 143).

1142 Vgl. dazu Brief 1: Die Absätze entsprechen nicht dem Originalbrief, sondern wurden von der Verfasserin der vorliegenden Arbeit vorgenommen, um thematische Einheiten kenntlich zu machen.

Wichtig für den Briefwechsel ist wie bei einem Gespräch das „gemeinsam[e] Wissen, das keiner expliziten Versprachlichung bedarf“,¹¹⁴³ Teilen die Gesprächspartner – oder wie im vorliegenden Fall die Korrespondierenden innerhalb eines temporär regen Austausches – viel gemeinsames (Vor-)Wissen, muss umso weniger explizit versprachlicht werden. Fiehler weist in Bezug auf die mündliche Sprache darauf hin, dass

„es [...] aufgrund gemeinsamen Wissens und der situativen Präsenz von Sachverhalten lediglich nicht notwendig [ist], bestimmte Elemente explizit zu versprachlichen. Dies ist auch der Fall, wenn im Vorgängerkontext realisierte lexikalische Einheiten, syntaktische Strukturen oder Äußerungen als präsent vorausgesetzt werden und auf ihnen in Form von (Konstruktions-)Übernahmen oder Fortsetzungen aufgebaut wird, ohne dass sie noch einmal explizit wiederholt werden.“¹¹⁴⁴

Dies mündet nicht zwangsläufig in Elliptizität wie in der gesprochenen Sprache,¹¹⁴⁵ sondern vor allem in einer (für den außenstehenden Leser) vermeintlich inhaltlichen Vagheit.

4.3.3.2 Interpunktion

Bereits angedeutet wurde die Problematik der Interpunktionszeichen, auch Syngrapheme genannt,¹¹⁴⁶ die für historische Texte im Allgemeinen und für die Briefe Christiana von Goethes im Besonderen gilt: Satzzeichen, die als Markierung für das Satzende gelten (aus synchroner, normativer Perspektive in Kombination mit der Großschreibung am darauffolgenden Satzanfang), existieren oft nicht oder werden nur sporadisch gesetzt. Dies ist auch im 19. Jahrhundert bei weniger geübten Schreiberinnen und Schreibern keine Seltenheit, wie auch Schiegg für Patientenbriefe¹¹⁴⁷ und Neumann für Soldatenbriefe¹¹⁴⁸ konstatieren. Im zugrundeliegenden Korpus kommt nur der Punkt als Satzschlusszeichen vor; Frage- und Ausrufezeichen sind nicht vorhanden; auch andere satzgliedernde Elemente wie Kommata, Semikola oder Gedankenstriche sind nur vereinzelt oder gar nicht belegt.¹¹⁴⁹

1143 Fiehler, Reinhard: Thesen zur Struktur einer Grammatik der gesprochenen Sprache. In: Ägel / Hennig, (Hrsg.): Grammatik der gesprochenen Sprache, S. 297–314, hier S. 311.

1144 Ebd., S. 312.

1145 Vgl. ebd., S. 311 f.

1146 Vgl. für eine Definition Gallmann, Peter: Interpunktion (Syngrapheme). In: Günther / Ludwig (Hrsg.): Schrift und Schriftlichkeit. 2. Halbbd. (HSK, 10.2), S. 1456–1467, hier S. 1456.

1147 Vgl. Schiegg: Flexible Schreiber, S. 228.

1148 Vgl. Neumann: Soldatenbriefe, S. 166.

1149 Das Semikolon ist nur einmal im Briefkorpus belegt (JWG130); deutlich häufiger, aber dennoch selten kommen Kommata vor; Gedankenstriche sind nicht vorhanden.

Vor dem Hintergrund der sprachhistorischen Ausgangslage in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist ein solcher Befund wenig verwunderlich, da die Interpunktion noch nicht systematisch geregelt und normiert war. Die Grammatiken und Lehrbücher der Zeit definierten Sätze und damit den Einsatz von satzabschließenden graphischen Elementen unterschiedlich.¹¹⁵⁰ Damit einhergehend ist zu konstatieren, dass der Übergang vom sprechrhythmischen zum grammatisch-syntaktischen Interpunktionsprinzip um 1800 noch im Gange war; gleichwohl ist eine deutliche Tendenz zur grammatischen Begründung zu erkennen, während rhetorische Argumente an Einfluss verloren.¹¹⁵¹

Um das Gesagte zu illustrieren, ist an dieser Stelle ein Vergleich zwischen der Interpunktion eines Originalbriefes von Christiana Vulpius mit jener in der Edition Gräfs aufschlussreich (vgl. Tab. 25).

Zunächst fällt die sparsame Verwendung von Interpunktionszeichen durch die Schreiberin im Original auf. Im Gegensatz dazu stehen die 25 ergänzten Satzzeichen in der Edition; darüber hinaus wurde in Zeile 5 eine Änderung von einem Punkt zu einem Fragezeichen vorgenommen. Im Brieftext können zwei Sätze aufgrund ihrer grammatischen Struktur als Interrogativsätze identifiziert werden, wovon einer (Zeile 4/5) im Original mit einem Punkt und nicht mit einem Fragezeichen abschließt und der andere potentielle Interrogativsatz (Zeile 9/10) gar kein satzabschließendes Syngraphem aufweist. Dennoch sind diese beiden Sätze anhand der V1-Stellung als Fragesätze zu erkennen. In letzterem Fall ist außerdem zu bedenken, dass das Satzende topographisch mit dem Blattrand zusammenfällt und der nachfolgende Satz mit einer Majuskel beginnt. Dies könnte als eine schwächere Form einer satzabschließenden Markierung gedeutet werden, wenngleich es sich nicht um ein systematisches Vorgehen der Briefschreiberin

1150 Vgl. hierzu Höchli, Stefan: Zur Geschichte der Interpunktion im Deutschen. Eine kritische Darstellung der Lehrschriften von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (Studia Linguistica Germanica, 17). Berlin / New York 1981, insb. die Kapitel zu den Grammatiken und Lehrwerken Gottscheds, Aichingers, Basedows, Brauns, Bodmers, Heynatz' und Adelungs, S. 190–250. Höchli stellt fest, dass die Entwicklung der Sinn- und Pausenzeichen (Punkt, Doppelpunkt, Semikolon, Komma) weniger linear vonstatten ging, als dies bei den Ton- und Schriftzeichen, darunter Ausrufe- und Fragezeichen, und Trennungszeichen wie dem Bindestrich der Fall gewesen sei, wobei die Funktion der letzteren auch besser abgrenzbar sei (vgl. ders., S. 284). – Vgl. auch Gebhard: Graphische Norm des Neuhochochdeutschen, S. 205.

1151 Höchli: Geschichte der Interpunktion, S. 253 f. – Ein Beispiel für eine Interpunktion, die in weiten Teilen dem sprechrhythmischen Prinzip folgt, sind die Briefe Catharina Elisabeth Goethes.

Tab. 25: Vergleich der Interpunktion anhand des Original- und des edierten Briefes vom 1. Oktober 1796.

Originalbrief (JWG36)	Edierter Brief (GC I, Nr. 92)
1 Daß du bey Sol[j/g]en u[m]ständen wenich Fre [u]de Hast	Daß Du bei solchen Umständen wenig Freude hast
2 kan ich mir wohl denck[en] und wen man veis	kann ich mir wohl denken und wenn man weiß
3 wie wehe es tuht ein kind zu verliern so epfnid	wie wehe es thut, ein Kind zu verlieren so
4 man den verlust mit j[g]eder man ist es den	empfindet man den Verlust mit jedermann Ist es denn
5 daß Kleine oder daß grosse mir ist es auch gar	das kleine oder das große Mir ist es auch gar
6 nicht vergnüglich zu mude ich dachte mir gwis	nicht vergnüglich zu Muthe Ich dachte mir
7 daß du Heude koñn virst die kalten dache	gewiß daß Du heute kommen wirst die kalten Tage
8 und die la[n]gen abnde vollen mir Jar nicht	und die langen Abende wollen mir gar nicht
9 gefallen Daß Pü[b]egn sagt Heude ach du lieber	gefallen Das Bübchen sagt heute Ach, du lieber
10 G[o]tt k[o]mt denn mein verter wieder nicht	Gott kömmt denn mein Vater wieder nicht
11 Der Buch binder Arbei[d]et fort bis zu[m]	Der Buchbinder arbeitet fort bis zum
12 kuf[e]r und deke die vom Starke Hab[e] ich 300	Kupfer und Decke die von Starke habe ich 300
13 daß Exemplar bekomd kein me[n]sch von mir	Das Exemplar bekommt kein Mensch von mir
14 auf den Christen Gra[m] Freue ich mich abr	Auf den Christ-Kram freue ich mich aber
15 du must bey auf machn seyen sond ist	Du mußt beim Aufmachen sein sonst ist
16 es kein Spahs daß daß aülichen balt by /	es kein Spaß Daß das Äugelchen bald bei
17 der guden Frau Rähtidin Seyn vird darum	der guten Frau Räthin sein wird darum
beneute ich sie leb wohl und behalt	beneide ich sie Leb wohl und behalt
18 mich lieb	mich lieb
19 V	V
20 ich muß dir die 300 übr Süken und	Ich muß Dir die 300 überschicken und
21 mor[g]en vill dir Starke selst schriben	morgen will Dir Starke selbst schreiben
22 die küfftdi[ge] voche vird alls Ferdich	Die künftige Woche wird alles fertig

handelt; die Majuskelschreibung am Satzanfang kommt nur gelegentlich zur Anwendung. Fragezeichen sind im Korpus generell nicht vorhanden, ebenso wenig Anführungszeichen zur Markierung der direkten Redewiedergabe sowie ein vorausgehender Doppelpunkt, der die nachfolgende direkte Rede einleitet (vgl. Zeile 9/10).

4.3.3.3 Vergleiche: *als* oder *wie*

Im Zuge der Herausbildung der Standardsprache veränderte sich der Gebrauch von Vergleichskonjunktionen; diesen Prozess fasst Isa Schikorsky zusammen:

Bis ins 16. Jahrhundert hinein war neben 'denn' als Vergleichspartikel allein 'als' üblich gewesen, ein Gebrauch, der im 'as' des Niederdeutschen und Englischen erhalten blieb (vgl. Grube 1876, S. 5; Stellmacher 1981, S. 104 f). Im Zuge der Herausbildung der Standardsprache kam es zu Gebrauchsverschiebungen: in dem Maße, in dem das zur Bezeichnung der Ungleichheit dienende 'denn' veraltete, rückte das ursprünglich nur mit dem Positiv benutzte 'als' in diese Stellung nach; die Funktion des 'als' übernahm dann nach und nach die neue Vergleichskonjunktion 'wie' (vgl. Wustmann 1891, S. 278 f; Grebe 1966, S. 41 ff). In diesem langwierigen Wandelprozeß, der auch im 19. Jahrhundert noch nicht zum Abschluß kam, lag der Zeitpunkt einer einheitlichen Regelung, verglichen mit dem allgemeinen Stand grammatischer Normgebung, relativ spät.¹¹⁵²

Schematisch stellt Elspaß in Anlehnung an Hermann Paul die diachrone Entwicklung wie in Tab. 26 dar:

Tab. 26: Entwicklung der Vergleichspartikeln nach Komparativ und Positiv im Nhd. (nach: Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 284).

	bis 17. Jh.	18. Jh.	Ende 19. Jh.
Konjunktion nach Komparativ	<i>denn (/als/weder)</i>	<i>als (/wie/als wie)</i>	<i>als</i>
Konjunktion nach Positiv	<i>als (/wie)</i>	<i>(als/) wie</i>	<i>wie</i>

Im heutigen Standarddeutsch beschreibt die Duden-Grammatik den Gebrauch der Vergleichspartikeln *als* und *wie* je nach Verwendungszusammenhang. In Vergleichskonstruktionen mit Positiv (in Verbindung mit den Gradpartikeln *so*, *ebenso*, *genauso*, *gleich*) erfolgt der Anschluss standardsprachlich mit *wie*. In Verbindungen mit *möglich* (Bsp. *so lang wie/als möglich*) sowie bei ungleichem Grad nach Positiv (*dreimal so schnell wie/als*) kann anstelle von *wie* gleichfalls *als* stehen. Ansonsten gilt der Gebrauch von *als* nach Positiv als veraltet oder wird als Regionalismus eingestuft. In Vergleichen ungleichen Grades, die mithilfe des Komparativs Verschiedenheit bzw. Nichtübereinstimmung ausdrücken, wird standardsprachlich der Anschluss mit *als* gebraucht, während *wie* regional markiert ist. Ein Beispiel hierfür wäre: „Frauke fährt schneller als Leonie.“¹¹⁵³

Im 18. Jahrhundert war diese in der heutigen Standardsprache klare Verteilung der Vergleichspartikeln noch variabler. Adelung zufolge konnte nach dem Positiv zum einen *als* (Bsp.: *So roth als eine Rose*) stehen,¹¹⁵⁴ zum anderen auch

¹¹⁵² Schikorsky: Private Schriftlichkeit, S. 266 f.; vgl. auch Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 284–292.

¹¹⁵³ Vgl. Duden. Grammatik, S. 377 f.

¹¹⁵⁴ Vgl. Art. „Als“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=A01688> (22.03.2024).

wie oder denn; nur dem damals noch gängigen *als wie* stand der Grammatiker ablehnend gegenüber. Hierzu führt er aus: „Die Partikel wie dem als noch beyzufügen, sie sah einem Affen ähnlicher, als wie ihnen, ist überflüssig, und macht nur den Ausdruck schleppend. Wohl aber können wie und denn die Stelle des als vertreten [...]“. ¹¹⁵⁵ Als Beispiel für die Verwendung von *wie* nennt Adelung u. a. *Schön wie ein Engel*. ¹¹⁵⁶ In stilistischer Hinsicht gab Adelung der Verwendung von *als* im Positiv noch den Vorzug. ¹¹⁵⁷

In Christiana von Goethes Briefen ¹¹⁵⁸ lässt sich ebenfalls eine deutliche Präferenz der Vergleichspartikel *als* im Positiv feststellen, insbesondere bei Verbindungen mit *möglich*, wie die folgenden Beispiele zeigen: „so viel als möglich“ (GC I, Nr. 28, 126), „so wohl als möglich“ (GC I, Nr. 40), „richte es doch so genau ein als möglich“ (GC I, Nr. 279), „so gut als möglich“ (GC I, Nr. 312, Suphan, Nr. 14), „so bald als möglich“ (GC I, Nr. 342). Weitere paradigmatische Fälle, die eine Präferenz für die Verwendung der Partikel bzw. des Vergleichsjunktors *als* belegen, sind vergleichende Relativsätze mit Positiv. In diesen wird in der Gegenwartsprache standardsprachlich meist *wie* verwendet, während um 1800 *als* und *wie* noch nebeneinander auftreten konnten, wie auch in den Briefen Christiana von Goethes: „Warte Dich nur recht ab und bleib so lange drüben, als Du es vor nötig hältst.“ (GC I, Nr. 108), „du kannst Montag so frühe ausfahren, als Du willst“ (GC I, Nr. 204), „denn niemand ist so gut als du“ (GC I, Nr. 312), „hier hat den ganzen Winter nicht so viel Schnee gelegen als itzt“ (GC I, Nr. 312), „so müde als man war“ (GC I, Nr. 350), „Mit Doktor ist es so schlimm nicht, als er sich es denket“ (GC I, Nr. 315), „denn wenn es so bleibt, als es aussieht“ (GC I, Nr. 326), „als dass die eine Mähne nicht so ausfiel als die andere“ (GC I, Nr. 338), „stieg ein sehr schöner Luftballon so hoch und weit, als ich noch keinen gesehen habe“ (GC I, Nr. 350), „wenn nicht alles so geht, als ich wünschte“ (GC I, Nr. 353), „immer noch so gerne als sonst tanze“ (Kasten, Nr. 63) „so lustig als sonst“ (Kasten, Nr. 68) und „Wenn dieser Brief nicht so geschrieben ist, als er sollte“ (Kasten, Nr. 99).

In selteneren Fällen benutzt die Schreiberin jedoch auch im Positiv die Vergleichspartikel *wie*: „ich bin vor Freuden außer mir und springe herum wie ein Kind“ (GC I, Nr. 15), „sie kommen uns doch nicht so teuer wie die vorigen“ (GC I,

1155 Ebd.

1156 Vgl. Art. „Wie“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=W02023> (22.03.2024).

1157 Vgl. Adelung, Johann Christoph: Umständliches Lehrgebäude der Deutschen Sprache, zur Erläuterung der Deutschen Sprachlehre für Schulen. Bd. 2. Leipzig 1782, S. 479.

1158 Die nachfolgende Auswertung basiert auf dem Subkorpus aller eigenhändig geschriebenen Briefe Christiana von Goethes. Da die zeichengetreue Schreibung für die Untersuchung dieses Phänomens nachrangig ist, konnte damit auf eine breitere Quellenbasis zurückgegriffen werden.

Nr. 98), „der sieht aus wie dein Capital“ (GC I, Nr. 73), „Aber wenn Du wieder kommst, da will ich Dich auch lieb haben, so wie Du Dir es gar nicht denken kannst.“ (GC I, Nr. 142), „nicht so gut wie er“ (GC I, Nr. 153), „aber es ist mir doch nicht ganz so wie sonst“ (GC I, Nr. 207) „nicht so gut geraten wie sonst“ (GC I, Nr. 288), „ich bin freilich nicht so ganz schwach wie diese“ (GC II, Nr. 499) und „so tanze ich doch immer wie sonst“ (Kasten, Nr. 68).

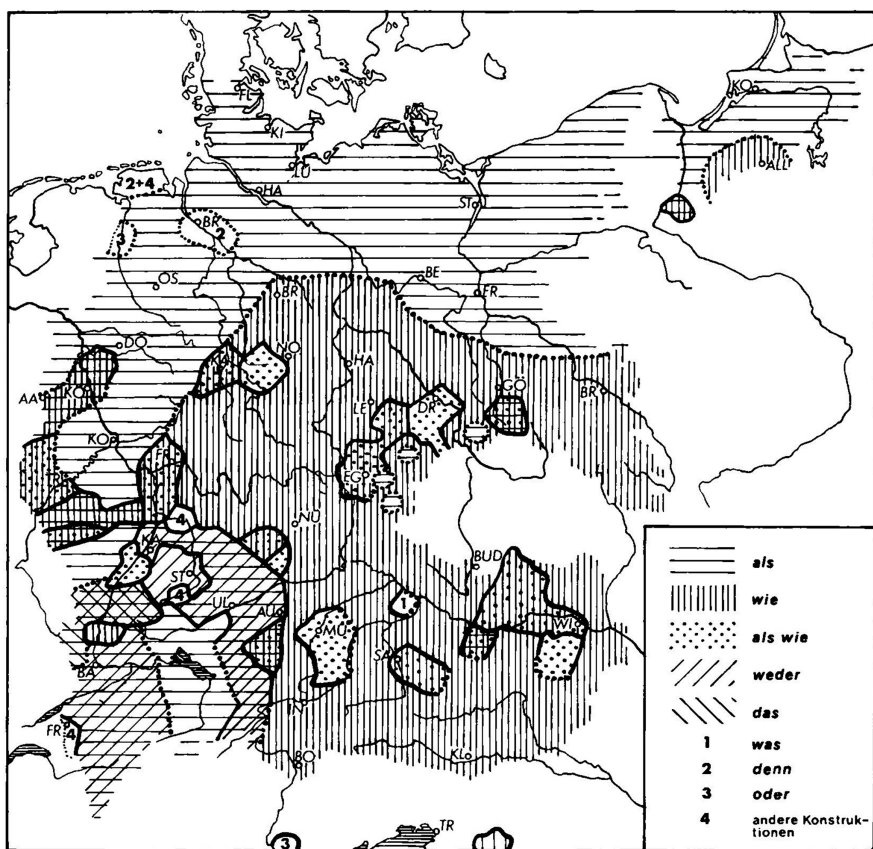


Abb. 22: Möglichkeiten der Komparation in den deutschen Dialekten. Syntaktische Einbindung des Komparativs (...) besser als (...) (aus: Lipold: Möglichkeiten der Komparation in den deutschen Dialekten, S. 1237).

Bei der Verwendung der Vergleichspartikel nach dem Komparativ bei Ungleichheit dominiert dialektal im gesamten Gebiet des östlichen Hochdeutsch *wie* (vgl. Abb. 22). Dementsprechend wäre diese Form auch in den Briefen Christiana

von Goethes als einer Sprecherin des Ilmthüringischen¹¹⁵⁹ zu erwarten, was die Befunde jedoch widerlegen: Im Briefkorpus tritt durchgängig *als* in Komparativkonstruktionen auf, die einen ungleichen Grad ausdrücken. Christiana von Goethe schreibt beispielsweise „es ist doch in nirgends besser als zu Hause“ (GC I, Nr. 15), „Der wird itzo mehr als zu munter.“ (GC I, Nr. 24), „Ich befinde mich nicht besser als zu Hause“ (GC I, Nr. 26), „noch nie ist mir ein Abschied schwerer worden als dieser (GC I, Nr. 58), „Du bist kränker, als Du mir schriebest“ (GC I, Nr. 108), „weil es immer an einem Orte teurer als am andern wäre“ (GC I, Nr. 131), „Keine größere Freude, mein Lieber, hättest Du mir nicht machen können als die, dass ich Dich abholen soll.“ (GC I, Nr. 66), „aber gehe nur nicht weiter als in die Schweiz“ (GC I, Nr. 145), „er wär auch nicht älter als der Hoffmann ihr Sohn“ (GC I, Nr. 160), „schon mehr als einmal“ (GC I, Nr. 203), „das ist besser als Redouten-Freude“ (GC I, Nr. 212), „das ist mir lieber als alles“ (GC I, Nr. 246), „viel länger, als ich mir dachte“ (GC I, Nr. 260), „viel kleiner als die vorigen“ (Kasten, Nr. 13), „besser als sonst tanze“ (Kasten, Nr. 63) und „besser als voriges Jahr“ (Suphan, Nr. 7).

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Christiana von Goethe bei Vergleichskonstruktionen nach Positiv beide Varianten mit *als* und *wie* mit einer Präferenz für *als* benutzt. Dies steht im Einklang mit den Konventionen um 1800, wie sie u. a. durch Adelung repräsentiert werden.

Für Komparativstrukturen bestanden in der Schriftsprache die gängigen Strukturen mit *wie*, *als* und *als wie* parallel, wobei *wie* bevorzugt wurde. Elspaß konstatierte noch für das 19. Jahrhundert, dass Briefe von Schreiberinnen und Schreibern mit nur einer elementaren Ausbildung im Lesen und Schreiben bei der Konjunktion nach Komparativ eine recht große Variationsbreite aufweisen; von ihnen entschieden sich immerhin ca. 40 Prozent nicht für die von den Grammatikern vorgeschriebene Form *als*, sondern wählten *wie*, *als wie* oder die als veraltet geltende Form *denn*. Bei einzelnen Schreibenden variiert die verwendete Form sogar in ein und demselben Brief.¹¹⁶⁰ In den Briefen Christiana von Goethes sind ähnliche Schwankungen nicht festzustellen; im Gegenteil: Die Briefschreiberin wählt ausschließlich *als* nach dem Komparativ und das, obwohl aufgrund dialektaler Einwirkungen in diesem Bereich *wie* zu erwarten wäre. Auch die um 1800 noch geläufige Zusammenfügung beider Partikeln zu *als wie*¹¹⁶¹ ist in den untersuchten Briefen nicht zu finden. Dies ist ein weiterer Beleg dafür, dass Chris-

¹¹⁵⁹ Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 259.

¹¹⁶⁰ Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 287. – Schreibende mit einer höheren Schulausbildung benutzten zu 90,7 Prozent nach dem Komparativ *als* und zu 9,3 Prozent *wie*; für die Nebenformen *als wie* und *denn* gab es keine Belege (vgl. ebd.).

¹¹⁶¹ Vgl. Elspaß: Standard German, S. 56 f.

tiana von Goethe zwischen sprech- und schriftsprachlichen Registern unterschied und in diesem Bereich auf die distanzsprachlichere Form zurückgriff.

Eine Besonderheit, bei der dialektal-sprechsprachliche Einflüsse zu vermuten sind, fällt hinsichtlich der Verwendung von *als* und *wie* als temporale Subjunktionen auf. Beide können genutzt werden, um Gleichzeitigkeit auszudrücken.¹¹⁶² Im Briefkorpus tritt in diesen Konstruktionen neben der sehr seltenen Verwendung von *als* (wie im Beispiel „Der Kleine war auch ganz betrübt, als er hörte, dass Du noch nicht kämst.“ [GC I, Nr. 48]) mehrheitlich das *wie* auf. Zu dieser Thematik bemerkt Thurmair allgemein:

Vor allem in der gesprochenen Sprache kommt *wie* auch als eine Art temporale Subjunktion vor [...]. Ähnlich wie bei den entsprechenden Verwendungen von *als* [...] läßt sich die temporale Bedeutung unmittelbar aus der Funktion als Vergleichsjunktor ableiten: *wie* weist an, zwei Sachverhalte hinsichtlich der Temporalität, also des mit ihnen bezeichneten Zeitpunktes, äquivalent zu setzen. Daraus ist dann die bezeichnete Gleichzeitigkeit abzuleiten.¹¹⁶³

In der Duden-Grammatik werden mithilfe des nachfolgenden Beispiels für die Verwendung temporaler Subjunktionen heutzutage drei Optionen als standardsprachlich angegeben: „Als / solange / wie er in der Schweiz lebte, wanderte er oft.“¹¹⁶⁴ Die Verwendung von *wie* ist bis heute im thüringischen Sprachraum vorherrschend.¹¹⁶⁵ Beispiele aus dem Korpus sind: „Das war eine Freude, wie die beiden Kinder den Schloßthurm wieder erblickten“ (GC I, Nr. 15), „ich habe mich gewundert, wie ich wiederkam, daß so viel fertig war“ (GC I, Nr. 15), „am Dienstag, wie Schmidts bei mir waren“ (GC I, Nr. 64), „wie Du in Kötschau von uns weg warst, gingen mir raus und sahen auf dem Berg Deine Kutsche fahren“ (GC I, Nr. 98), „nur sehr schlecht war mir zu Mute, wie ich so allein zu Hause ankam“ (GC I, Nr. 112), „Heute frühe, wie ich aufwachte, freut ich mich sehr auf ein Briefchen von Dir“ (GC I, Nr. 126), „Denn wie ich die Augen aufat, so hörte ich Stürmen und Feuer rufen“ (JWG170), „Früh, wie mir aufstanden, haben mir dieses Gedicht gemacht“ (GC I, Nr. 351), „wie wir hinkamen [...]“ (GC I, Nr. 353) und „Denn er hat Dich sehr lieb, das habe ich erst recht gesehen, wie Du weg warst“ (Suphan. Nr. 4).

¹¹⁶² Vgl. Thurmair, Maria: Vergleiche und Vergleichen. Eine Studie zu Form und Funktion der Vergleichsstrukturen im Deutschen (Linguistische Arbeiten, 433). Berlin / Boston 2001, S. 67.

¹¹⁶³ Ebd., S. 80.

¹¹⁶⁴ Duden. Grammatik, S. 638.

¹¹⁶⁵ Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 259.

4.3.3.4 Kasuschwankungen am Beispiel der Genitivpräposition *wegen*

Die Kasusreaktion nach der Präposition *wegen* gehört nicht nur in der Gegenwartsprache, sondern auch in der diachronen Entwicklung zu den Schwankungsfällen, die besondere Aufmerksamkeit erfahren. So bemerkt Di Meola diesbezüglich:

Semantisch irrelevante Rektionsschwankungen bei Präpositionen (wie beispielsweise *wegen des Umbaus*, *wegen dem Umbau*) sind bereits seit den Anfängen einer einheitlichen deutschen (Schrift-)Sprache im Visier der Grammatiker und Sprachnormierer, und auch in jüngerer Zeit werden sie in der wissenschaftlichen wie populärwissenschaftlichen Diskussion wiederholt thematisiert.¹¹⁶⁶

Die Stigmatisierung der Dativ- anstelle der Genitivreaktion ist folglich kein Phänomen der jüngsten Zeit. Vielmehr steht diese in einer längeren Traditionslinie,¹¹⁶⁷ über deren Hintergründe Szczepaniak Folgendes ausführt:

Laienlinguistische Salienz erlangte der präpositionale Genitiv bereits im Frühneuhochdeutschen mit der Stigmatisierung der Dativreaktion nach der Präposition *wegen* (siehe Davies/Langer 2006). Diese hallt in der populären Sprachkritik nach. Den Sprechern dient dieser Fall offensichtlich als (aus sprachhistorischer Perspektive inkorrekt) Muster zum Umgang mit schwankender Präpositionalreaktion von sekundären Präpositionen, z. B. *dank dem guten Wetter* / *dank des guten Wetters*. Mit dem Prestigegenitiv können Fälle sprachlicher Unsicherheit gelöst werden. Als „Nebeneffekt“ wird der Sprach- und Normwandel beeinflusst.¹¹⁶⁸

Für die Standardsprache stufen sowohl der Duden¹¹⁶⁹ als auch die Duden-Grammatik¹¹⁷⁰ den Gebrauch des Dativs nach „Genitiv-Präpositionen“ wie *wegen* nach wie vor als umgangssprachlich oder regional markiert ein.¹¹⁷¹ Für das gesprochene Gegenwartsdeutsch konstatiert Elspaß hingegen, dass die Deutschen zu Zeiten des Nhd. dazu neigen oder schon immer dazu geneigt hätten, nach Präpositionen wie *wegen*, *während* und *trotz* den Dativ zu verwenden.¹¹⁷²

¹¹⁶⁶ Di Meola, Claudio: Rektionsschwankungen bei Präpositionen – erlaubt, verboten, unbeachtet. In: Konopka, Marek / Strecker, Bruno (Hrsg.): Deutsche Grammatik – Regeln, Normen, Sprachgebrauch (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2008). Berlin / New York 2009, S. 195–221, hier S. 195 (Hervorhebung im Original).

¹¹⁶⁷ Vgl. hierzu ausführlicher Davies/Langer: *Bad Language*, S. 200–211.

¹¹⁶⁸ Szczepaniak, Renata: Sprachwandel und sprachliche Unsicherheit. Der formale und funktionale Wandel des Genitivs seit dem Frühneuhochdeutschen. In: Witt, Andreas (Hrsg.): *Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation* (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2013). Berlin 2014, S. 33–49, hier S. 34 (Hervorhebungen im Original).

¹¹⁶⁹ Vgl. Art. „wegen“, in: Duden. Rechtschreibung, S. 1210.

¹¹⁷⁰ Vgl. Duden. Grammatik, S. 624.

¹¹⁷¹ Vgl. Di Meola: Rektionsschwankungen bei Präpositionen, S. 202.

¹¹⁷² Vgl. Elspaß: *Standard German*, S. 59; in der Schriftsprache, genauer in distanzsprachlichen Zeitungstexten herrscht hingegen nach wie vor die Genitivreaktion vor, wobei es ein Nord-Süd-Gefälle

Schon aus diesen kurzen Ausführungen ergibt sich in mehrfacher Hinsicht die Begründung für die Untersuchung der Rektion nach *wegen* im Korpus der Briefe Christiana von Goethes.¹¹⁷³ 1.) In diachroner Perspektive gehört die Kasusrektion nach *wegen* zu den Schwankungsfällen um 1800, d. h. die Präposition wurde sowohl mit Genitiv als auch mit Dativ verwendet. 2.) Das Stigmatisierungspotential bei Dativ- statt Genitivgebrauch ist hier besonders hoch, was auch zu einer Vergrößerung des wahrgenommenen Abstandes zwischen der Prestigeform und stigmatisierter Form (bzw. Formen, da auch eine Akkusativrektion vorkommen kann) führt. 3.) Dadurch ist eine Differenzierung zwischen nahe- respektive distanzsprachlichen Signalen hier besonders offensichtlich und dementsprechend gut zu untersuchen.

Für eine Einordnung der Befunde auf Basis des Briefkorpus bietet es sich an, die Situation um 1800 zunächst genauer zu beleuchten. Historisch betrachtet sehen Davies/Langer bis in die Zeit um 1700 nach Sichtung der Grammatiken keine definitive Entscheidung für die Genitivrektion. Vielmehr trat neben dem Genitiv auch der Dativ in Verbindungen mit *wegen* bereits seit dem 17. Jahrhundert auch in formellen, schriftsprachlichen, von Grammatikern gebilligten Kontexten auf. Im 18. Jahrhundert sind erste explizite Stigmatisierungen der Dativrektion vor oder nach *anstatt*, *längst*, *während* und *wegen* bei Heynatz (1777) zu erkennen.¹¹⁷⁴ Adelung hält ebenfalls wie Gottsched an der ausschließlichen Genitivrektion fest und schreibt, dass *wegen* „jederzeit mit der zweyten Endung oder dem Genitive des Nennwortes verbunden wird“. Er lehnt die Dativrektion explizit ab:

Fehlerhaft ist es, wenn diese Präposition im Oberdeutschen so gern mit dem Dative verbunden wird. Er ist wegen seinem Fleiße belohnet worden, für wegen seines Fleißes. Eben so fehlerhaft ist es, wenn in den gemeinen Mundarten dem wegen noch ein um oder von vorgesetzt wird, welche hier ganz müßig sind. Um wegen oder von wegen seines Fleißes.¹¹⁷⁵

bei der Dativ-Verwendung gibt, der gelegentlich in Zeitungstexten aus dem südlichen Sprachgebiet vorkommt, vgl. dazu die Einträge zu *wegen*, *während* und *trotz* in der Variantengrammatik unter <http://mediawiki.ids-mannheim.de/VarGra/index.php/Start> (22.03.2024).

1173 Darüber hinaus kommen kaum andere Präpositionen vor, die den Genitiv regieren; abgesehen von *trotz*, welches ausschließlich mit Genitiv (3 Belege) vorkommt, findet sich *statt*, welches einmal mit Genitiv (JWG120) vorkommt.

1174 Vgl. Davies/Langer: *Bad Language*, S. 202.

1175 Art. „Wêgen“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=W01146> (22.03.2024) (auch für das vorangegangene Zitat); für weitere Urteile von Grammatikern vgl. u. a. Sato, Megumi: „Wegen dem Clavier“. Die Beethovens und der Rektionswandel der Präpositionen *wegen*, *statt* und *während* im Zeitraum 1520–1870. In: *Muttersprache* 125 (2015), Heft 1, S. 23–56, hier S. 48. – Verfolgt man die weitere Entwicklung in den Grammatiken im 19. Jahrhundert, fällt auf, dass die einschlägigen Werke *wegen* ausschließlich mit Genitiv zulassen. Ausnahmen für die Dativrektion in der Schriftsprache werden nicht aufgeführt; diese wird dem Dialekt zugeschrie-

Wie schon bei Adelung deutlich wird, sehen die Grammatiker seit dem 18. Jahrhundert einen Zusammenhang zwischen Dativrektion und Mundart.¹¹⁷⁶ Otto Behaghel geht in seinen Ausführungen noch einen Schritt weiter und konstatiert, „daß der Genitiv in der Mundart des Volkes schon zu Anfang des Nhd. der Hauptsache nach untergegangen war [...]“. ¹¹⁷⁷ Hier scheint es folglich, wie in vielen anderen grammatischen Bereichen, eine Diskrepanz zwischen den Forderungen der Grammatiker und der Sprachwirklichkeit gegeben zu haben.

Diese gegenläufige Entwicklung arbeitet Megumi Sato in ihrer Untersuchung zum Rektionswandel der Präpositionen heraus. In dieser wird u. a. der Gebrauch der Präposition *wegen* nicht nur in Gebrauchs-, Zeitungs- sowie literarischen Texten schwerpunktmäßig im 18. und 19. Jahrhundert analysiert, sondern darüber hinaus auch in schriftlichen Zeugnissen der Komponisten Bach, Haydn und Beethoven und der Familie Mozart. Ein zentrales Ergebnis ihrer Studie ist, dass in der Entwicklung der Kasusrektion nicht nur der Präposition *wegen*, sondern auch bei *statt*, *während* und *trotz* „sowohl ein ‚Sprachwandel von unten‘ als auch ein darauffolgender ‚Sprachwandel von oben‘ wahrzunehmen ist.“¹¹⁷⁸ Sie zeigt anhand der Gebrauchstexte, dass zunächst die Variante *wegen* + Genitiv im 17. Jahrhundert deutlich zunahm, während im 18. Jahrhundert zunehmend *wegen* + Dativ gebraucht wurde. Um 1800 konstatiert die Autorin schließlich eine rasche Abnahme von *wegen* + Dativ zugunsten der Genitivrektion.¹¹⁷⁹ Die Ursache für diesen ra-

ben. (vgl. Davies/Langer: *Bad Language*, S. 203–205) Für das 20. Jahrhundert (einschließlich der Duden-Regelungen) vgl. ebd., S. 205–208.

1176 Einen regionalen Schwerpunkt der Variante *wegen* + Dativ im oberdeutschen Sprachraum bestätigt u. a. auch die Untersuchung Megumi Satos, nach der im Oberdeutschen zwischen 1700 und 1800 überwiegend *wegen* + Dativ benutzt wurde. Seit 1800 nahm die Dativrektion ab und schließlich überwog ab 1850 auch in den Gebrauchstexten aus dem oberdeutschen Sprachraum der Genitiv. Sato stellt anhand der Gebrauchstexte auch fest, dass im mittel- und norddeutschen Raum zunächst die Genitivrektion vorherrschte, während zwischen 1750 und 1799 beide Varianten miteinander konkurrierten, bis sich ab 1810 der Genitivgebrauch vollends durchsetzte (vgl. Sato: *Rektionswandel der Präpositionen*, S. 34–39).

1177 Behaghel, Otto: *Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch*. Festvortrag, gehalten auf der Hauptversammlung des Deutschen Sprachvereins zu Zittau am 1. Oktober 1899. In: Ders.: *Von deutscher Sprache. Aufsätze, Vorträge und Plaudereien*. Lahr 1900, S. 11–34, hier S. 30, zit. nach Elspaß: *Standard German*, S. 59.

1178 Sato, Megumi: *Sprachvariation und Sprachwandel im 18. und 19. Jahrhundert. Untersuchung zur Kasusrektion der Präpositionen *wegen*, *statt*, *während* und *trotz** (Germanistische Bibliothek, 77). Heidelberg 2022, S. 330.

1179 Vgl. Sato: *Rektionswandel der Präpositionen*, S. 31. – In literarischen Texten des 18. Jahrhunderts tritt *wegen* + Dativ im Vergleich zu Gebrauchstexten seltener auf (vgl. ebd. S. 40). Berücksichtigt wurden auch sprachgeographische Unterschiede. – Vgl. auch ausführlich das Kapitel in: Sato: *Sprachvariation und Sprachwandel*, S. 29–56.

schen Wandel sieht Sato im Einfluss der Grammatiker, die die Verwendung mit Genitiv bevorzugen und den Gebrauch von *wegen* + Dativ teilweise stigmatisieren. Die größte Bedeutung misst sie Adelung bei, dessen Grammatikregelungen im 19. Jahrhundert vermehrt an höheren Schulen eingesetzt wurden.¹¹⁸⁰

Ferner legt Satos Studie nahe, dass der Gebrauch von *wegen* mit Dativ eine deutliche Affinität zum Nähebereich aufweist, da diese Variante nicht nur die vorherrschende in den Komponisten-Zeugnissen aus dem oberdeutschen Raum (mit einer gewissen Differenzierung nach Adressaten und Textsorte) ist,¹¹⁸¹ sondern die häufigsten und frühesten Belege für diese Verwendung in der Schriftsprache aus nächstsprachlicheren Textsorten wie Predigten oder Reiseberichten stammen.¹¹⁸²

Die Briefe Christiana von Goethes fallen folglich in die Zeit des akuten Wandlungsprozesses – einerseits ansteigende Dativreaktion, andererseits nach 1800 rasche Zurückdrängung zugunsten des Genitivs. Von einer Schreiberin ohne höhere Schulbildung mit dialektaler Prägung wäre in ihren Briefen *wegen* vorrangig mit Dativ- oder Akkusativreaktion zu erwarten. Denn auch im thüringischen Dialekt tritt die Genitivreaktion Spangenberg zufolge nach bestimmten Präpositionen nur noch vereinzelt in einigen Wendungen auf. Ansonsten herrscht die Dativreaktion vor, die in einigen Fällen in Akkusativreaktion übergegangen ist.¹¹⁸³ Zudem fanden sich bei Satos Auswertung von zeitgenössischen Egodokumenten (nicht ausschließlich, aber mehrheitlich von Briefen aus dem Zeitraum 1783 bis 1853) Indizien dafür, dass *wegen* + Genitiv in stärker distanzsprachlichen und *wegen* + Dativ in stärker nächstsprachlichen Textsorten verwendet wurde.¹¹⁸⁴ Somit wäre für Briefe an (sehr) vertraute Adressaten ebenfalls die Hypothese einer mehrheitlichen Dativreaktion nach *wegen* anzunehmen, die es anhand des Briefkorpus zu überprüfen gilt.

Für die Verwendung der Präposition *wegen* im Briefkorpus ist grundsätzlich zu konstatieren, dass der nachfolgende Kasus aufgrund von Synkretismen nicht in jedem Fall eindeutig zu identifizieren ist. So sind die Genitiv- und Dativformen von Feminina im Sg. identisch (der <-en>); Genitiv-Dativ-Synkretismus). Auf mor-

1180 Vgl. Sato: Sprachvariation und Sprachwandel, S. 274 sowie dies.: Rektionswandel der Präpositionen, S. 49.

1181 Vgl. ebd., u. a. S. 127, 175 ff. und S. 218.

1182 Vgl. ebd., S. 55.

1183 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 258 f.

1184 Vgl. Sato: Rektionswandel der Präpositionen, S. 27. – Allerdings ist hierbei zu beachten, dass die Präposition *wegen* in den verschiedenen Textsorten unterschiedlich häufig vorkommt (in den Briefen beispielsweise insgesamt 130-mal, in der theoretischen Schrift nur fünfmal), so dass hier auf Seiten der distanzsprachlichen Textsorte eine Fehlerquelle aufgrund der zu geringen Beleganzahl nicht ausgeschlossen ist.

phologischer Ebene ist eine Kasusdistinktion also vor allem bei Maskulina und Neutra mit der Genitivendung <-s> möglich. Bezogen auf die Briefe Christiana von Goethes sind weitere chirographische bzw. ideoskriptale Besonderheiten zu bedenken, die zu gewissen Zuordnungsschwierigkeiten führen. Diese betreffen die Graphschreibung von <e>, <n> und <m>, die sich in der deutschen Kurrentschrift ähneln. In vielen Fällen kann keine eindeutige Entscheidung getroffen werden.

Wie in Tab. 27 zu sehen, wurden 69 Konstruktionen mit der Präposition *wegen* identifiziert, wovon sich 48 eindeutig einem Kasus zuordnen lassen.¹¹⁸⁵ Nur achtmal erfolgte der Anschluss nicht mit Genitiv, d. h. in etwa 83 Prozent der Fälle verwendete die Schreiberin entgegen den geäußerten Vermutungen den von Adelung geforderten, prestigeträchtigeren Genitiv. Hier ist allerdings anzumerken, dass es im Sg. zahlreiche reduzierte Genitivformen gibt, bei denen die Nomina keine Kasusendung aufweisen (in Tab. 27 mit * versehen), d. h. die Genitiv-Endung -s fehlt; das gilt immerhin für fast 40 Prozent der Genitivreaktionen (12 von 31 Belegen).¹¹⁸⁶

Tab. 27: Der Gebrauch der Präposition *wegen*.

Genitiv	Dativ	Akkusativ
* <i>wechen Des übellē <Wieder></i> (JWG27)	<i>wechen uns</i> (JWG42, statt unseretwegen)	<i>wechen den Spargl</i> (JWG6)
<i>Wechen des Hausses</i> (JWG27)		
<i>ve[g]en des ackrs</i> (JWG32)	<i>vechen Dir</i> (JWG187 statt deinetwegen)	<i>wechen den Essen</i> (JWG7)
<i>wegen der Soltan</i> (<wegen der Soldaten>, JWG34)		<i>vechen den allten Garden</i> (JWG132)
* <i>wechen ders nüber k[o]m</i> (<wegen des Nüberkommens>, JWG42)		<i>vechen den Ringe</i> (NM2)
<i>wechen deß Riehl</i> (JWG42)		* <i>wechen mein schriben</i>
* <i>vechen deß dienst</i> (JWG42)		(JWG6)

1185 Nicht eindeutig bestimmbar sind die nachfolgenden Konstruktionen: *wegen der Krabskrälligkeit* (JWG3), *welchēn der ~~neun~~ Kögin* (JWG27), *wechen der Jahr zeit* (JWG42), *wechen der madam* (JWG53), *Wegen der Reise* (JWG57), *vechen unser Reisse* (JWG63), *wechen der F von Vedel* (JWG65), *vechen der Punkden* (JWG70), *wechen Der über gabe* (JWG72), *wechen Roßel* (JWG83), *wechen der küehe dröge* (JWG89), *wechen ~~Ch~~ Ca[n]seler* (JWG89), *vechen der Köchin* (JWG119), *wechen Nähe der byden Gärten* (JWG119), *vechen den & Viel[en] blude* (JWG85), *wegen fei[e]r diesses gedichdes* (JWG194), *(w)echen meinr Gesundheit* (NM1), *vechen Etvas* (NM3), *vechen der ankumft* (NM11), *wechen der Enn <t> fernuh* (NM15) und *vechen der Preussen* (NM18).

1186 Diese wurden dennoch den Genitivkonstruktionen zugeordnet, da sie aufgrund des Artikels als ebensolche zu identifizieren sind.

Tab. 27 (fortgesetzt)

Genitiv	Dativ	Akkusativ
<i>we[g]en des Grabsens</i> (JWG53)		* <i>wechen [mein] Gärten</i>
<i>ve[g]en m[e]ines schreibens</i> (JWG63)		(JWG172)
<i>wechen des Krigs</i> (JWG65)		
* <i>wechen des anderen vasser</i> (JWG65)		
<i>wechen des veines</i> (JWG65)		
<i>vechen der Packede</i> (JWG65)		
<i>wechen Fiessers</i> (JWG72)		
* <i>wechen des andern Pachter</i> (JWG72)		
<i>wechen eines neun Pacht Co[n]dracks</i> (JWG72)		
* <i>wegen des üblen Wetter</i> (JWG75)		
* <i>vechen deß Essen</i> (JWG82)		
<i>wechen des vienes</i> (JWG82)		
<i>wechen des Baumes</i> (JWG86)		
<i>Wechen des hausses</i> (JWG95)		
* <i>Wegen des Packet</i> (JWG110)		
<i>Wechen Fiessers</i> (JWG111)		
<i>wechen ihres dopbeltden vermiedens</i> (JWG119)		
* <i>wechen des lergen Strigen</i> (JWG145)		
* <i>recht wechen des Profeser</i> (JWG165)		
* <i>wechen des Essen</i> (JWG168)		
<i>wechen meins Pfuses</i> (JWG187)		
<i>vechen meines kofbußes</i> (JWG188)		
<i>vechen der bl[ü]den</i> (JWG190)		
<i>vechen der Pf[er]de</i> (JWG192)		
<i>vechen der fry [X]semblahr</i> (JWG194)		
<i>wechen des geldes</i> (JWG216)		
<i>ve(c)hen des vorspiells</i> (NM3)		
* <i>wechen des geheim Raht</i> (NM4)		
<i>vechen des Peßsonals</i> (NM7)		
<i>wechen meis Schreibens</i> (NM21)		
<i>Wechen Der Schriften</i> (NM21)		
<i>Wechen des kleinn Prinzen</i> (NM21)		
<i>we(c)hen der aus gabe(n)</i> (AG4)		

Auffällig ist die geringe Anzahl von Dativformen, von denen aufgrund der dialektalen Einflüsse deutlich mehr zu erwarten wären. Die betreffenden Dativ-Belege im Briefkorpus entfallen auf die beiden Formen *wegen dir* und *wegen uns*, die auch heutzutage nicht nur in der Alltagssprache überwiegen, sondern auch in

der Schriftsprache präsent sind.¹¹⁸⁷ Der Atlas der deutschen Alltagssprache zeigt den mehrheitlichen Gebrauch von *wegen mir* statt *meinetwegen* in der Gegenwartssprache; wobei im Norden häufiger *meinetwegen* verwendet wird.

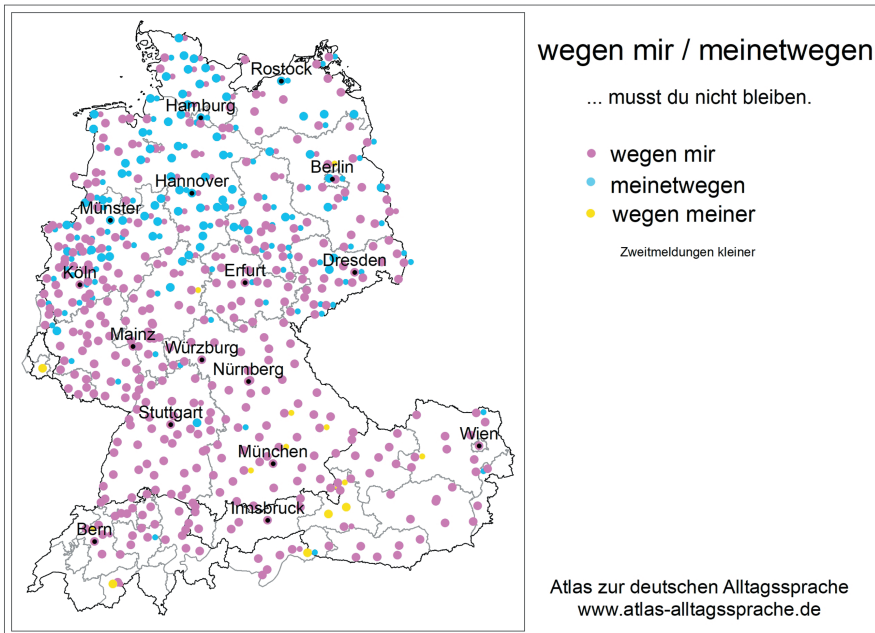


Abb. 23: Karte aus dem Atlas der deutschen Alltagssprache zu *wegen mir / meinerwegen*.¹¹⁸⁸

Aus historischer Perspektive scheinen diese Formen in der Schriftsprache – wie u. a. von Adelung gefordert – wenig genutzt worden zu sein. Eine Suchabfrage innerhalb des vom IDS Mannheim zur Verfügung gestellten Historischen Korpus (HIST – Archiv der historischen Korpora) mit Texten aus dem Zeitraum von 1700 bis etwa 1918¹¹⁸⁹ bestätigt die deutliche Präferenz für die Genitivkonstruktion. So

¹¹⁸⁷ Für die schriftsprachliche Verwendung beider Varianten vgl. Art. „Possessivpronomen + -etwegen / wegen + Personalpronomen“, in: Variantengrammatik, unter http://mediawiki.ids-mannheim.de/VarGra/index.php/Possessivpronomen_%2B_-etwegen/_wegen_%2B_Personalpronomen (22.03.2024). Datengrundlage des Projektes sind 68 Online-Zeitungen aus dem gesamten deutschsprachigen Gebiet (vgl. <http://mediawiki.ids-mannheim.de/VarGra/index.php/Datenerhebung> [22.03.2024]).

¹¹⁸⁸ Elspaß, Stephan / Möller, Robert: Atlas zur deutschen Alltagssprache (AdA), 2003 ff., <https://www.atlas-alltagssprache.de/runde-7/f12d/> (22.03.2024).

¹¹⁸⁹ Vgl. <https://www.ids-mannheim.de/lexik/abgeschlosseneprojekte/historischeskorpus/> (22.03.2024) – Bei der Textauswahl zu beachten, dass der Schwerpunkt des Korpus auf litera-

liefert die Eingabe von *meinetwegen* 864 Treffer in 368 Texten über den Zeitraum von 1669 bis 1925, während sich für *wegen mir* nur 17 Belege in 13 Texten aus dem Zeitraum 1776 bis 1919 (der Schwerpunkt liegt hierbei auf Texten nach 1840) finden. Die Dativrektion tritt in literarischen Texten vor allem in der wörtlichen Rede oder in Briefen auf, also in nächsprachlicheren Texten oder Textstellen.

Häufiger als die Dativkonstruktionen kommt in den Briefen Christiana von Goethes die Akkusativrektion vor. Von den insgesamt sechs Belegstellen weisen zwei die Besonderheit auf, dass das Possessivpronomen *mein* statt *meinen* verwendet wird. Ob es sich hierbei um eine Akkusativform handelt, bei der die Endung *-en* vergessen wurde, oder ob eine Nullmarkierung statt Akkusativ vorliegt, muss offenbleiben.¹¹⁹⁰ Die Briefe weisen generell häufiger reduzierte Endungen sowie Buchstaben- oder Silbenausfälle auf, die zum Teil auf sprechsprachliche Verschleifungen zurückgehen könnten. Obwohl hier eine verkürzte Schreibweise vorliegt, ist der Akkusativ morphologisch die wahrscheinlichere Variante, sodass beide Belege dementsprechend aufgenommen wurden.

Wie steht dieses Ergebnis nun im Verhältnis zu den bisherigen Forschungsergebnissen, für die vor allem Elspaß' Auswandererbriefkorpus für das 19. Jahrhundert kontrastiv herangezogen werden soll? In diesem ist im Gegensatz zum Christiana-von-Goethe-Korpus der Gebrauch des Genitivs die Ausnahme, die in nur acht von 71 Fällen vorkommt (die sich hälftig auf routinierte und unroutinierte Schreiberinnen und Schreiber aufteilen), 44-mal tritt der Dativ auf (einmal auch eine korrekte Dativrektion) und 18-mal kommt eine Akkusativrektion vor. Insgesamt „verwenden ungeübte Schreibende nach Präpositionen, in denen von den Grammatiken Genitiv-Gebrauch vorgeschrieben ist, [...] in über 80% der Fälle Dativ- oder – bei Schreibenden aus Gebieten mit dialektalem Einheitskasus – Akkusativendungen [...] und nur zu weniger als 20% genitivische Markierungen.“¹¹⁹¹ Elspaß wertet die Dativrektion als Fortsetzung einer schreibsprachlichen Tradition, die „darüber hinaus mit der Kasusverwendung vieler gesprochener Dialekte“ korrespondiert.¹¹⁹²

rischen Texten liegt und Briefe nur in begrenzter Anzahl enthalten sind. Abgesehen von enthaltenen Briefeditionen umfasst das *GerManC Corpus*, das ein Subkorpus des HIST bildet, zwar als Genre grundsätzlich Briefe, diese sind jedoch laut Dokumentation noch nicht freigeschaltet und können nur auf Anfrage bezogen werden. Sie sind also aktuell noch kein Bestandteil des HIST. (Vgl. Durrell, Martin u. a.: *The GerManC Corpus*. Manchester 2012, https://www1.ids-mannheim.de/fileadmin/lexik/uwv/dateien/GerManC_Documentation.pdf [22.03.2024]).

¹¹⁹⁰ Vgl. auch die Beispiele bei Lefèvre: Lieselotte von der Pfalz, S. 292.

¹¹⁹¹ Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 321 f.

¹¹⁹² Vgl. ebd., S. 324.

Christiana von Goethe verwendet also entgegen der Hypothese oder entgegen der nicht nur dialektal, sondern überregional-sprechsprachlich vorherrschenden Varianten mehrheitlich die distanzsprachlichere Form des Genitivs; Dativformen sind die Ausnahme. Vielmehr weicht die Schreiberin – ähnlich wie Lefèvre dies für Charlotte von Orleans konstatiert¹¹⁹³ – in etwa zwölf Prozent der Fälle auf die „schwächere“ Markierung, sprich den Akkusativ oder auf eine unmarkierte Nominalgruppe aus.

Ob sich Christiana von Goethe bei der Kasusreaktion nach *wegen* am Sprachgebrauch ihres Mannes orientierte, der auch in seinen Briefen mehrheitlich den Genitiv verwendete,¹¹⁹⁴ lässt sich mangels metasprachlicher Zeugnisse weder belegen noch widerlegen. Der Faktor Regionalität scheint hier jedenfalls eine untergeordnete Rolle zu spielen; entscheidender ist die Bevorzugung der distanzsprachlichen Variante.

Ergänzend soll ein Blick auf weitere Präpositionen geworfen werden, die den Grammatiken zufolge mit Genitiv zu verwenden waren/sind, die allerdings deutlich seltener im Briefkorpus vorkommen.

4.3.3.5 Präpositionen: *vor* vs. *für*

Die Unterscheidung der Präpositionen *vor* und *für* nach semantischen Kriterien wurde bereits im 17. Jahrhundert vom Grammatiker Bödiker gefordert.¹¹⁹⁵ Elspaß zufolge ist der Zeitpunkt der Normierung jedoch unklar, d. h. es muss offenbleiben, ob im 18. Jahrhundert bereits eine normative Unterscheidung getroffen wurde. Zumindest zu Beginn des 19. Jahrhunderts erfolgte in den Schulgrammatiken eine klare Trennung beider Präpositionen. Dass die Durchsetzung mit der Sprachpraxis zunächst nicht Schritt hielt, zeigt Elspaß anhand der Erwähnungen dieser ungenügenden Unterscheidung in entsprechenden Fehlerkatalogen der Zeit, wie in den „Niederrheinischen Provinzialismen“ des Gymnasiallehrers Joseph Müller.¹¹⁹⁶ Dieser führt die Verwechslungen als Fehler auf: „*Für* und *vor* werden häufig verwechselt. Der Sohn sorgt *vor* den Vater und dieser weint *für* Freude. Ich bleibe gut *davor* (dafür). Ich konnte nichts *davor* (dafür). *Wovor* (für was) wollen sie wetten?“¹¹⁹⁷

1193 Lefèvre: Lieselotte von der Pfalz, S. 290.

1194 Vgl. Sato: Sprachvariation und Sprachwandel, S. 184–194.

1195 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 165 f.

1196 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 292 f.

1197 Müller, Joseph: Niederrheinische Provinzialismen. Eine Abhandlung. Aachen / Leipzig 1938, S. 28 f.

Um die Situation im 18. Jahrhundert zu erhellen, wird erneut Adelung herangezogen, der der Frage nach der Unterscheidung von *für* und *vor* einen längeren Exkurs in seinem *Grammatisch-kritisches Wörterbuch* unter dem Lemma *für* widmet. Er begründet diese Abhandlung mit der damals anhaltenden Diskussion darüber, „ob für und vor wirklich unterschieden sind, und ob sie im Gebrauche unterschieden werden müssen“.¹¹⁹⁸ Allein dieser Umstand deutet darauf hin, dass es noch keinen allgemein akzeptierten Usus gab. Adelung sieht etymologisch und zunächst auch im Gebrauch keinen Unterschied beider Wörter, dieser läge vielmehr in den Mundarten begründet (Oberdeutsch *fur* und *für*, im Niederdeutschen *för* und *vor*). Vor Luther sei trotz einiger Zweideutigkeiten keine stringente Unterscheidung im semantischen Sinne getroffen worden, welche Adelung u. a. an dem folgendem, etwas drastischen Beispiel illustriert: „Peter ging vor Hansen zum Galgen, ist ganz etwas andres, als für Hansen“.¹¹⁹⁹ Er sieht vor allem das Meißnische und insbesondere die Fruchthringende Gesellschaft als Vorreiter der Unterscheidung beider Wörter. Für das 18. Jahrhundert beschreibt Adelung den Sprachgebrauch folgendermaßen:

Die Regel, für da zu setzen, wo man auch anstatt gebrauchen kann, erschöpfte die Sache auch nicht, und man ist erst nach und nach durch eine stillschweigende Übereinkunft dahin gekommen, das für in den oben von mir angezeigten Fällen zu gebrauchen; ein Vertrag, der nunmehr wenigstens alle Schriftsteller von Geschmack und Kenntniß verbinden muß, wenn gleich der große Haufe sich dadurch nicht Fesseln anlegen lassen will.¹²⁰⁰

Schwankend im Gebrauch waren Adelung zufolge vor allem noch die Wörter, die *für* oder *vor* als Präfix enthalten, insbesondere Wörter mit figurativer Bedeutung.¹²⁰¹ Mithin war man im ausgehenden 18. Jahrhundert seitens der Grammatiker zwar um einheitliche Regelungen bemüht, wann genau jedoch von einer Durchsetzung in der Sprachpraxis auszugehen ist, bleibt fraglich. So gilt der Gebrauch von *vor* und *für* auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch als Schwankungsfall.¹²⁰²

Für das 19. Jahrhundert zeigt Elspaß, dass in den Briefen schreibgeübter Personen kaum eindeutige Abweichungen von den Regelungen in den Schulgrammatiken auftreten, während in den Briefen Schreibender mit einer Elementarschulbildung vor allem in den älteren Jahrgängen bis 1825 stärkere Abweichungen zu verzeichnen

¹¹⁹⁸ Art. „für“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=F03180> (22.03.2024).

¹¹⁹⁹ Vgl. ebd.

¹²⁰⁰ Ebd.

¹²⁰¹ Vgl. ebd.

¹²⁰² Vgl. Elspaß, Sprachgeschichte von unten, S. 292.

sind. Während diese Gruppe *für* nur mit wenigen Ausnahmen nach den Grammatikregelungen benutzte, wurde *vor* noch in etwa der Hälfte der Fälle gesetzt, in denen die Grammatiken den Gebrauch von *für* angaben.¹²⁰³ Elspaß resümiert: „*Vor* statt *für* bleibt während des gesamten 19. Jahrhunderts usuelle Variante, allerdings ist der Anteil entsprechender Belege bei den nach 1840 Geborenen auf ein Viertel reduziert.“¹²⁰⁴

Blicken wir nun auf das Korpus der Briefe Christiana von Goethes: In diesem wird die Präposition *für* in 84 Prozent der Fälle durch (das auch dialektal gebräuchliche) *vor*¹²⁰⁵ ersetzt (88 von 105 Belegen). Belege für den umgekehrten Fall *für* anstelle von *vor* gibt es nicht. Es wird ausschließlich *vor* in Kontexten gebraucht, in denen Grammatiker wie Adelung die Verwendung von *für* angaben. Dass die „Abweichungen“ – die aus der Sicht um 1800 keine solchen sind – nur unidirektional auftreten, könnte zunächst für dialektale Einflüsse sprechen. Im Thüringer Raum tritt ein lautlicher Zusammenfall von *für* und *vor* in der Mundart auf; dieser ist nahezu im gesamten thüringischen Sprachraum (außer im östlichen Itzgründischen) zu finden. Allerdings ist zumeist die Umlautvariante *für* auch anstelle von *vor* typisch. Für die umgekehrte Ersetzung des *für* durch *vor* spricht Spangenberg von einer „hyperkorrekte[n] Umkehr zu ‚vor‘ in der USpr [Umgangssprache, Anm. d. Verf.]“.¹²⁰⁶

Hinsichtlich der Deutung der Befunde ist zweierlei zu bedenken: Zum einen liegen die Schwankungsfälle von *für/vor* ohnehin in den Mundarten begründet (s. Adelungs Erläuterungen) und zum anderen gilt Spangenbergs Deutung von *vor* als hyperkorrekte Form eher für moderne Umgangssprachen, sodass eine Übertragung auf die Sprachzustände um 1800 nicht unproblematisch ist. Schwerer zu wiegen scheint hier, dass es sich bei *vor* um eine ältere Sprachvariante handelt und bei *für* um eine jüngere,¹²⁰⁷ wovon unsere Schreiberin die ältere bevorzugte.

1203 Vgl. ebd., S. 293–295.

1204 Ebd., S. 295 (Hervorhebung im Original). – Zu beachten sind hierbei regionale Unterschiede beim Rückgang der Varianten: Am zügigsten wurde *vor* im nord- und südwestlichen Raum abgebaut, am längsten blieb es in den westmitteldeutschen Gebieten erhalten (vgl. ebd., S. 296).

1205 Unter den Belegen für *vor* sind auch die Varianten *for* (viermal, JWG2, 34, 52, 72) und einmal *vordich* (<für dich>, AG1); zudem treten die entrundeten Varianten *fir* (JWG101) und *vir* (JWG57) auf, die in der Zählung nicht berücksichtigt wurden. Ebenfalls nicht berücksichtigt wurden die Wortformen *dafür* und *wofür*.

1206 Vgl. Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 257 (dort auch das Zitat); vgl. auch Spangenberg, Karl: Eigenständige Merkmale der Umgangssprache und hyperkorrekte Interferenzen im Spannungsfeld zwischen Mundart und Literatursprache. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock 27 (1978), 1/2, S. 15–21, insb. S. 19–21.

1207 Vgl. Reiffenstein: Frauenbriefe, S. 290.

Eine weitere Variante, die dialektal begründet ist, liegt bei der Ersetzung von *zu* durch *bei* vor. Hierüber schreibt Spangenberg für die Thüringer Mundart: „Häufig wird ‚zu‘ als Richtungsangabe durch *bei* ersetzt, wenn ein Bezug zu Personen vorliegt: *gum haide āmd bai miχ* ‚komme heute abend zu mir‘.“¹²⁰⁸ Im Briefkorpus kommen gelegentlich Formulierungen dieser Art vor (sechs Belege): *da kom ich beys vädergen* (JWG36), *Es sind viele beckande von Jena hir Da habe ich mir vor genom Morgen abend b[e]y mich ein Zu [l]a[t]en* (<Es sind viele Bekannte von Jena hier, da habe ich mir vorgenommen, morgen Abend bei mich einzuladen>, JWG78), *Die karden sind gleich den dag by Rülele[m]an gekom̄* (<Die Karten sind gleich den Tag bei Rühlemann gekommen.>, JWG79), *ich h̄ gehe i[me]r by ihn* (<Ich gehe immer bei ihn>, JWG166), *er hat ~~alls~~ ales im Vollen Er[n]st Bey einer hüschen Frau ~~Klien~~ Klein Stäter geschiafft*. (<er hat alles im vollen Ernst bei einer hübschen Frau Kleinstätter geschafft.>, JWG169) und ^{bis} *by die allte linde Stet ein kleiner Teich* (<bis bei die alte Linde steht ein kleiner Teich>, JWG171).

Bei diesen Übernahmen aus der Mundart scheint es sich um Ausnahmen zu handeln, was ein Vergleich von *zu* + Dativ vs. *bei* + Akkusativ oder konkret der Varianten *zu mir* vs. *bei mich* zeigt. Während letztere nur einmal (s. oben) vorkommt, tritt *zu mir* in Richtungsangaben 16-mal auf.¹²⁰⁹

4.3.3.6 Polynegation

Negation¹²¹⁰ kann sprachlich im Deutschen auf verschiedene Weise erzielt werden, wie in der Duden-Grammatik dargestellt: auf lexikalischer Ebene durch die Verwendung komplementärer Lexeme wie *groß* – *klein* oder *satt* – *hungrig*, auf morphologischer Ebene durch Präfixe zur Bildung von Gegenbegriffen mit *un-* wie bei *glücklich* – *unglücklich* und schließlich auf syntaktischer Ebene, indem positive Aussagen durch Negationswörter wie *nicht* verneint werden.¹²¹¹ Negation kann auch auf pragmatischer Ebene stattfinden wie im Beispiel der Duden-Grammatik: „Anna fragte: ‚Kommst du mit mir ins Kino?‘ – ‚Ich muss noch meinen Bericht zu Ende schreiben‘“, antwortete Beate.¹²¹² Gegenstand der nachfolgenden

¹²⁰⁸ Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 258; vgl. auch Schöppe, Karl: Naumburgs Mundart. Im Umriss dargestellt. Naumburg 1893, S. 46.

¹²⁰⁹ In der Zählung nicht enthalten sind die Formulierungen <sagt(e) zu mir> und <zu mir kommen> im Sinne ‚von sich gedanklich sammeln‘, weil in diesen Fällen die Variante *bei mich* auch mundartlich ungewöhnlich wäre.

¹²¹⁰ Für Hinweise zu diesem Kapitel danke ich Dr. Elisabeth Witzenhausen.

¹²¹¹ Vgl. Duden. Grammatik, S. 916 f.

¹²¹² Ebd., S. 916.

Betrachtungen ist ausschließlich die Negation, konkret die doppelte Verneinung oder Polynegation, auf syntaktischer Ebene, da diese die größten Differenzen zwischen regionaler bzw. dialektaler und Standardsprache aufweist und als markierte Form gilt.

Die Mehrfachnegation gilt als nichtstandardsprachlich und gehört zum festen Repertoire der modernen, populären Sprachkritik.¹²¹³ Trotzdem ist sie bis heute dialektal sowie in Regiolekten und Soziolekten weit verbreitet. Schiegg weist zu recht darauf hin, dass die doppelte Negation ein Beispiel für die zuweilen problematische Klassifikation einer Variante als regionalsprachlich ist. Da diese Variante für verschiedene Regionen, darunter das Nordwestdeutsche und das Oberdeutsche, belegt ist, stuft er die doppelte Negation als ein überregionales Merkmal der Nähe-sprachlichkeit ein.¹²¹⁴

Im Mittelhochdeutschen und Frühneuhochdeutschen war die polynegative Verneinung noch die gängige Sprachform.¹²¹⁵ Eine Zurückdrängung begann bereits während des Humanismus mit der auch heutzutage noch angeführten Begründung, dass sich zwei Negationen aufheben und nicht verstärken würden.¹²¹⁶

1213 Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 275.

1214 Vgl. Schiegg: Flexible Schreiber, S. 211 f.

1215 Kurz zusammengefasst entwickelte sich die Negation nach dem Jespersen-Zyklus wie folgt: „Im Deutschen [...] verlief die Entwicklung vom althochdeutschen *ni* über Abschwächung des Wortkörpers im Frühmittelhochdeutschen (der volle Endsilbenvokal [i] wurde zu [ə]> *ne* oder auch *en*), dann Verstärkung durch *nīht* bis zu Wieder-Abschwächung im Neuhochdeutschen, wo *ne* ganz wegfiel und *nicht* alleiniger Negationsträger wurde.“ (Lenz, Barbara: Negationsverstärkung und Jespersens Zyklus im Deutschen und in anderen europäischen Sprachen. In: Lang, Ewald / Zifonun, Gisela [Hrsg.]: Deutsch – typologisch [Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache 1995]. Berlin 1996, S. 183–200, hier S. 185) – Zur diachronen Entwicklung der deutschen Negation Jäger, Agnes / Penka, Doris: Development of Sentential Negation in the History of German. In: Ackema, Peter u. a. (Hrsg.): Comparative Germanic Syntax. The State of the Art (Linguistik Aktuell / Linguistics Today, 191). Amsterdam u. a. 2012, S. 199–222 sowie Breitbarth, Anne / Jäger, Agnes: History of negation in High and Low German. In: Jäger, Agnes / Ferraresi, Gisella / Weiß, Helmut (Hrsg.): Clause Structure and Word Order in the History of German (Oxford Studies in Diachronic and Historical Linguistics, 28). Oxford / New York 2018, S. 181–219 sowie weiterführend Jäger, Agnes: History of German Negation (Linguistik Aktuell / Linguistics Today, 118). Amsterdam u. a. 2008. Ausführlich beschreibt Nils Langer den Verdrängungsprozess der Negationshäufung aus der Standardsprache (vgl. Langer, Nils: Linguistic Purism in Action. How auxiliary *tun* was stigmatized in Early New High German [Studia Linguistica Germanica, Bd. 60]. Berlin / New York 2010, S. 123–131 sowie 150–172).

1216 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 291. – Langer zeigt die differenzierte Interpretation der doppelten Negation anhand des Beispiels „Die Geschichte ist *nicht* unwahr.“ vs. „Die Geschichte ist wahr.“ auf. Hieran wird deutlich, dass die Annahme, die Präsenz zweier Negationswörter wende die negative Aussage eines Satzes ins Positive, zu kurz greift. Vielmehr drückt die Verwendung von „*nicht* unwahr“ entweder gewisse Zweifel an der Wahrheit aus (vgl. Langer: Linguistic Purism, S. 125)

Im 17. Jahrhundert war die Verwendung dieser Negationsform bereits stark rückläufig und der mononegativische Gebrauch wie auch in der heutigen Standardsprache üblich. Die Grammatiker des 18. Jahrhunderts, allen voran Johann Christoph Gottsched, lehnten die doppelte Negation schließlich gänzlich ab und wollten diese abgeschafft wissen.¹²¹⁷

In der einschlägigen Darstellung Vladimir Admonis zur historischen Syntax des Deutschen wird die Mehrfachnegation für das jüngere Neuhochdeutsch nicht mehr detailliert behandelt, weil diese „nur bei der Wiedergabe der größeren Umgangssprache“ im „modal-affirmativen Bereich des Satzes“ vorkomme.¹²¹⁸ Elspaß' Studie zeichnet hingegen ein anderes Bild: Er sieht in der Polynegation „eine weitere syntaktische Konstruktion [...], die zwar nach Darstellung der meisten historiographischen Standardwerke im 18. Jahrhundert auslief, in der geschriebenen Alltagssprache jedoch fortexistierte.“¹²¹⁹ Für sein Auswanderer-Briefkorpus führt er schließlich 43 Belege an, die ausschließlich von Schreibenden mit geringer Schulbildung stammen und einen regionalen Schwerpunkt im oberdeutschen Sprachraum aufweisen. Für den ostmitteldeutschen Raum sind insgesamt nur drei Fälle von zwei Schreibenden belegt.¹²²⁰

Besonders häufig tritt die doppelte Negation in Verbindungen mit *kein* und einem weiteren Negationswort wie *nicht* auf. Diese Form der Negation ist regional und dialektal vielfach belegt, darunter auch für das Thüringische.¹²²¹ In den untersuchten Briefen Christiana von Goethes ist die Polynegation in dieser Form auch anzutreffen, jedoch nur fünfmal im gesamten Korpus, womit diese zu den selteneren Phänomenen zählt. Nachfolgend werden die Beispiele aufgeführt:

- (1) *kei[ne] grösserr Freude mein lieber Hästet Du mir nicht machen könn als die daß ich dich ab hollen soll.* (<Keine größere Freude, mein Lieber, hättest Du mir nicht machen können als die, dass ich Dich abholen soll.>, JWG25)
- (2) *hir fol[g]let wieder Bir kein lehren Flaßen habe ich [m]icht bekom* (<Hier folget wieder Bier; keine leeren Flaschen habe ich nicht bekommen.>, JWG29)
- (3) *Er ist wieer mir sacht immer in Starcker konneckssieonn mit den H geheimer Raht Sch[mi]d v[o]n dem er ven er ven er luidors braucht und nirgeⁿs keine kr*

oder es bedeutet, wie im obigen Fall, dass etwas durchaus wahr ist, auch wenn das nicht jedermann weiß.

1217 Vgl. Langer: Linguistic Purism, S. 169 f.

1218 Admoni: Historische Syntax, S. 225.

1219 Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 276.

1220 Vgl. ebd.

1221 Vgl. Jäger/Penka: Sentential Negation, S. 210; vgl. auch Art. „nicht“, in: ThWb IV, Sp. 871 f. und Schiegg: Flexible Schreiber, S. 211 f.

[iel]gen kann 19 g gieb. (<Er ist, wie er mir sagt, immer in starker Konnexion mit dem Herrn Geheimen Rat Schmidt, von dem er, wenn er Louisd'ors braucht und nirgends keine kriegen kann, 19 g. gibt.>, JWG62)

- (4) *keine Aepfel habe ich nicht mehr sie haben sich nicht mehr gehalten.* (<Keine Äpfel habe ich nicht mehr, sie haben sich nicht mehr gehalten.>, JWG79)
- (5) *keine Ackdemie hat der Genast auch nicht gehalten* (<Keine Akademie hat der Genast auch nicht gehalten.>, JWG209)

Alle Belege sind in den Briefen an Johann Wolfgang von Goethe mit einem zeitlichen Schwerpunkt auf den Jahren 1796 bis 1798 (vier von fünf Belegen) enthalten. Eine Ausnahme bildet Beleg Nummer 5, der einem Brief von 1803 entnommen ist. In Anbetracht der geringen Belegmenge lässt sich daraus nicht ableiten, ob es sich um eine Zurückdrängung dieses dialektalen Charakteristikums im Laufe der Zeit und damit im Verlauf der zunehmenden Schreibpraxis handelt (welche spätestens nach der Heirat 1806 im Sinne des eigenhändigen Schreibens auch wieder abnimmt). Nach 1803 existieren nur noch wenige eigenhändig geschriebene Briefe Christiana von Goethes.

Dass die doppelte Negation adressatenspezifisch vorkommt, d. h. nur in den an Goethe gerichteten Briefen, könnte ebenfalls der Überlieferungslage geschuldet sein, wenngleich ein adressatenspezifischer, nächsprachlicher Gebrauch in Briefen an sehr vertraute Personen keineswegs auszuschließen ist. In den nur fünf überlieferten und transkribierten Briefen an den gemeinsamen Sohn August, bei dem aufgrund der Vertrautheit ein ebensolches Vorkommen der Polynegation zu erwarten wäre, ist diese nicht nachzuweisen, ebenso wenig in den Briefen an den befreundeten Nicolaus Meyer oder die spätere Schwiegermutter Catharina Elisabeth Goethe; allerdings entfallen auf diese drei Adressaten auch nur knapp neun Prozent der Briefe im Korpus.

Elspaß gibt hinsichtlich der geringen Belegmengen – auch in seinem Korpus liegt der quantitative Anteil bei unter einem Prozent – zu bedenken, dass dies „nicht als Indikator für einen generell marginalen Stellenwert polynegativer Konstruktionen im Sprachsystem herangezogen werden“ darf. Denn im 19. Jahrhundert wie auch heute noch dient diese Form der Negation der Verstärkung, „also eher dem markierten Ausnahmefall als der unmarkierten Regel.“ Somit sei eine hohe Belegzahl ohnehin nicht zu erwarten und die Wirkung werde besonders durch den sparsamen Gebrauch erzeugt.¹²²²

¹²²² Vgl. auch Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 281 (dort auch die Zitate). – Vgl. hierzu auch die Arbeit von Zeijlstra, insbesondere das Kapitel zur doppelten Negation (vgl. Zeijlstra, Hedde: Sentential Negation and Negative Concord. Utrecht 2004, insb. S. 58–60).

Eine ähnliche Erklärung könnte auch für die oben aufgeführten Briefstellen mit polynegativen Konstruktionen aus dem Christiana-von-Goethe-Korpus herangezogen werden. Aus allen fünf Belegstellen geht kontextuell klar hervor, dass die Verwendung zweier Negationsträger (wie *keine* und *nicht*) in diesen Fällen nicht dazu führt, dass die negierende Funktion aufgehoben wird und die Aussage affirmativ zu verstehen wäre. Vielmehr liegt hier eine pleonastische Negation vor, bei der der Gebrauch zweier Negationswörter eine verstärkende Wirkung entfaltet. In der gegenwärtigen deutschen Standardsprache gilt diese Form der Negation zwar als nicht existent, aber in regionalen Varietäten des Deutschen ist die pleonastische Negation bis heute erhalten geblieben.¹²²³

4.3.4 Lexikalische Besonderheiten

4.3.4.1 Fremd- und Lehnwörter

Die Bedeutung von Fremdsprachen war im Deutschen Reich des 17./18. Jahrhunderts nach wie vor beträchtlich. Die vorherrschende *Lingua franca* war in Europa bis in die Frühneuzeit hinein Latein.¹²²⁴ Im politischen Kontext war Latein neben Deutsch in absolutistischer Zeit offizielle Reichssprache. Diese Regelung blieb bis zum Sprachedikt Josephs II. von 1784 bestehen; dieses bedeutete faktisch die Abschaffung des Lateins als *Lingua franca*. In der Jurisprudenz wie in den Wissenschaften hatte Latein noch bis weit in das 18. Jahrhundert hinein große Bedeutung und blieb nicht zuletzt als Statussymbol erhalten. Peter von Polenz beschreibt die Ansicht des Festhaltens an Latein als Wissenschaftssprache als „Kulturmonopol und soziales Disziplinierungs- und Distanzierungsmittel [...], im Sinne einer konservativen Elitebildung in der als *Untertanen* und Staatsdiener domestizierten bürgerlichen Oberschicht.“¹²²⁵ Gleichwohl gab es bedeutende Persönlichkeiten, die die Etablierung der deutschen Sprache in der Wissenschaft anstrebten, so beispielsweise die Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz und Christian Thomasius. Letzterer sorgte für Aufsehen, als er

¹²²³ Vgl. Lenz: Negationsverstärkung, S. 189 f.

¹²²⁴ Vgl. für den gesamten folgenden Abschnitt: von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, insb. S. 55–62.

¹²²⁵ von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 58 (Hervorhebung im Original). Diese Sichtweise ist nicht unkritisch, da sich die Wissenschaftssprache für gewöhnlich Fachterminologien bedient, die in der Alltagssprache nicht (oder nicht in der spezifischen Bedeutung) vorkommen und somit nicht allgemein verständlich sind.

ausgerechnet in der konservativen Juristenfakultät zu Leipzig eine Vorlesung in deutscher Sprache ankündigte.¹²²⁶

Ab dem 16. Jahrhundert stieg der Einfluss des Französischen und verdrängte das vor allem an den Höfen noch häufig verwendete Spanisch und Italienisch.¹²²⁷ Im 17. Jahrhundert wurde der französischen Sprache in den deutschen Territorien außerordentliches Gewicht beigemessen.¹²²⁸ Die Gründe hierfür divergieren je nach sozialer Schicht. Die Ursprünge für die Fremdwortübernahmen und Anpassungen an das deutsche Sprachsystem waren zunächst vor allem mit dem deutschen Adel verbunden. Insbesondere seit der Herrschaftszeit Ludwigs XIV. strahlte die Kultur des französischen Hofes in die Länder Europas aus. Die Adligen lasen und sprachen Französisch, verfassten ihre Briefe in Französisch,¹²²⁹ französische Fremdwörter wurden – falls man die Konversation nicht gänzlich auf Französisch führte – in den höheren Gesellschaftskreisen zumeist im Zusammenhang mit Kleidung, Wohn- und Esskultur verwendet. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts erreichte der Gebrauch der französischen Sprache im deutschen Gebiet seinen Zenit. Peter von Polenz spricht diesbezüglich von einer französisch-deutschen Zweisprachigkeit in bestimmten (gebildeten) Gesellschaftsschichten. Dies stand wiederum in engem Zusammenhang mit der Hegemonie des französischen Hofes in Belangen der Wissenschaft, Kunst und des Gesellschaftslebens.¹²³⁰ Der sich herausbildende Stil der Zeit wird auch als Alamodestil bezeichnet. Dieser „zeichnet sich durch den gehäuften Gebrauch von Gallizismen bis zu stark französisch anmutenden syntaktischen Konstruktionen aus.“¹²³¹

An der Schwelle vom 17. zum 18. Jahrhundert war Französisch nicht nur Diplomatie- und Verhandlungssprache gelehrter Körperschaften, sondern auch Sprache des gesellschaftlichen Umgangs. Selbst im Bürgertum lernten immer mehr Kinder Französisch, sodass die Unterhaltung mit den Eltern oftmals auf Französisch erfolgte und man nur mit den Bediensteten Deutsch sprach. Im späten 18. Jahrhundert setzte sich diese Entwicklung, nachdem die Vorliebe für die französische Sprache unter dem preußischen König Friedrich II. einen letzten Höhepunkt erreicht hatte, nicht fort. Schließlich ist die Bereicherung, die der

¹²²⁶ Vgl. ebd., S. 58 f.

¹²²⁷ Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 64.

¹²²⁸ Zu den politischen Hintergründen der bedeutenden Stellung der französischen Sprache vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 69 f.

¹²²⁹ Vgl. ebd., S. 71.

¹²³⁰ Vgl. ebd., S. 67–69.

¹²³¹ Helfrich, Uta: Sprachliche Galanterie?! Französisch-deutsche Sprachmischung als Kennzeichen der ‚Alamodesprache‘ im 17. Jahrhundert. In: Kramer, Johannes / Winkelmann, Otto (Hrsg.): Das Galloromanische in Deutschland (pro lingua, 8). Wilhelmsfeld 1990, S. 77–88, hier S. 77.

deutschen Sprache und Kultur durch den Einfluss des Französischen zuteil wurde, nicht zu unterschätzen. Vor allem die literarische Zweisprachigkeit vieler geistig führender Personen sorgte für die Einbindung Deutschlands in den westeuropäischen Kulturkontext.¹²³²

Der Gebrauch der französischen Sprache oder einer deutsch-französischen Sprachmischung im 17. und 18. Jahrhundert war also in erster Linie in Oberschichtengruppen vorherrschend.¹²³³ Der Fremdwortgebrauch drang aber auch in die unteren Bevölkerungsschichten vor. Dies kam nicht nur vermittelt über Hof- und Herrschaftsdienste zustande, sondern ebenso durch den direkten Kontakt der Bevölkerung mit Reisenden, Händlern, mit Soldaten in Kriegszeiten und heimkehrenden Söldnern und Handwerkern.¹²³⁴ Die Ausweitung der Kenntnis französischer Ausdrücke erreichte nicht zuletzt als Folge des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) einen ersten Höhepunkt, da sich damals zahlreiche fremde Truppen im Reich befanden.¹²³⁵ Ähnliches gilt für die Napoleonische Zeit, in der beispielsweise die thüringische Bevölkerung nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt und vor allem während der Besatzungszeit direkt mit den französischen Soldaten in Berührung kam. Auch nach den Befreiungskriegen blieb eine gewisse französische Beeinflussung allein schon aufgrund der französischen Errungenschaften wie dem Code Napoléon bestehen.¹²³⁶

Während also die Entlehnungen aus dem Lateinischen ab Mitte des 17. Jahrhunderts abnahmen, ist bei den Entlehnungen aus dem Französischen eine Zunahme zu verzeichnen; diese stiegen von 37 bis 40 Prozent in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf etwa 60 Prozent gegen Ende des 18. Jahrhunderts an (nach den Erstbelegen des Deutschen Fremdwörterbuchs).¹²³⁷ Wichtige Bereiche, die sich als besonders fruchtbar für Entlehnungen erwiesen, sind u. a. Handel, Transport, Speise- und Kleidungskultur, Möbel, Architektur, Künste, höfisches Gesellschaftsleben, Verwandt-

1232 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 54.

1233 Vgl. hierzu auch Zollna, Isabel: Französisch und Provençalisch/Deutsch. In: Besch, Werner u. a. (Hrsg.): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 4. Teilband (HSK, 2.4). Berlin / New York: 2., vollständig neu bearb. und erw. Aufl. 2000, S. 3192–3202.

1234 Vgl. von Polenz: Sprachgeschichte, Bd. 2, S. 109.

1235 Vgl. ebd., S. 89.

1236 Vgl. Militz, Hans-Manfred: Französisch im Thüringischen. In: Lösch, Wolfgang (Hrsg.): Beiträge zur Dialektforschung in Thüringen 2001 (Beiträge zur Dialektforschung in Thüringen, 3). Jena 2001, S. 65–72, hier S. 71 f.

1237 Vgl. ebd., S. 85.

schaft und persönliche/soziale Eigenschaften¹²³⁸ – vieles hiervon wird uns auch in den Briefen Christiana von Goethes begegnen. Während des Dreißigjährigen Krieges wurde zudem der Militärwortschatz mit französischen Ursprüngen ausgebaut.¹²³⁹ „Der sachlichen Breite von Entlehnungen sind wenig Grenzen gesetzt“,¹²⁴⁰ wie Eisenberg zur Bedeutung des französischen Lehnwortschatzes in dieser Zeit konstatiert. Nach der Französischen Revolution nehmen diese klassischen Entlehnungsbereiche ab, nur im politischen Feld ist eine Zunahme zu verzeichnen.¹²⁴¹

Bis heute haben sich in der thüringischen Mundart Wörter erhalten, die französischen Ursprungs sind. Dabei handelt es sich meist um Ausdrücke, die im täglichen Umgang genutzt werden, und weniger um Lexeme des gehobenen kulturellen Bereichs.¹²⁴² Besonders zahlreich waren die lexikalischen Entlehnungen im 18. und 19. Jahrhundert, einer Zeit, in der die deutsche Bevölkerung persönlichen Kontakt zu französischen Soldaten hatte. Da ein Großteil der Bevölkerung – wie auch Christiana von Goethe – nie Französisch, Latein oder andere Fremdsprachen gelernt hatte, waren den meisten Menschen viele der Wörter ungeläufig und unverständlich. Dies bewirkte Umformungen und Eingliederungen in das eigene Sprachsystem; die Lautung der Fremdwörter passte sich den Regeln der Mundart an, was ebenso für die Einordnung in das grammatische System galt. Auch die Bedeutung konnte sich mehr oder minder stark verschieben.¹²⁴³

Tab. 28 gibt einen Einblick in die Fremd- und Lehnwortschreibung¹²⁴⁴ in den untersuchten Briefen Christiana von Goethes und ermöglicht einen Überblick über spezifische Bereiche, in denen die Schreiberin vermehrt Fremdwörter gebrauchte.

1238 Vgl. die Auflistung in ebd., S. 92. basierend auf der Wortliste in Brunt, Richard James: *The Influence of the French Language on the German Vocabulary (1649–1735)* (Studia Linguistica Germanica, 18). Berlin / New York 2010, S. 113–492.

1239 Vgl. Eisenberg, Peter: *Das Fremdwort im Deutschen*. Berlin / New York: 3., überarb. und erw. Aufl. 2018, S. 58.

1240 Ebd., S. 59.

1241 Vgl. von Polenz: *Sprachgeschichte*, Bd. 2, S. 91.

1242 Vgl. Militz: *Französisch im Thüringischen* und ders: *Französisch in thüringischen Dialekten*. Briefe der Christiane Vulpius. In: *TVV-Mitteilungen* 11 (2003), Heft 1, S. 17–20.

1243 Vgl. Militz: *Französisch im Thüringischen*, S. 70 und Militz: *Französisch in Briefen der Christiane Vulpius*, S. 17 f. Beispiele für eine Anpassung an die thüringische Mundart sind u. a. franz. *réprimande* ‚(Rüge, Tadel)‘, was zu *Reformande* oder *Reffermande* wurde, oder *badallchen* ‚(schwer arbeiten, sich tragen)‘, was von franz. *bataille* ‚Kampf, Schlacht‘ abgeleitet wurde.

1244 Zur Abgrenzung der beiden Begriffe sei auf die Definition bei Eisenberg verwiesen, bei dem es heißt: „Von einem *Fremdwort* sprechen wir, wenn ein Wort fremde Eigenschaften hat, die der Normalsprecher einer fremden Sprache zuschreibt.“ (Eisenberg: *Fremdwort*, S. 29 [Hervorhebung im Original]) Ein Lehnwort ist im Gegensatz zu einem Fremdwort „in den Kernwortschatz integriert“ (ebd., S. 31).

Tab. 28: Fremdwortschreibung in den Briefen Christiana von Goethes.¹²⁴⁵

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
Speisekultur / Speisen und Getränke		
Appetit	<i>abbediet</i> (JWG57), <i>abbediet</i> (NM9)	
Artischocken	<i>Erdisokenn</i> (JWG9)	
Bouteille/-n	<i>budel gen</i> (JWG8), <i>Pudel[g]en</i> (JWG17, 38, zweimal in JWG143), <i>Pudeljen</i> (JWG47) <i>Pudegen</i> (JWG63, 142, dreimal in JWG143), <i>Pude[l]je</i> (JWG78), <i>Putelgen</i> (JWG108, 162, NM1), <i>buteljen</i> (JWG140), <i>Pudl</i> (JWG149), <i>Pudge</i> (JWG195)	im ThWb für Weimar: „de Butällche Bier“ ¹²⁴⁶
Champagner	<i>Cambanger</i> (JWG31), <i>Camb[a]n[g]/jer</i> (JWG63), <i>Champangner</i> (JWG142), <i>Schanban[g]/jer</i> (JWG194)	im ThWb für Weimar: „Schombonjer“ ¹²⁴⁷
Kartoffeln	<i>Kardofelen</i> (JWG119), <i>Cordoffe]lln</i> (JWG127)	
Kaviar	<i>Caviar</i> (zweimal in JWG161)	
Picknick	<i>biknick</i> (JWG147)	
Punsch	<i>Punß</i> (JWG152), <i>bu[n]sch</i> (JWG193), <i>Pun[zß]</i> (JWG194)	
Schokolade	<i>Coulate</i> (JWG31), <i>Socklade</i> (JWG193), <i>Sockolade</i> (JWG195)	
Höfisches Gesellschaftsleben / Geselligkeiten / Veranstaltungen		
die Cour machen	<i>die kur machen</i> (JWG195)	
Damen	<i>da[m]/Da[m]</i> (JWG53, 57), <i>daman[n]</i> (JWG100), <i>daem</i> (JWG188), <i>dämen/</i> <i>Dämen</i> (NM5, AG3), <i>Damen</i> (NM19)	

¹²⁴⁵ Die Auflistung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Auf die Wiedergabe mancher Fremdwörter wurde verzichtet, vor allem wenn die Unsicherheiten der Lesung keine sinnvolle Wiedergabe zuließen.

¹²⁴⁶ Vgl. Art. „Bouteille“, in: ThWb I, Sp. 913.

¹²⁴⁷ Vgl. Art. „Champagner“, in: ThWb I, Sp. 1121.

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
Demoiselle	<i>demoisel</i> (JWG56)	
Girlanden	<i>girlanden</i> (JWG57), <i>girrlanden</i> (NM2)	
Illumination	<i>Jllunnachtssion</i> (NM2)	
illuminieren/illuminiert	<i>ill[um]ir</i> (JWG27), <i>Jllu[mni]rt</i> (NM2), <i>Jllmuiert</i> (NM2)	
Kompliment	<i>Comliemet</i> (JWG63), <i>C[o]mbilme[n]t</i> (JWG100)	
Komtess/-en	<i>Comdessen</i> (NM2)	lat.-franz.: unverheiratete Tochter eines Grafen ¹²⁴⁸
Madam ¹²⁴⁹	<i>Madtam</i> (JWG25), <i>madam/Madam</i> (zweimal in JWG53, 57, 102, 156, zweimal in 194, 195), <i>Maedam</i> (JWG57), <i>Matdam</i> (JWG210)	
Mademoiselle	<i>Madesel</i> (JWG172), <i>MateMoisil</i> (NM3), <i>Ma'sel</i> (NM4)	
Promenade	<i>bro(n)ate</i> (AG6)	
Punschgesellschaft	<i>Pu[n]ßgesellschaft</i> (JWG194)	
Solennitäten	<i>Solennideden</i> (JWG68)	‚Festlichkeit, Feierlichkeit, Würde‘, mhd. <i>solempnitēt</i> (14. Jh.), <i>solennitet</i> (16. Jh.), Entlehnung von lat. <i>sōlennitas</i> , <i>sollemnitas</i> ‚Festlichkeit, Förmlichkeit‘ ¹²⁵⁰

¹²⁴⁸ Vgl. Duden. Fremdwörterbuch. Auf der Grundlage der neuen amtlichen Rechtschreibregeln (Duden, 5). Hrsg. von der Dudenredaktion. Mannheim u. a. 2005, S. 547.

¹²⁴⁹ Siehe weiterführend zur Abwertung dieser Anredeform im 19. Jahrhundert: Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 403–406.

¹²⁵⁰ Vgl. Art. „Solennität“, in: Etymologisches Wörterbuch des Deutschen, hrsg. von Wolfgang Pfeifer u. a., digitalisierte und von Wolfgang Pfeifer überarb. Version im Digitalen Wörterbuch der deutschen Sprache (DWDS), <https://www.dwds.de/wb/etymwb/Solennit%C3%A4t> (08.01.2024).

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
Visite	<i>vißiete</i> (JWG64)	franz.: seit der 1. Hälfte des 17. Jhs. ,
Gegenvisite	<i>geegen fieside</i> (JWG194)	(Höflichkeits-)Besuch ¹²⁵¹
Kaffee-Visite	<i>Kafe Visiete</i> (JWG120)	
Künste / Musik / Tanz		
Aktrice	<i>ackdrißse</i> (JWG57)	
Applaudieren/ applaudiert	<i>abblaudiren</i> (JWG28, 64), <i>ablautdirrt</i> (JWG52), <i>ablaudir</i> (JWG194),	
Applaudissement	<i>Ablaudier</i> (JWG194) <i>abl[au]disena[ng]</i> (JWG194)	
da capo	<i>Da Ckbo</i> (JWG194)	ital.: in der Musik Wiederholung eines Satzteils oder eines musikalischen Ganzen ¹²⁵²
dirigiert	<i>Dirrig[e]rt</i> (AG3)	
Gitarre	<i>Gittar[e]</i> (NM4), <i>gidare</i> (NM5)	
Klarinetten	<i>klarneden</i> (JWG193)	
Komödie	<i>Comedie</i> (zwölfmal), <i>Commedie</i> sechsmal, <i>Comedi</i> (JWG120, 126, 194), <i>Co mēdi</i> (JWG95), <i>Commedi</i> (JWG101), <i>komēdie</i> (JWG195), <i>kuṁedie</i> (NM2)	
Komödienabonnement	<i>Cumedi[e/n] Abonnoma(n)g</i> (JWG47)	
Komödienhaus	<i>k[o]ṁedien Haus</i> (JWG75), <i>komēdie</i> <i>hauß</i> (JWG110)	
Komödienzettel	<i>Comedien zet(e)l</i> (AG3)	
Komposition komponiert	<i>Cuombisieto[n]</i> (JWG172) <i>kombonirt</i> (NM5)	
Konzert	<i>Cornzert</i> (JWG45), <i>Consert</i> (AG6)	
Konzertball	<i>Ko(n)zertball</i> (JWG166)	
Kulisse	<i>kolisse</i> (JWG52)	

¹²⁵¹ Vgl. Art. „visitieren“, in: Ebd., <https://www.dwds.de/wb/etymwb/visitieren> (08.01.2024).

¹²⁵² Vgl. Art. „DA CAPO“, DWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB2?lemid=D00061> (12.02.2024).

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
Literaturzeitung	<i>liedratur Zeeit dug</i> (JWG53)	
Mandoline	<i>Mandolline</i> (NM9)	
Oper Opernhandel	<i>Oper</i> (JWG97), <i>Ober</i> (JWG194) <i>Ober handel</i> (JWG50)	
Organ	<i>Orcka[n]</i> (JWG167)	Bdt.: Stimme ¹²⁵³
Redoute	<i>Redute</i> (14-mal), <i>Redude</i> (zehnmal), <i>Reude</i> (zweimal in JWG39, NM10), <i>Rude</i> (JWG106)	lat.-ital.-franz.: 1. Saal für festliche oder Tanzveranstaltungen, 2. Maskenball ¹²⁵⁴
Redoutenanzug	<i>Reduten an zug</i> (JWG151)	
Redoutenfreude	<i>Reduden Freude</i> (JWG101)	
Redoutenstaat	<i>Reduden Stat</i> (JWG164)	
Redoutentag	<i>Reuden dach</i> (JWG30),	
Ressourcenball	<i>Resursen ball</i> (NM10)	
Silhouette	<i>Sl[iu]ete</i> (JWG97), <i>Siulete</i> (JWG97)	
Spektakel	<i>Späckdak[e]ll</i> (JWG63), ¹²⁵⁵ <i>speckdakell</i> (JWG187), ¹²⁵⁶	hier in der allgemeinen Bdt. verwendet: ‚(eindrucksvoller, schrecklicher, seltsamer) Anblick eines auffälligen, bemerkenswerten Vorgangs, eines die Öffentlichkeit bewegenden Vorfalls, einer aufsehererregenden, abenteuerlichen, wundersamen Szene; Schauspiel; öffentliche (unterhaltsame) Darbietung, Schau, Veranstaltung;‘

1253 Vgl. Art. „Organ“, GWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=O01107> (12.02.2024).

1254 Vgl. Duden. Fremdwörterbuch, S. 885; nach Adelung: „aus dem Franz. *Redoute*, und dieß vom Latein. *Reductus*.“, in der Bedeutung „Ein öffentlicher maskirter Ball, Ital. *Ridutto*, *Ridotto*, welches eigentlich einen Ort, in welchem Spieler, Tänzer u. s. f. zusammen kommen, bedeutet.“ (AWb: Art. „Redöute“; <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=R00729> (12.02.2024), Hervorhebungen im Original).

1255 Im Sinne von ‚Lärm‘, ‚Aufsehen‘.

1256 Im Sinne von ‚etwas Sehenswertes‘.

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
		Volksbelustigung ¹²⁵⁷ seit dem späteren 18. Jh. in der Bdt. ‚Lärm, Krawall, Radau, Krach, Getöse, Gepolter; Tumult; Zank, Streit‘ nachgewiesen; ¹²⁵⁸ im ThWb in der Bdt. ‚Lärm, Krach‘; ‚etwas Sehenswertes‘ ¹²⁵⁹
Theater	<i>teader/Teader</i> (15-mal), <i>Teates</i> (JWG117), <i>tader</i> (zweimal in NM2), <i>täder</i> (NM9), <i>Deadr</i> (JWG50), <i>deader</i> (NM18)	
Vauxhall	<i>facksal</i> (JWG2), <i>faksal</i> (JWG3)	sommerliche, öffentliche Konzerte in Garten und Parks ¹²⁶⁰
Kleidungskultur		
Barchent	<i>Pargend</i> (JWG6), <i>bar[c]hend</i> (JWG7)	arab.: auf einer Seite angerauter Baumwollstoff ¹²⁶¹
Chemise/-n	<i>Schmüßse</i> (JWG31) ¹²⁶²	lat.-franz.: 1. Hemd, Überwurf, 2. hoch gegürtetes Kleid in hemdartigem Schnitt aus leichtem Stoff (um 1800) ¹²⁶³

¹²⁵⁷ Art. „Spektakel¹“, in: DFWb¹ IV, S. 315.

¹²⁵⁸ Vgl. Art. „Spektakel²“, in: DFWb¹ IV, S. 317.

¹²⁵⁹ Vgl. Art. „Spektakel“, in: ThWb V, Sp. 1338.

¹²⁶⁰ Benannt wurden diese beliebten Gartenfeste nach den Vauxhall Gardens, einem Vergnügungspark in London, in dem häufig abendliche Feste mit Beleuchtung und Tanz stattfanden (vgl. Klauf, Jochen: Alltag im ›klassischen‹ Weimar. 1750–1850. Weimar 1990, S. 80; Biedrzyński: Goethes Weimar, S. 119).

¹²⁶¹ Vgl. Art. „Barchent“, in: ThWb I, Sp. 558.

¹²⁶² Eine weitere Variante ist *Schim[s]* (JWG63), die aber keinen Eingang in das Briefkorpus gefunden hat.

¹²⁶³ Vgl. Duden. Fremdwörterbuch, S. 175. – In der thüringischen Mundart auch in diminuierter Form *Schmießchen* in der Bedeutung ‚gestärktes Vorhemd der Männerkleidung‘ (vgl. Spangenberg, Karl: Kleines thüringisches Wörterbuch. Rudolstadt / Jena 1994, S. 72; vgl. auch Militz: Französisch im Thüringischen, S. 66).

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
Habit	<i>habit</i> (JWG2)	lat.-franz.: Kleidung, die einer beruflichen Stellung, einer bestimmten Gelegenheit oder Umgebung entspricht ¹²⁶⁴
Halb-Atlas	<i>halbt adlas</i> (JWG149)	arab.: Gewebe mit hoch-glänzender Oberfläche in besonderer Bindung (Webart) ¹²⁶⁵
Kaliko-Halb-Atlas	<i>gacklieko halbt adlas</i> (JWG149)	niederl.-franz.: feines, dichtes Baumwollgewebe, besonders für Bucheinbände ¹²⁶⁶
Negligé	<i>Neglige</i> (JWG3)	wahrscheinlich in der Bdt. Kleid aus zartem Stoff; eigentlich Nacht- oder Morgengewand der Dame ¹²⁶⁷
Panierkleid	<i>bannien kleit</i> (JWG101)	franz. Korb: Reifrockgestell in Form und Konstruktion eines Korbes ¹²⁶⁸
Architektur / Möbel / Einrichtung / Landschaftsgestaltung		
Allee	<i>Alle</i> (JWG195)	
Altan	<i>alltan</i> (JWG11)	lat.-ital. (Architektur): Söller, vom Erdboden aus gestützter balkonartiger Anbau ¹²⁶⁹
Balkon	<i>Balk[on]</i> (NM2)	
Bibliothek	<i>biebeldäck</i> (JWG50)	

1264 Vgl. ebd., S. 385. – Im ThWb im Sinne von ‚(auffälliger) Kleidung‘ für das Ilmthüringische (vgl. Art. „Habit“, in: ThWb II, Sp. 782). – Belegt ist für das mittlere und östliche Thüringen auch die diminuierte Form *Hawitchen* oder *Habitchen* für ‚Anzug, Kleidung‘ von franz. *habit* oder lat. *habitus* (vgl. Militz: Französisch im Thüringischen, S. 65 f.).

1265 Vgl. ebd., S. 103.

1266 Vgl. ebd., S. 499.

1267 Vgl. Art. „Negligé“, in: GWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=N01563> (12.02.2024).

1268 Vgl. Wisniewski, Claudia: Wörterbuch des Kostüms und der Mode (Reclams Universal-Bibliothek Reclam-Sachbuch, Nr. 18762). Stuttgart: 6., aktual. und erw. Aufl. 2010, S. 186.

1269 Vgl. Duden. Fremdwörterbuch, S. 55; im ThürWb vermerkt als: „überdachter Gang am Hause“ (nur selten im Ilmthüringischen [ThürWb II, Sp. 141]).

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
Kanapee	<i>kanebe</i> (JWG38), <i>Canabe</i> (JWG145)	
Loge	<i>losse</i> (JWG97, 100, AG6), <i>lose</i> (JWG195), <i>loche</i> (NM2)	
logieren/logiert	<i>luschiert</i> (JWG4), <i>lussieren</i> (JWG41), <i>lusirt</i> (JWG62), <i>lo[ß]iert</i> (JWG62), <i>lusiern</i> (JWG63)	
möbliert	<i>Mebel[ir]t</i> (JWG8)	
Rabatte	<i>Ra[baj]de</i> (JWG152)	
Salon	<i>Sallong</i> (zweimal in JWG195), <i>Sallon[e]</i> (JWG195), <i>sallon</i> (NM2)	
Handel und Transport		
adressieren	<i>Adressirn</i> (NM15), <i>adrisiren</i> (NM15), <i>atdresi[er]en</i> (AG3)	
Assignmenten	<i>Assichnassiong</i> (JWG216)	lat.: Geld- oder Zahlungsanweisung ¹²⁷⁰
Paket/-e	<i>Packede</i> (JWG65), <i>Packete</i> (JWG110), <i>Paket</i> (JWG110), <i>bakhet</i> (JWG216), <i>Packet</i> (JWG2, zweimal in JWG64, zweimal in JWG110, JWG111), <i>bucket</i> (JWG63, zweimal in 216), <i>baket</i> ((NM4), <i>Backht</i> (NM4), <i>Baiket</i> (JWG79)	
paketmachen	<i>Bucket [m]achen</i> (JWG216)	
Quartier	<i>qardir</i> (JWG138, 193), <i>qardier</i> (JWG182),	
Quartiergeld	<i>Qartir gelt</i> (JWG34), <i>QardirGellt</i> (JWG34)	
Einquartierung umquartiert	<i>Ei[n]qardirug</i> (JWG225) <i>um qartir</i> (JWG34)	
profitieren	<i>Porfediren</i> (JWG30), <i>Profediern</i> (JWG31)	

¹²⁷⁰ Vgl. Duden. Fremdwörterbuch, S. 98.

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
Quittung/-en	<i>quidug</i> (JWG83), <i>qittu[ng]</i> (JWG117), <i>quitug</i> (zweimal in JWG143), <i>qüttug</i> (JWG149), <i>qiett[ung]</i> (JWG173), <i>quid</i> <i>[un]g</i> (JWG216)	
transportieren	<i>dransPordieren</i> (JWG42), <i>transbo[rd]</i> <i>iern</i> (JWG108)	
Berufsbezeichnungen im weitesten Sinn		
Bauinspektor	<i>Ba[u]</i> in <i>Spekdor</i> (JWG152), <i>bauinsepeter</i> (JWG157), <i>Pau inspekder</i> (JWG170), <i>Bauinspeckdor</i> (JWG173), <i>bau[m]inspekder</i> (JWG173), <i>Pauinspeckder</i> (JWG184), <i>Pauinspeckdor</i> (JWG184)	
Doktor Frau Doktorin	<i>Dockder/dockder</i> (21-mal) <i>Frau Dockderin</i> (NM15)	Ehefrau des Arztes
Konditor	<i>kodider</i> (JWG28)	
Kondukteur	<i>Conduder</i> (JWG145)	von franz. <i>conducteur</i> : „Aufseher, Verwalter“ ¹²⁷¹ ; Vorsteher oder Verwalter in verschiedenen, meist öffentlichen Bereichen und Institutionen; im (öffentlichen) Baugewerbe; ¹²⁷² hier Baukondukteur, d. h. niederer Baubeamter
Patienten	<i>bazienden</i> (NM18)	
Professor	<i>Professer</i> (14-mal), <i>Profeser</i> (sechsmal), <i>Proffeer</i> (JWG168), <i>Professser</i> (JWG173), <i>[P]roferser</i> (JWG182)	

1271 Vgl. Art. „Kondukteur“, in: DWDS, <https://www.dwds.de/wb/Kondukteur> (12.02.2024).

1272 Art. „Kondukteur“, in: GWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=K02948> (12.02.2024).

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
(Gerichts-)Sekretär	<i>geri[ß] söckerder</i> (JWG62), <i>gerichst Säkerder</i> (JWG120)	
(Kammer-)Sekretär	<i>Cam[m]er Säkerdär</i> (JWG120)	
Syndikus	<i>S[in]dekus</i> (AG6)	
Tapezierer	<i>Dabezir</i> (JWG3), <i>Dabezier</i> (JWG38)	
Militärwesen		
Gendarm	<i>Schandarm</i> (JWG195)	
Marschall	<i>Marschal</i> (JWG162)	
Offizier/-e	<i>Offzier</i> (JWG194), <i>Ofezir</i> (Pl., JWG195), <i>ofezir/Ofezir</i> (zweimal in JWG195), <i>offezir</i> (Pl., zweimal in JWG195), <i>Offezir</i> (NM2), <i>Ofezirs</i> (Pl., NM18)	
Husaren-Offizier	<i>Hussaren Offezir</i> (JWG62)	
Unteroffizier	<i>Underoffezir</i> (JWG42)	
Eigenschaften		
apartes	<i>abardes</i> (JWG47)	
brillant	<i>brilliant</i> (NM2), <i>briliand</i> (NM21), <i>Prülliant</i> (NM11)	
charmant	<i>scharmant</i> (JWG68)	
ennuyant ennuyiert	<i>anily]ant</i> (AG6) <i>anujiert</i> (JWG181)	franz.: ‚langweilig‘
Gravität	<i>g[avi]deit</i> (JWG166) ¹²⁷³	gravitatisch, seit dem 16. Jh. auch Gravität, lat.: ‚Würde, Erhabenheit‘ ¹²⁷⁴ ; im ThWb <i>gravitatisch</i> im Sinne von ‚stolz, würdevoll‘ für das Ilmthüringische ¹²⁷⁵

¹²⁷³ und *ich* *gebe ihn in allem recht und habe mich recht by ihn in g[avi]deit [g]lese* (JWG166).

¹²⁷⁴ Vgl. Art. „gravitatisch“^{2a}, in: DWDS, <https://www.dwds.de/wb/etymwb/gravit%C3%A4tisch> (08.01.2024).

¹²⁷⁵ Vgl. Art. „gravitatisch“, in: ThWb II, Sp. 708.

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
Humor	<i>Houmor</i> (JWG28), <i>Homor</i> (JWG42, 78), <i>Homer</i> (JWG68)	
honetten	<i>hometten</i> (JWG83)	
Interesse interessiert	<i>indrße</i> (JWG120) <i>in treßirt</i> (JWG169), <i>indres siert</i> (NM10)	
kurios	<i>kur[g/j]ors</i> (JWG30) ¹²⁷⁶	
maliziös	<i>Malisiehes</i> (JWG101)	lat.-franz.: ‚arglistig‘, ‚hämisch‘, ‚boshaft‘ ¹²⁷⁷ im ThWb als ‚boshaft, tückisch, launenhaft‘, teilweise auch ‚grob, frech‘ (für Jena, Erfurt usw.); ¹²⁷⁸ hier in der Bdt. ‚frech‘
prophetischen Geist	<i>Prophetdissen Geist</i> (JWG166)	
Gesundheitswesen		
Hämorrhoidalumstände	<i>hemeroldalumstän den</i> (NM15)	
Hypochonder	<i>hibekonder</i> (NM4)	
Katarrh Katarrhalfieber	<i>Cathar</i> (zweimal in JWG42), <i>kade[r]allfüber</i> (JWG168)	
Kur/-en	<i>Cur</i> (JWG162), <i>kuren</i> (JWG166)	
kuriert/-n	<i>kurirt</i> (JWG142), <i>Curirn</i> (JWG162), <i>kuri[r]te</i> (JWG195)	
Literatur und Briefkultur		
Almanach	<i>Allmenach</i> (NM15), <i>allmenach</i> (NM5)	
Billet/-s	<i>Bieliet</i> (JWG216), <i>bilies</i> (AG6)	franz.: 1. seit frühem 18. Jh. allgemeiner verwendet, zunächst in der Bdt. ‚Eintrittskarte‘, auch ‚(Lotterie-)Los‘; 2. ‚kurzes Schreiben,

¹²⁷⁶ Eine andere Variante, die nicht Bestandteil des Korpus ist, lautet: *kurigos* (93/12).

¹²⁷⁷ Vgl. Duden. Fremdwörterbuch, S. 627.

¹²⁷⁸ Vgl. Art. „maliziös“, in: ThWb IV, Sp. 452.

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
		kleiner Brief, Blättchen, Zettel mit kurzer Mitteilung (häufig privaten Charakters), der meist durch Boten (im Ort) überbracht oder einer Sendung beigelegt wurde; ¹²⁷⁹ in AG6 in der Bedeutung ‚Eintrittskarte‘
Exemplar/-e	<i>Ecks Sembelar</i> (JWG17), <i>Exemplar</i> (JWG36), <i>Exsembelar</i> (JWG112), <i>[X]sembelahr</i> (JWG194), <i>E[x]sembelar</i> (NM19)	
Text	<i>decks</i> (JWG100)	
Zirkular	<i>zirkular</i> (JWG149)	‚Rundschreiben, Umlaufschreiben‘
Sonstiges		
Adieu	<i>Atgie/atgie</i> (JWG2, 7, 18), <i>adiege</i> (JWG15), <i>Adie</i> (JWG20, 63, 105, 142, AG6), <i>at[g]ir</i> (JWG79), <i>adi[g]</i> (JWG89), <i>adi[j]je</i> (JWG119), <i>atdige/Atdige</i> (JWG134, 153, 187), <i>Adige</i> (JWG138), <i>adig[l]</i> (JWG155), <i>Atdig</i> (JWG178), <i>adieg</i> (JWG182), <i>adige</i> (JWG207)	
attestieren	<i>attediern</i> (JWG173)	
Belvedere ¹²⁸⁰	<i>Plfeder</i> (zweimal in JWG6), <i>belveder/ Belveder</i> (JWG105, 187), <i>belfeder</i> (JWG112, 160)	
Chrysolith	<i>krißelit</i> (JWG164)	

¹²⁷⁹ Vgl. Art. „Billett“, in: DFWb² III, S. 307; im ThWb nur in der Bedeutung ‚Eintrittskarte‘ vermerkt (Art. „Billett“, in: ThWb I, Sp. 770).

¹²⁸⁰ Für Hildburghausen ist 1890 das Verb *belvedere* in der Bdt. ‚ein sorgloses Leben (im Schloss *Belevedere*) führen‘ belegt (vgl. Art. „belvedere“, in: ThWb I, Sp. 669).

Tab. 28 (fortgesetzt)

Fremdwort / Bereich	Schreibvarianten	Bedeutung / Bemerkungen
Exempel	<i>Ecksseml</i> (JWG52)	
Globus	<i>Cllobus</i> (JWG63), <i>klobuß</i> (JWG68)	
Jubiläums	<i>Jubeleums</i> (JWG149)	
Karbatsche	<i>Kurwasse</i> (JWG161)	türk.-ung.-tsch.: lederne Riemenpeitsche; ¹²⁸¹ im ThWb verstreut für das Ilmthüringische belegt ¹²⁸²
Connection	<i>konneckssieonn</i> (JWG62)	
Lotterie	<i>lotdri[e]</i> (AG4)	
Optik ¹²⁸³	<i>Obdik</i> (JWG127)	
Orakel	<i>orrakal</i> (AG6)	
Perioden	<i>Prriden</i> (NM15)	
Porzellan	<i>Borzlans</i> (Pl., NM21)	
prophezeit	<i>Profezeit</i> (NM4)	
Rubinen	<i>rubinen</i> (JWG164)	
Smaragden	<i>schamrachten</i> (JWG164)	

1281 Vgl. Duden. Fremdwörterbuch, S. 508 sowie AWb: Art. „Karbatsche“, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=K00375> (27.01.2024).

1282 Vgl. Art: „Karbatsche“, in: ThWb III, Sp. 353.

1283 Christiana Vulpius schrieb am 20. November 1799 an Goethe: „Lieber, ich glaube nun nicht, daß Du diese Woche kömmt. Die *Optik* hat mich gar nicht gefreut; der Gustel hat auch gleich gesagt: „Nu kömmt das Väterchen noch nicht.“ (GC I, Nr. 255, Hervorhebung durch die Verf.). Gräf merkt hierzu an, dass Goethe laut seines Tagebucheintrags vom 16. November wieder an der Farbenlehre zu arbeiten begann, worauf sich das Wort „Optik“ in Christianas Brief beziehe (GC II, S. 906). Jedoch könnte es sich in diesem Kontext auch um einen Malapropismus des Fremdwortes *Optik* im Sinne von ‚Aussicht‘ (in Anlehnung an die ‚Lehre vom Sehen‘) handeln, was die verwendete Zeitform naheulegen scheint, oder um ein Wortspiel, welches sich auf beide Bedeutungen bezieht. Die Nebenbedeutung im Sinne des ‚optischen Eindrucks‘ (vgl. Art. „optisch“, in: DWDS, <https://www.dwds.de/wb/etymwb/optisch> [27.01.2024]) oder ‚äußeren Erscheinungsbildes‘ ist etymologisch jünger und findet sich weder bei Adelung (AWb) noch im Deutschen Wörterbuch (GWb).

Die obige Auflistung vermittelt einen Eindruck von der Bandbreite der Verwendung von Fremd- oder Lehnwörtern aus anderen Sprachen in den Briefen Christiana von Goethes. Für Personen, die selbst keiner Fremdsprache mächtig und somit weder in Aussprache noch Schreibung mit diesem Vokabular vertraut waren, stellt die Graphie eine Herausforderung dar. Es handelt sich hierbei nicht um einen alltäglichen Wortschatz breiter Bevölkerungsschichten.

Häufig vertreten ist beispielsweise die Lexik aus dem Bereich der Künste, Musik und des Tanzes sowie der dazugehörigen gesellschaftlichen Veranstaltungen wie <Redouten>, der Besuch des <Theaters>, eines <Konzerts>, der <Oper>, der <Komödie>, eines <Vauxhalls> oder <Ressourcenballs>, aber auch Musikinstrumente, die <Silhouette> oder die <Aktrice>.

Des Weiteren nimmt der soziale und kulturelle Wortschatz, der aus dem höfischen Kontext, dem Gesellschaftsleben mit den dazugehörigen Geselligkeiten entstammt, breiten Raum ein. Hierzu zählen nicht nur Anredeformeln wie <Madame>, <Mademoiselle> oder <Komtesse>, sondern auch die Gepflogenheit <Visiten> und <Gegenvisiten>, ein <Kompliment>, <die Cour> und ebenso eine <Promenade> zu machen. Ferner sind Fremdwörter aus dem Feld der Architektur, Einrichtung und Landschaftsgestaltung vertreten wie der <Salon>, die <Loge> oder das <Kanafee>. Auch Eigenschaften sowie die entsprechenden Substantive dazu sind zu finden, darunter <brillant>, <ennuyant> und <honette>. Bezeichnungen von Stoffen wie <Halb-Atlas>, <Kalico-Halb-Atlas> oder <Barchent> begegnen dem Leser ebenso wie ein <Panier-Kleid> und der <Habit>.

Ein anderer Komplex steht mit Christiana von Goethes Einbindung in die vielfältigen Aufgaben und Interessen ihres Mannes in Zusammenhang, mit denen sie besonders durch seine häufige Abwesenheit, in der sie ihm zuarbeitete und das große Hauswesen am Frauenplan verwaltete, konfrontiert wurde. So ist die Rede von der <Bibliothek>, <Exemplaren>, einem <Globus>, dem <Zirkular>, dem <Sekretär>, <Assignationen> oder dem <Almanach>. Beiden wichtig waren exquisite Speisen und Getränke, so der <Champagner>, <Kaviar> oder <Schokolade>.

Dieser Überblick verdeutlicht die Vielfalt der Themenfelder, in denen die Schreiberin fremdsprachliche Ausdrücke verwendete, von denen viele Bezeichnungen sicher nicht von Kindesbeinen an zu ihrem alltäglichen Wortschatz gehörten. Man kann davon ausgehen, dass Christiana von Goethe die Schreibung der meisten dieser Wörter nicht im Schriftbild kannte oder gar erlernt hatte. Dementsprechend schlägt sich die „weimarische Dialekt-Orthographie“¹²⁸⁴ in hohem Maße in der Schreibung von Fremd- und Lehnwörtern nieder. In diesem Bereich scheint die These zutreffend, dass Christiana von Goethe größtenteils

1284 Militz: Französisch in thüringischen Dialekten, S. 18.

nach dem Prinzip „Schreib, wie du sprichst“ verfuhr,¹²⁸⁵ d. h. es dominieren phonographische oder an die Lautung angelehnte Schreibweisen. Dementsprechend treten Unsicherheiten bei der Niederschrift der Fremd- und Lehnwörter auf, wovon wiederum überdurchschnittlich viele Korrekturen zeugen. Es kommen unterschiedliche Schreibungen bzw. Varianten eines Wortes vor, teilweise auch innerhalb eines Briefes wie bei <applaudieren>, welches in drei Varianten innerhalb eines Briefes vertreten ist, oder <adressieren> in zwei Varianten. Der Variantenreichtum ist über den Fremdwortgebrauch hinaus ein Kennzeichen der Schreibung in Christiana von Goethes Briefen.

Anhand der vorliegenden Auflistung in Tab. 28 lassen sich einige phonologisch-sprechsprachliche Prägungen erkennen, die sich in der Schreibung niederschlagen. Da die Einzelphänomene meist nicht in großem Umfang vertreten sind, handelt es sich hierbei um Tendenzen auffälliger Merkmale.

Im Bereich der Fremd- und Lehnwörter zeigt sich die für das Thüringische typische Konsonantenschwächung recht ausgeprägt: <p> wird zu (zum Beispiel in *bucket/bakhet/baket/Backth*, *Kardofelen*, *abblaudiren* [neben anderen Varianten], *Canabe* und *Ober*), <t> zu <d> (beispielsweise in *Deadr/deader Säkerdär/Säkerder*, *qardir*, *Pargend* [mit hyperkorrektem *p* am Wortanfang], *Ra[ba]lde*) oder *quidug/quid[un]g*). Probleme bereitete der Lautwert [j], der – wahrscheinlich hyperkorrekt – mehrfach als <g> geschrieben wird, so in den meisten Schreibvarianten von <Adieu> und <Bouteillen> sowie in der Form *kuri[g/j]os*. Bei <Bouteillen> finden wir häufiger die Endung *-gen*, wobei es sich um eine Übertragung der Diminution handeln könnte.

Ein Bereich der Fremdwortschreibung, der klassischerweise Probleme bereitet, betrifft die Grapheme <ph>, <th> und <rh> in griechischen Lehnwörtern.¹²⁸⁶ Diese kommen im Korpus nur selten vor, sodass sich der Umgang der Schreiberin mit ihnen nur in Ansätzen erkennen lässt: Anstelle von <th> schreibt sie einmal *d* (*biebeldäck*) und einmal *t* (*krißelit*); auch das häufig vorkommende <Theater> wird durchgehend ohne *h* geschrieben. Der *Dehe Dansong* (franz. *thé dansant*) gehört nicht zur Kategorie der aus dem Griechischen stammenden Fremdwörter, soll aber der Vollständigkeit halber aufgeführt werden. Für Fremdwörter mit <ph> finden sich nur zwei Beispiele, die denselben Wortstamm aufweisen: *Profezeit* und *Prophetdissen*, einmal mit *th* und einmal naheliegenderweise mit *f*. Das Graphem <rh> verwendet die Schreiberin nicht in den aufgeführten Fremdwörtern; standardmäßig wäre es vertreten in <Hämorrhoidalumstände>, welches als

¹²⁸⁵ Vgl. ebd.: Französisch in thüringischen Dialekten, S. 19.

¹²⁸⁶ Vgl. Munske, Horst Haider: Lässt sich die Orthographie der Fremdwörter reformieren? In: Zabel, Hermann (Hrsg.): Fremdwortorthographie. Beiträge zu historischen und aktuellen Fragestellungen (Reihe Germanistische Linguistik, 79). Tübingen 1987, S. 76–93.

hemeroldalumstän den realisiert wird, und in *Katarrh*, geschrieben *Cathar* oder *kade[r]allfüber* (<Katarrhalfieber>).

Unbekannt ist der Schreiberin die Umsetzung des <t>, das vor den Fremdsuffixen wie *-ion*, *-ient*, *-iell*, *-iös*, *-ium* usw. als Affrikata gesprochen wird.¹²⁸⁷ Christiana von Goethe realisiert dieses als *ss* wie in *Assichnassiong* (<Assignationen>), *konneckssieonn* (<Connection>) oder als *z* in *bazienden* (<Patienten>). Auch das Suffix von dem aus dem Französischen stammenden *malicieux* (dt. <maliziös>) wird mit *s* realisiert: *Malisiehes*. Die Endung *-or* wird entrundet als *-er*; so enden die verschiedenen Varianten von <Professor> (vorwiegend als *Professer* in den Briefen) sowie *Dockder/dockder* ausschließlich auf *-er*, ebenso *kodider* (<Konditor>). Eine Ausnahme bildet der <Bauinspektor>, der fünfmal auf *-or* und nur zweimal auf *-er* endet.

Weitere belastbare Aussagen, insbesondere bezüglich der Besonderheiten bei der Vokalschreibung, lassen sich kaum verallgemeinern. So bemerkt Militz hinsichtlich der Vokalverwendung, dass <o> zu <u> werde, da die Schreiberin *luschiert* statt <logiert> verwende.¹²⁸⁸ Tatsächlich ist die Schreibung mit *u* statt <o> für dieses Beispiel in den Briefen vorherrschend, jedoch existiert daneben auch die Variante mit *o* in *loß/jiert* (JWG62) sowie im Nomen <Loge>, das ausschließlich mit *o* (*losse*, *lose*, *loche*) geschrieben wird. Darüber hinaus gibt es zahlreiche andere Beispiele, in denen ein <o> auch als ein solches realisiert wird. Ähnliches gilt für Militz' Beobachtung, dass ein langes <i> zu *ü* werde, wie in *Schmüßen* für <Chemisen>.¹²⁸⁹ Allerdings scheint dieses Beispiel eher die Ausnahme als die Regel zu sein, denn mehrheitlich verwendete Christiana von Goethe in diesen Fällen ein *i* oder *ie*, wie in *abbediet/abbediet* für <Appetit>, *Comliemet/C[o]mbilme [n]t* für <Kompliment>, *vißiete / geegen fieside / Kafe Visiete* oder *ackdrißse*.¹²⁹⁰

Bemerkenswert sind zwei unterschiedliche Tendenzen bei der Schreibung verhältnismäßig frequenter Fremdwörter. So zeigt sich einerseits die Herausbildung gewisser Präferenzen wie bei <Kömodie>, mehrheitlich entrundet als *Come-die* (zwölfmal), *Commedie* (sechsmal), <Redoute> vor allem als *Redute* (14-mal), *Redude* (zehnmal), <Theater>, überwiegend als *teader/Teader* (15-mal), sowie <Professor>, meist als *Professer* (14-mal) und *Profeser* (sechsmal). Andererseits gibt es frequente Fremdwörter mit einer gemessen am Vorkommen außerordentlich großen Variationsbreite, wie <Bouteille>, <Adieu> und in geringerem Maß auch <Paket/-e>, <Bauinspektor> und <Champagner>. Diese Beispiele unterstreichen noch einmal die besonderen Schwierigkeiten der Umsetzung des Lautwertes [j].

¹²⁸⁷ Vgl. ebd., S. 87.

¹²⁸⁸ Vgl. Militz: Französisch in thüringischen Dialekten, S. 19.

¹²⁸⁹ Vgl. ebd.

¹²⁹⁰ Zweimal wird ein kurzvokalisches <i> zu <ü> (*Prülliland* und *qüttug*).

Bezüglich der <Theater>-Schreibung fällt auf, dass diese in nur zwei von 21 Belegen mit Konsonantenschwächung realisiert wurde, obwohl dies im mitteldeutschen Raum zu erwarten wäre. Eine mögliche Erklärung wäre, dass Christiana von Goethe als eine leidenschaftliche Theaterbesucherin und Vermittlerin zwischen Goethe und den Schauspielerinnen und Schauspielern dieses Wort sehr geläufig war.

Hans-Manfred Militz konstatiert hinsichtlich der Fremdwortschreibung in den Briefen Christiana von Goethes abschließend Folgendes:

Es zeigt sich, dass die Schreibung der franz. Wörter noch unsicherer ist als die der deutschen. Christiane hat sie nur vom Hörensagen gekannt, und sie ist dabei der Aussprache ihres heimatlichen Dialekts, als dem Ilmthüringischen zugehörig, gefolgt. Die Übernahme des eigenen Lautsystems zeigt, wie intensiv ihre Mundart wirkt und keinen Platz für fremdsprachliche Sonderregeln zulässt.¹²⁹¹

Dem ist in großen Teilen zuzustimmen. Allerdings erscheint die Schlussfolgerung hinsichtlich der starken Wirkungen des Dialektes, welcher keine fremdsprachlichen Sonderregeln zulasse, problematisch. Es ließe sich umgekehrt fragen: Welches andere Lautsystem außer dem mundartlichen hätte einer Sprecherin des Ilmthüringischen um 1800 ohne Fremdsprachenkenntnisse zur Verfügung gestanden? – Wohl keines. Christiana von Goethe kannte diese Sonderregeln so wie ein Großteil der damaligen Bevölkerung (die ebenfalls Dialektsprecher waren) schlichtweg nicht. Wenn man bedenkt, dass unserer Schreiberin die Regeln der Phonem-Graphem-Korrespondenzen des Deutschen nicht in umfänglicher Weise geläufig waren – weil sie keine Gelegenheit hatte, diese systematisch zu erlernen –, kann man dies schwerlich für eine nie erlernte Fremdsprache erwarten. Es lässt sich die Frage stellen, ob man bei weniger routinierten Schreibenden wie Christiana von Goethe ein Sprachbewusstsein im fremdsprachlichen Bereich voraussetzen kann. Da sie wohl auch nur selten mit Sprechern von Fremdsprachen näher in Kontakt getreten ist, erscheint dies weniger wahrscheinlich. Somit ist in diesem Bereich die dialektal-sprechsprachliche Prägung erwartungsgemäß am größten.

Zur Einordnung dieser Befunde ist anzumerken, dass die Fremdwortschreibung seit jeher große Herausforderungen mit sich brachte, auch für geübte Schreiber. Daran hat sich trotz Rechtschreibreformen bis in die heutige Zeit wenig geändert. So wies beispielsweise Horst H. Munske noch vor der Rechtschreibreform von 1996 und den anschließenden Überarbeitungen als einer unter vielen auf strittige Punkte und Inkonsistenzen hin. So nennt er beispielsweise „die zahlreichen Fälle graphematisch unbegründeter Doppelkonsonanz“ und fragt: „Warum schreiben wir *Komödie* mit <m>, aber *Kommode* mit <mm>, ähn-

¹²⁹¹ Militz: Französisch in thüringischen Dialekten, S. 19.

lich *Kavalier* und *Kavallerie*, *interpolieren* und *interpellieren*?“¹²⁹² So verwundert es nicht, dass die besagte <Komödie> im Briefkorpus öfter mit Geminatio auftritt. Die Komplexität der Fremdwortschreibung führt u. a. Gerhard Augst in einem Aufsatz anhand der Vokalquantität vor Augen.¹²⁹³

Christiana von Goethe befindet sich mit den Unsicherheiten hinsichtlich der Fremd- und Lehnwortschreibung in ‚guter Gesellschaft‘. So sind ähnliche Schwierigkeiten auch für Catharina Elisabeth Goethe und Maria Anna Mozart belegt.¹²⁹⁴ In Catharina Elisabeth Goethes Briefen sind unter anderem die folgenden Schreibweisen zu lesen: *schäße* (<Chaise>, Brief vom 17. Juni 1781), *Pradiodißmus* (<Patriotismus>, Brief vom 23. Dezember 1793), *prenumorirt* (<pränumeriert>, ‚im Voraus bezahlt‘, Brief vom 15. Juni 1794), *Supjette* (<Subjekte>, Brief vom 22. Mai 1798), *Coffe* (<Kaffee>, Brief vom 20. Juli 1799), *Schapo* (<Jabot>, Brief vom 7. Juli 1800), *matje* (<Metier>, Brief vom 26. August 1805) und dergleichen mehr.¹²⁹⁵ Bei Maria Anna Mozart stoßen wir auf *pulvar* (<Boulevard>), neben *charmant* tritt auch die Variante *schermant* auf, außerdem *schagetel* (<Jakett>), *bolones* (<Polonaise>: ‚Überkleid‘) und *fisonemie* (<Physiognomie>).¹²⁹⁶ Freilich sind diese Schreibungen nach heutigen standardsprachlichen Maßstäben nicht korrekt. Dennoch käme es einem Fehlurteil gleich, inkorrekte Fremdwortschreibungen als Indiz für einen geringen Bildungsgrad zu werten, insbesondere bei Personen, die der Prestigesprache Französisch nicht mächtig waren. Selbst die Briefe Leopold Mozarts, der Französisch in Wort und Schrift beherrschte, sind nicht frei von phonetischen Schreibungen, wie folgende französische Modetermini zeigen: *gottillon* (<cotillon>: ‚Unterrock‘), *Contusch* (<contouche>: ‚Überkleid‘), *duppé* für <Toupet> und *Schenion* (<chignon>: ‚Haarknoten‘).¹²⁹⁷

Christiana von Goethes Briefe zeugen nun vielmehr von einer Kenntnis fremdsprachiger Ausdrücke in bemerkenswert vielen Bereichen, die sie seman-

1292 Munske: Orthographie der Fremdwörter, S. 86 (Hervorhebungen im Original).

1293 Vgl. Augst, Gerhard: Zur graphischen Bezeichnung der Vokalqualität bei Fremdwörtern. In: Zabel, Hermann (Hrsg.): Fremdwortorthographie. Beiträge zu historischen und aktuellen Fragestellungen (Reihe Germanistische Linguistik, 79). Berlin 1987, S. 94–110.

1294 Ein systematischer Vergleich der Fremdwortschreibung bei diesen drei Schreiberinnen wäre für eine größer angelegte Untersuchung lohnend, insbesondere um die Abhängigkeit der Fremdwortschreibung von der Mundart zu prüfen. An dieser Stelle kann vorerst nur punktuell auf einige Beispiele aus der Sekundärliteratur verwiesen werden.

1295 Bertha Merkel konstatiert für Catharina Elisabeth Goethe im Zusammenhang mit der Entrundung von Vokalen, dass diese vor allem bei Fremdwörtern vorkomme, „wo ihre [C. E. Goethes, Anm. d. Verf.] Kenntnis der Rechtschreibung sie ohnehin meist im Stich ließ.“ (Merkel: Sprache der Mutter Goethes, S. 105).

1296 Vgl. Reiffenstein: Sprachvariation II, S. 209.

1297 Vgl. ebd.

tisch korrekt verwendet, obwohl ihr viele dieser Begriffe sicher nicht von Kindheit an geläufig waren. Die angeführten Beispiele zeigen schließlich eine beachtliche Bandbreite von Themenbereichen, in denen sie sicher mit fremdsprachlicher Lexik umgegangen ist, ohne dass sie diese schulisch (und wahrscheinlich auch nur begrenzt im familiären Umfeld) in ihrer Kindheit erlernt hatte. Hinsichtlich der Schreibweisen erscheint es nur allzu folgerichtig, dass sich die Schreiberin ohne Fremdsprachenkenntnisse am Lautbild orientierte.

Bislang richtete sich der Fokus hinsichtlich der Fremd- und Lehnwörter auf die Reflexe der mündlichen Sprache, die sich in den schriftlichen Zeugnissen Christiana von Goethes niederschlugen. Voeste kehrt diese Perspektive um und fragt nach dem Einfluss der Lese- und Schreibfähigkeit auf die Kompetenzen in der mündlichen Sprache. Sie führt eine Studie an, die zeigt, dass funktionale Analphabeten Probleme bei der Aussprache von Fremd- und Lehnwörtern hatten; bei diesen war eine undeutliche oder falsche Aussprache zu beobachten.¹²⁹⁸ Basierend auf dieser Annahme geht Voeste davon aus, dass auch Christiana von Goethe in der Gesellschaft des ausgehenden 18., beginnenden 19. Jahrhunderts aufgrund der mangelhaften Aussprache fremdsprachlicher Ausdrücke Nachteile und Ausgrenzung erfahren hat.

In the intellectual and academic discourses of the aspiring bourgeoisie of the eighteenth and nineteenth century, any mistake could and would have been noticed. Christiane Vulpius, who was allowed to make public appearances after being married to Goethe in 1806, suffered from the mockery and jibes of the ladies in Weimar. We can assume that a restricted proficiency at least in view of her academic vocabulary might have aggravated her visits to Weimar salons.¹²⁹⁹

Zweifellos waren fehlende Fremdsprachenkenntnisse in der stark französisch geprägten Oberschicht von Nachteil. Ohne diese war eine Akzeptanz in diesen Kreisen für Christiana von Goethe sicher noch schwerer zu erlangen. Es ist unbestritten, dass sprachliche Kompetenzen und die damit einhergehende Nutzung unterschiedlicher Sprachregister und Sprachen als Machtfaktor und damit auch zur Ausgrenzung (aus-)genutzt werden können. Umgekehrt ist es aber auch äußerst fraglich, ob profunde Fremdsprachenkenntnisse den Weg in die Gesellschaft des gehobenen Bürgertums und Adels in irgendeiner Form geebnet hätten – sowohl die als Makel empfundene Herkunft als auch ihre Vergangenheit als die langjährige Geliebte Goethes wogen mit Sicherheit schwerer.

¹²⁹⁸ Vgl. Löffler, Cordula: Analphabetismus in Wechselwirkung mit gesprochener Sprache. Zu Sprachentwicklung, Sprachbewusstsein, Variationskompetenz und systematisch fundierter Förderung von Analphabeten. Aachen 2002 (Reprint).

¹²⁹⁹ Voeste: *A mensa et thoro*, S. 256. – Vgl. zur sprachlichen Diskriminierung auch Kapitel 4.2.3.

Wahrscheinlich hätten weitreichendere Kompetenzen in diesem Bereich aber dazu beigetragen, dass sich Christiana von Goethe nach ihrer Heirat selbstbewusster und selbstverständlicher in den gehobenen Gesellschaftskreisen hätte bewegen können und nicht Gefahr lief, von Gesprächen ausgeschlossen zu werden, indem beispielsweise ins Französische gewechselt wurde. Belege für ein solches Vorgehen gibt es nicht. Dass Christiana von Goethe zumindest mit ihren schriftsprachlichen Fähigkeiten selbst haderte, geht aus ihren Briefen deutlich hervor und führte in ihrem Fall dazu, dass sie im Laufe der Zeit immer weniger selbst schrieb und diese ungeliebte Tätigkeit wann immer möglich delegierte.

4.3.4.2 Regionalsprachlicher und dialektaler Wortschatz

Neben phonetischen Interferenzen aus der thüringischen Mundart¹³⁰⁰ sind in den Briefen Christiana von Goethes lexikalische Besonderheiten zu finden, die auf den thüringischen Dialekt zurückgehen (vgl. Tab. 29).

Tab. 29: Dialektwortschatz.

normalisierte Wortform	Schreibung in den Briefen	Bedeutung/Anmerkungen
alleweile	insg. 18 Belege	ThWb: ‚soeben, jetzt‘ ¹³⁰¹ AWb als † markiert: „ein Oberdeutsches Umstandswort der Zeit, welches im Hochdeutschen nur noch in den gemeinen Sprecharten üblich ist, für eben jetzt.“ ¹³⁰²
angehen, etwas geht an	<i>diessen Monat gehet auch daß ein machen a[n] (JWG11), in garden auf der Wisse geht es nu balt mit Obst an. (JWG11), jzo gehen b[e]y uns die winder Freuden an (JWG101), aus lauder hassi[g] keid [m]öchte ich ven</i>	meist im Sinne von ‚beginnen, anfangen‘, was für den thüringischen Sprachraum die Hauptbedeutung ist, ¹³⁰³ auch ‚vonstattengehen, gelingen‘ oder ‚möglich sein‘ ¹³⁰⁴

1300 Vgl. Kapitel 4.3.2.1 und 4.3.2.2.

1301 Art. „alle(r)weile“, in: ThWb I, Sp. 130 f.

1302 Art. „Alleweile“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=A01599> (08.01.2024).

1303 Art. „angehen“, in: ThWb I, Sp. 186. Auch bei Adelung in ähnlicher Bedeutung belegt als ‚vonstattengehen, gelingen‘ oder für ‚tunlich sein, möglich sein‘ wie auch bei Adelung vermerkt, gebraucht (Art. „Angehen“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=A02135> (08.01.2024).

1304 Art. „Angehen“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=A02135> (08.01.2024).

Tab. 29 (fortgesetzt)

normalisierte Wortform	Schreibung in den Briefen	Bedeutung/Anmerkungen
	<i>es nur Einicher massen an gin Ein vächelichgen nehm und mit dem Pübe[ch]en zu Dir fahren (JWG50), Er bitde sehr daß du lieber Seinn bestümden gehalt vom Ostern ang[e]hen lassen mächtes (JWG50)</i>	
grämlich	<i>grämlich (JWG162), grämli[g/ch] (JWG216)</i>	AWb: „anhaltend mürrisch, üble Laune habend, und solche im äußern an den Tag legend, besonders durch entstellte Gesichtszüge; ein nur im gemeinen Leben übliches Wort, wofür in den niedrigern Sprecharten auch grämisch, im Oberdeutschen aber grämig und gramhaft üblich ist“; ¹³⁰⁵ im ThWb für Weimar belegt: „grämlich“ ¹³⁰⁶
gramselig; gramseln	<i>C[ram]selen (JWG63), lieber Bester nüb mir es nicht übell daß ich so gramsele aber es wird mir dißmahl schwörer als jmahls (JWG65), gramsilichen brif (JWG68), kra^msgein brief (JWG9), gramselich (JWG130)</i>	Wortbedeutung wohl in Anlehnung an <i>Gram</i> („Verdruß“) ¹³⁰⁷ oder <i>Gramsal</i> als „mürrische Umgangsart“ ¹³⁰⁸ und nicht im Sinne von ‚wimmeln, krabbeln‘ wie im DWb, ¹³⁰⁹ siehe auch <i>grämlich</i>
grapsen/grap- schen	<i>aber etvas verde ich doch da von Grabssen müssen (JWG52), es ist nur wegen des Grabsens. (JWG53)</i>	ThWb: ‚schnell u. gierig nach etw. greifen‘; ¹³¹⁰ hier auch allg. als <i>nehmen</i> ; in JWG53 als familiäres Wort für Schwangerschaft

1305 Vgl. Art. „Grämlich“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=G02850>.

1306 Vgl. Art. „gramlich“, in: ThWb II, Sp. 689.

1307 Vgl. Art. „Gram“, in: ThWb II, Sp. 688.

1308 Vgl. Art. „Gramsal“, in: ThWb II, Sp. 689.

1309 Vgl. Art. „GRAMSELN“, in: DWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=G25341> (08.01.2024).

1310 Art. „grapschen, grapsen“, in: ThWb II, Sp. 693.

Tab. 29 (fortgesetzt)

normalisierte Wortform	Schreibung in den Briefen	Bedeutung/Anmerkungen
hopsen /gehopst	<i>es ist ser gehubst worden und daß Püb[[jen hat mit gehubst (JWG25), und so [mü]de als man vaht muste man doch auf Stehen und ein biß[g]en huben. (JWG193), ich bin nach meiner Art Etliche mahl um den Tisch heru[m] gehoubts (JWG134)</i>	ThWb: ‚springen‘; ¹³¹¹ standardsprachlich <i>hüpfen</i> ; ugs. <i>hopsen</i> ; im Briefkorpus auch in der Bdt. ‚tanzen‘ (JWG25, 193)
Hütsche/Hit-sche	<i>his[c]he (99/24)</i>	AWb: „nur in den niedrigen Sprecharten, einen Schämel, einen Fußschämel zu bezeichnen“; ¹³¹² im ThWb teilweise in der Aussprache mit [i] belegt ¹³¹³
Jahrmarkt	<i>Garmart (JWG53), Jarmark (JWG75, 94, 111),¹³¹⁴ zwiebelGarmark (JWG120)</i>	Im ThWb sind für die thüringische Aussprache ebenso Wortformen mit [g] im Anlaut belegt; <i>Garmerd</i> als Restform im Gebiet Weimar-Erfurt ¹³¹⁵
das Johlen	<i>dr Jule (JWG1)</i>	hier in der allgemeinen Bdt.: ‚vor Freude laut singen‘ oder ‚lärmen‘; ¹³¹⁶ im ThWb für Weimar auch in der Bdt. ‚laut lachen‘ belegt ¹³¹⁷

¹³¹¹ Art. „hopsen“, in: ThWb III, Sp. 220 f.

¹³¹² Vgl. Art. „Hütsche“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=H03756> (08.01.2024).

¹³¹³ Vgl. Art. „Hütsche, -u-“, in: ThWb III, Sp. 275.

¹³¹⁴ In JWG94 (*lieber Dieses Jarmark ist es by mir von Müller Pachtern und Pfarleuden nicht lehr gevorden.*) und JWG111 (*[...] und daß Jar[m]ark habe ich allerhand zu kaufen und kein gelt.*) wird das Nomen nicht als Maskulinum, sondern Neutrum gebraucht. In beiden Beispielen aus dem Briefkorpus rekurriert die Schreiberin weniger auf die Veranstaltung oder den Ort Jahrmarkt als vielmehr auf den festartigen Charakter zu der Zeit des Jahrmarktes. Hier scheint folglich eine semantische Differenzierung vorzuliegen, die sich im Artikelgebrauch niederschlägt.

¹³¹⁵ Vgl. Rosenkranz: Der thüringische Sprachraum, S. 133 f. sowie Spangenberg: Laut- und Formeninventar, S. 217. – Spangenberg konstatiert für Anfang der 1990er Jahre, dass die *g*-Fläche mit Formen wie *Garmerd* heutzutage im östlichen Ostthüringischen sowie im Südostthüringischen eine „Trümmerlandschaft“ sei, in der nur noch Menschen aus den älteren Generationen zuweilen den *g*-Anlaut realisieren (vgl. ebd.). Für das 18. und frühe 19. Jahrhundert ist demzufolge wahrscheinlich eine weitere Verbreitung anzunehmen; vgl. auch Art. „Jahrmarkt“, in: ThWb III, Sp. 299.

¹³¹⁶ Vgl. Art. „johlen“, in: DWDS, <https://www.dwds.de/wb/etymwb/johlen> (08.01.2024).

¹³¹⁷ Vgl. Art. „johlen“, in: ThWb III, Sp. 317.

Tab. 29 (fortgesetzt)

normalisierte Wortform	Schreibung in den Briefen	Bedeutung/Anmerkungen
Kram	<i>Christen Gra[m]</i> (JWG36), <i>gram</i> (JWG79) ¹³¹⁸	in JWG36 in der neutralen Bdt. ‚Sache, Angelegenheit‘, in JWG79 in pejorativer Bedeutung als ‚unnützer, wertloser Gegenstand‘ ¹³¹⁹
kräpeln	<i>es gieb immer in hausse herun zu gräbellen</i> (JWG3), <i>jzo da ich noch herum gräbellen kann[n] ich noch daß bet besof[r]chen</i> (JWG6), <i>ich bin leit lich wohl und gräble noch i me[r] her[um]</i> (JWG22)	im DWb „mitteld., sächs. sich mit händen und füzzen mühsam fortarbeiten“ ¹³²⁰
lehnen/aus- lehnen	<i>ich – – <habe> auf daß bu(c)h Ein Ka[r]lin aus gelehnt</i> (JWG47), <i>wen du den wachen brauchts so kann Meyer ein Wachen drübenNelenn.</i> (JWG142)	ThWb: ‚leihen, borgen‘; ¹³²¹ AWb: „In dieser Bedeutung ist es, so wie borgen, obgleich dieses von weiterm Umfange der Bedeutung ist, im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart der Ober- und Niedersachsen am üblichsten; dagegen im Oberdeutschen und in der edlern Sprech- und Schreibart der Hochdeutschen leihen gangbarer ist.“ ¹³²²
närsch (närrisch)	<i>Närsche</i> (JWG193)	standardsprachlich <i>närrisch</i> (im Bsp. synkopiert); im Sinne von ‚verrückt‘ oder ‚sonderbar, wunderlich‘; im ThWb auch in der Aussprache „närrsch“ ¹³²³

1318 Ein dritter Beleg ist fraglich, weil aufgrund des Kontextes und einer Buchstabenpermutation sowohl „Kram“ als auch „Karren“ denkbar ist: [...] *da kamen Fur leude und es Fühl ein Pfehrt und der ganze Karm wehre Balt auf usser Kusse gefallen* [...] („[...] da kamen Fuhrleute, und es fiel ein Pferd und der ganze [Kram/Karren] wäre bald auf unsere Kutsche gefallen [...]“, JWG62).

1319 Vgl. Art. „Kram“, in: ThWb III, Sp. 551. – Nach Adelung u. a in der figürlichen Bedeutung ‚der Gegenstand, womit man sich gewöhnlich beschäftigt‘ (Art. „Kram“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=K02160>, 08.01.2024).

1320 Art. „KRÄPELN“, in: DWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=K12493> (08.01.2024).

1321 Art. „lehnen2“, in: ThWb IV, Sp. 187.

1322 Art. „2. leihen“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=L00905> (08.01.2024).

1323 Vgl. Art. „närrisch“, in: ThWb IV, Sp. 824 f.

Tab. 29 (fortgesetzt)

normalisierte Wortform	Schreibung in den Briefen	Bedeutung/Anmerkungen
naus (hinaus)	<i>nuß</i> (JWG127) ¹³²⁴	verkürzt für ‚hinaus‘
Saloppe/-n	<i>sallobe, salobben</i> (zweimal JWG2)	‚großes Umschlagtuch‘, ¹³²⁵ im Hessischen gebräuchlich
Scheitchen/ Schittchen	<i>Schiedgen</i> (JWG151), <i>Schütgen</i> (JWG214), <i>Schügen</i> (JWG216)	thüringischer Ausdruck für ‚Weihnachtsstollen‘ ¹³²⁶
Schrittschuh (Schlittschuh)	<i>SchridSchu</i> (JWG101)	standardsprachlich <i>Schlittschuh</i> ; AWb verzeichnet <i>Schrittschuh</i> als in manchen Gegenden gebräuchlich; ¹³²⁷ im ThWb als veraltet gekennzeichnet, jedoch für das Ilmthüringische belegt ¹³²⁸
schwären	<i>svehren</i> (JWG1)	im ThWb in der Bdt. ‚eiern‘ oder ‚zum Geschwür aufschwellen‘ ¹³²⁹
schwätzen	<i>svhäzen</i> (JWG72), <i>sväßzen</i> (JWG78), <i>swäzen</i> (JWG120)	standardsprachlich <i>schwätzen</i> ; AWb: <i>schwätzen</i> als im Hochdeutschen ungewöhnlich; ¹³³⁰ im ThWb nur in der Form <i>schwätzen</i> belegt. ¹³³¹

1324 Ob sich das fehlende <a> auf dialektale Einflüsse zurückführen lässt oder ob dieses aus einer fehlerhaften Elision resultiert, also einfach vergessen wurde, ist nicht zu entscheiden.

1325 Vgl. Art. „Saloppe“, in: ThWb V, Sp. 345.

1326 Vgl. Art. „Scheitchen“, in: TWb V, Sp. 523 f. – Spangenberg merkt zu diesem mundartlichen Ausdruck an, dass er nicht selten in hyperkorrekter Realisierung mit *ü* statt *i* als *Schüttchen* auftritt, was er als „unorganische Rundung noch zusätzlich durch falsche etymologische Herleitung von Dim. zu ‚Schütte (= Strohbündel)‘ motiviert“ beschreibt. Tatsächlich hergeleitet wird es von ‚Scheitchen‘ (Dim. zu ‚Scheit‘), was Synonyme wie *Christscheit* und *Eierscheit* bestätigen. (vgl. Spangenberg: Umgangssprache und hyperkorrekte Interferenzen, S. 17).

1327 Vgl. Art. „Schlittschuh“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=S02019> und Art. „Schrittschuh“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=S02836> (08.01.2024).

1328 Vgl. Art. „Schrittschuh“, in: ThWb V, Sp. 969.

1329 Vgl. Art. „schwären“, in: ebd., Sp. 1066 f.

1330 Vgl. Art. „Schwätzen“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=S03264> (08.01.2024).

1331 Vgl. Art. „schwätzen“, in: ThWb V, Sp. 1079 f.

Tab. 29 (fortgesetzt)

normalisierte Wortform	Schreibung in den Briefen	Bedeutung/Anmerkungen
Tünch	<i>der Tünch</i> (JWG95)	AWb: <i>die Tünche</i> als „dasjenige, womit getünchet wird, der flüssige Körper, welcher auf einen andern gestrichen wird, doch nur noch in engerer Bedeutung, eine weiße aus Kalk und Wasser bereitete Farbe, die Wände und Mauern damit zu bestreichen. [...] In einigen Oberdeutschen Gegenden ist es männlichen Geschlechts, der Tünch“, ¹³³² im ThWb ebenso als <i>die Tünche</i> (f.) belegt, jedoch in der Bdt. „Kalkverputz der Fachwerkfelder“ ¹³³³

In der obigen Auflistung sind nicht alle angegebenen Wörter ausschließlich dialektal gebräuchlich; Übergänge zur Regionalsprache oder zur überregionalen Umgangssprache sind – teilweise mit unterschiedlichem Bedeutungsspektrum – offensichtlich.

Dass dialektale Lexik Eingang in die Briefsprache findet, ist nicht ungewöhnlich, wovon u. a. die Briefe von Christianas Schwiegermutter Catharina Elisabeth Goethe zeugen. In diesen finden sich unter anderem folgende Wörter, die nicht aus dem Standarddeutschen bekannt sind: *kickelsort* („winziges Nest“, Brief vom 21. Juni 1796), *geleße* („Lektüre“, Brief vom 17. September 1796), *tribschen* („betreiben, besorgen“, Brief vom 10. Juni 1800) oder *bescherschel* (Kontraktion aus „bescheren“ und „Kerschel“, mundartlich für „Kram“, in der Bedeutung „Christgeschenk“, Brief vom 7. Januar 1803). Zu bedenken ist hierbei, dass es sich um Privatbriefe an vertraute Personen oder an den engsten Familienkreis handelt und somit diese deutlichen Anzeichen für Nähesprachlichkeit zu erwarten sind.

In Christiana von Goethes Briefen existieren neben den aufgeführten Dialektwörtern einige dialektale Sonderformen, von denen nachfolgend eine Auswahl wiedergegeben wird. Die Schreiberin verwendet in etwa 30 Prozent der Fälle *mir* statt <wir>,¹³³⁴ *wart/vart* (13-mal) / *wahrt/vahrt* (33-mal) / *ward/vart* (27-mal) an-

¹³³² Vgl. Art. „Tünche“, in AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=T01366> (08.01.2024).

¹³³³ Vgl. Art. „Tünche“, in: ThWb VI, Sp. 307.

¹³³⁴ Quantitative Auswertung: *wir* (einschließlich Varianten): 230; *mir* (einschließlich Varianten): 102, insg.: 332.

stelle von <war>,¹³³⁵ die Kurzform *nüber* (zehnmal) für <herüber> oder umgangssprachlich *rüber* (neunmal) sowie *nuß* (<naus>, JWG127)¹³³⁶ für <heraus>.

4.3.5 Zwischenfazit

Bezugnehmend auf die vor allem graphematisch ausgerichtete Studie, die Anja Voeste anhand eines Briefes von Christiana Vulpius durchführte, resümiert Michael Elmentaler:

Christiane Vulpius' Brief lässt eine mangelnde Vertrautheit mit den orthographischen Konventionen ihrer Zeit erkennen, so etwa bei der Getrennt-/Zusammenschreibung komplexer Wörter (*Diens dages*, *an gelangt*, *über Haupt*) oder der Groß- und Kleinschreibung [...]. Mehrfach wird die Graphie <n> ausgelassen (*u[n]d*, *kü[n]ftdüge*). Ihr Gebrauch des Dehnungs-h ist auch für die damalige Zeit unkonventionell (*Rohten*, *währ* 'wäre'), ebenso die Verwendung von <f> statt <v> in *fohrhänge*. Einige Schreibungen verweisen auf Lautmerkmale des thüringischen Dialekts, etwa der Gebrauch von <d> statt <t> (*dag*, *Heude*), statt <p> (*brüfen*, *buzen*), <h> statt <g> (*fahten* 'sagten', mit g-Spirantisierung), andere deuten auf sprechsprachliche Reduktionen (*kañ* 'kamen', *gin* 'gingen') und Assimilationen (*Kußē* 'Kutsche') hin.¹³³⁷

Diese Beobachtungen aus dem graphematischen Bereich werden in wesentlichen Punkten durch die Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung bestätigt. Dabei zeigt sich, dass eine regionalsprachlich-dialektale Prägung, die in den vorhergehenden Analysen differenziert betrachtet wurde, zu erkennen ist. Davon zu unterscheiden sind Graphien bzw. Varianten, die ihre Ursache nicht in sprechsprachlichen Übertragungen haben. Dazu gehört die reduzierte Schreibung von Konsonantenclustern wie <-nds>, <-tst> oder <-ngst>, die für Christiana von Goethe wie auch für andere weniger routinierte Schreiberinnen und Schreiber eine Herausforderung darstellte (siehe im obigen Zitat auch das Bsp. *kü[n]ftdüge*). Ferner werden mit Blick auf die Phonem-Graphem-Korrespondenz komplexe Grapheme oder Mehrgraphen wie <sch> reduziert (zu s oder ss),¹³³⁸ selten gebrauchte Grapheme wie <qu> oder <x> weisen eine höhere Variationsbreite auf, die auch, aber nicht ausschließlich phonographische Schreibweisen umfasst.

¹³³⁵ Möglicherweise analog hierzu ist die Form *zwart* (JWG23) / *zvalt* (NM9) / *zwahrt* (JWG50) / *zvard* (NM3) für <zwär> (JWG123, NM15) zu finden.

¹³³⁶ Ob sich das fehlende <a> auf dialektale Einflüsse zurückführen lässt oder ob dieses aus einer fehlerhaften Elision resultiert, also einfach vergessen wurde, ist nicht zu entscheiden.

¹³³⁷ Elmentaler: Historische Graphematik, S. 121.

¹³³⁸ Es ist nicht davon auszugehen, dass hier dialektale Aussprachemuster eine Rolle spielen, wie dies bei Schreibern aus dem niederdeutschen Raum vermutet werden kann (vgl. Denkler/Elspaß: Nähesprachlichkeit und Regionalsprachlichkeit, S. 95).

Im Bereich der Vokalschreibung sind ebenfalls auf Dialekt und Regionalsprache zurückzuführende Entrundungen zu verzeichnen, die für den mitteldeutschen Sprachraum charakteristisch sind. Diese Entrundungserscheinungen sind im vorliegenden Briefkorpus jedoch deutlich schwächer ausgeprägt, als man dies erwarten würde, und treten besonders häufig in selten vorkommenden Wörtern oder Fremd- und Lehnwortschreibungen auf. Umgekehrt sind gelegentlich Vokale in Form von Hyperkorrekturen auch in stärker gerundeten Formen anzutreffen, wie *erschrocklich* anstelle von <erschrecklich> oder *nürgens* statt <nirgends>. Diese wohl als prestigeträchtiger angesehenen Formen sind als distanzsprachliches Merkmal zu werten. Im Bereich der Diphthongschreibung lässt sich konstatieren, dass sie sich noch stärker als die Vokalschreibungen an der damaligen Norm (die weitestgehend auch der heutigen entspricht) orientierte. So realisiert die Schreiberin die Diphthonge <ei> und <eu> fast ausnahmslos vollständig als solche; d. h. die mundartlich typische Monophthongierung ist im Briefkorpus nur marginal vorhanden. Eine Ausnahme bildet nur <au> in <auf>, für das es auch Belege mit Monophthong gibt.

Die Befunde der vorliegenden Analyse bestätigen zwar dialektal und sprechsprachlich geprägte Charakteristika in der Briefsprache Christiana von Goethes; sie sind jedoch nicht in dem Sinne zu deuten, dass unsere Schreiberin generell schrieb, wie sie sprach.¹³³⁹ Insbesondere Stephan Elsapß hat bereits verschiedentlich darauf hingewiesen, dass historische Texte – auch die ungeübter Schreibender – in der Regel „keine Dialekttexte sind, sondern Texte, die in schriftsprachlichen Registern verfasst sind“¹³⁴⁰ und somit die Gesetzmäßigkeiten der Schriftlichkeit wahren.¹³⁴¹ Das gilt auch für die Texte Christiana von Goethes, wenngleich eine Verschriftung nach dem phonologischen Prinzip in einzelnen, oben aufgezeigten Bereichen der Graphie ersichtlich wird; es gilt aber keineswegs für die Briefe als gesamtes schriftsprachliches Zeugnis. Vielmehr liegt eine Amalgamierung aus mundartlich und sprechsprachlich geprägten Verschriftungen sowie von an der damaligen Norm orientierten Schreibungen vor.

Die Briefe Christiana von Goethes zeigen zudem auf verschiedenen Ebenen ein Sprachbewusstsein der Schreiberin, das sich nicht zuletzt in Form von Hyperkorrekturen äußert. Dieser Zusammenhang ist zunächst auf theoretischer Ebene erklärungsbedürftig, da hyperkorrekte Schreibungen in der Forschung in aller

¹³³⁹ Reiffenstein formuliert ein wenig verkürzt: „Ihre [Christiana von Goethes, Anm. d. Verf.] Orthographie ist, vom Standpunkt jeder Schreibkonvention des 18. Jahrhunderts her gesehen, massiv fehlerhaft. Vieles davon geht auf das Konto der Maxime ‚schreib wie du sprichst‘ und gibt die thüringische Aussprache wieder [...]“ (Reiffenstein: Frauenbriefe, S. 290).

¹³⁴⁰ Elsapß: „Nähegrammatik‘ und Regionalsprachlichkeit, S. 67 f.

¹³⁴¹ Vgl. Lötscher: „Nähe-Distanz“-Signale, S. 117.

Regel als „Indizien für kognitive Grenzen“, für „Kompetenzgrenzen“ gedeutet werden.¹³⁴² Das heißt, Schreibende versuchen, sich in der Schriftsprache einer Varietät oder eines (in der Regel distanzsprachlicheren) Registers zu bedienen, welche sie nicht vollständig beherrschen. Für weniger routinierte Schreiber beginnt dies mit der Verwendung des schriftlichen Mediums für die Briefkommunikation sowie einer Orientierung an einer schriftsprachlichen Norm, welche vielfach nicht mit den Normen oder dem Usus der gewohnten Regionalsprache oder des gewohnten Dialekts übereinstimmt.¹³⁴³ Das bedeutet laut Fischer/Kehrein, „dass die Hyperkorrekturen, die in ihren Texten zu finden sind, aus dem bewussten (!) Versuch heraus resultieren, sich der für die medial schriftliche, raum-zeit-entbundene Briefkommunikation angemessenen Varietät zu bedienen.“¹³⁴⁴

Der Wille und das Bestreben, sich an den schriftsprachlichen Konventionen zu orientieren, obwohl diese weniger routinierten Schreiberinnen und Schreibern ferner gestanden haben mögen, sind nun zugleich der Ansatzpunkt für eine anderweitige Deutung, die Anja Voeste auch für Christiana von Goethe vorschlägt:

Spelling features as well as stylistic and textual habits are an important window through which to glimpse the linguistic awareness of inexperienced writers of the past. Hypercorrections may for instance indicate the awareness of different varieties of language, especially of the dialect as a non-standard variety.¹³⁴⁵

Christiana von Goethe war sich durchaus darüber im Klaren, dass es einen Unterschied zwischen der gesprochenen und der geschriebenen Sprache mit teilweise unterschiedlichen Normen gibt. Ihr Bemühen um die Umsetzung der Normen zeigt sich zum einen in der Verwendung hyperkorrekter Schreibweisen, die u. a. im vokalischen Bereich beispielsweise als *i-* statt *ü*-Schreibungen oder im Konsonantenbereich z. B. als *p* statt *b*-Schreibungen (so *pefihlt* statt <befiehlt>) oder *g* statt *ch* in *Kirge* anstelle von <Kirche> auftreten. Voeste deutet auch die Hinzufügungen eines stummen *h* wie in *guht* ebenfalls als hyperkorrekte Schreibweise, die nahelegt, dass die Schreiberin um eine orthographische Norm wusste, ohne diese jedoch systematisch anwenden zu können. Von einer solchen Kenntnis zeugt ferner u. a. die systematische, graphemische Unterscheidung der Homonyme <sein>: Das Verb <sein> versah Christiana von Goethe konsequent mit *y*-Schreibung, während sie das Possessivpronomen <sein> mit *i* realisierte.

Zum anderen transferiert die Schreiberin einige Merkmale, die charakteristisch für die regionale oder mundartliche Sprechweise sind, gerade nicht in die

1342 Kehrein/Fischer: Nähe, Distanz und Regionalsprachlichkeit, S. 235.

1343 Vgl. ebd. – Vgl. ebenso verschiedene Arbeiten von Elspaß.

1344 Kehrein/Fischer: Nähe, Distanz und Regionalsprachlichkeit, S. 235.

1345 Voeste: A mensa et thoro, S. 256.

Schriftsprache. Dazu gehört das seltene Vorkommen von Apokopen, Synkopen und Assimilationen. Apokopen kommen gelegentlich vor allem als Dentalausfall in finaler Stellung vor; Synkopen und Assimilationen sind bis auf wenige Ausnahmen nicht vorhanden.¹³⁴⁶ Ähnlich verhält es sich mit der oben bereits erwähnten, für den thüringischen Sprachraum typischen Monophthongierung von Diphthongen, die nur in wenigen Ausnahmefällen im Korpus zu verzeichnen ist.

Die bislang erwähnten Merkmale lassen noch keinen Einblick in die distanzsprachlichen Fähigkeiten der Schreiberin zu. Diese sind tatsächlich schwer zu untersuchen, weil keine eigenhändigen potentiell distanzsprachlichen Ego-Dokumente Christiana von Goethes erhalten sind. Das Korpus umfasst ausschließlich Privatbriefe an enge Vertraute, wenngleich es gewisse Abstufungen im Vertrautheitsgrad zwischen den Briefen an ihren späteren Gatten und an ihren Sohn einerseits und an ihre Schwiegermutter und den Freund Nicolaus Meyer andererseits gibt. Dass hier allein schon aufgrund der Textgattung deutlich nächsprachliche Texte vorliegen, ist unstrittig. In diese Richtung weist auch der vorwiegend parataktische, wenig komplexe Satzbau.

Dass in historischen Texten zudem eine Korrelation zwischen dem Grad der Nächstsprachlichkeit eines Textes sowie regionalsprachlichen Merkmalen und umgekehrt besteht, haben vor allem Denkler/Elspaß gezeigt und bestätigen auch die Briefe Christiana von Goethes.¹³⁴⁷ Sie formulieren diesen Zusammenhang mit Blick auf die historische Nächstsprachforschung sowie die Regionalsprachenforschung folgendermaßen: „Für erstere hieße dies, dass Regionalität als ein prototypisches Merkmal von historischer Nächstsprachlichkeit aufgefasst werden müsste und sich die Suche nach möglichst nächsprachlichen historischen Texten demnach auf regionalsprachlich auffällige Texte konzentrieren müsste.“¹³⁴⁸

In Anbetracht der Quellenlage ist es kaum möglich, diachrone Entwicklungsprozesse des individuellen Sprachgebrauchs, insbesondere hinsichtlich des Sprachbewusstseins im Allgemeinen und der ‚orthographischen‘ Kompetenz im Besonderen aufzuzeigen: Die ersten Privatbriefe von Christiana Vulpius sind ab 1793 überliefert und die mit knapp 80 Prozent überwiegende Mehrheit der Briefe stammt aus den nachfolgenden zehn Jahren. Danach klafft zwischen 1804 und 1809 eine große Überlieferungslücke in den Briefen an Goethe; auch Briefe an andere Korrespondenzpartner sind nur bruchstückhaft erhalten.

¹³⁴⁶ Hier ist auf die Einschränkung hinzuweisen, dass sich Wortendungen auf <-en>, die besonders anfällig für einen Schwa-Ausfall sind (der sich entsprechend auch in der Schriftsprache manifestieren könnte), oft nicht eindeutig identifizieren lassen.

¹³⁴⁷ Vgl. Denkler/Elspaß: Nächstsprachlichkeit und Regionalsprachlichkeit sowie Elspaß: Briefe rheinischer Auswanderer.

¹³⁴⁸ Denkler/Elspaß: Nächstsprachlichkeit und Regionalsprachlichkeit, S. 100.

Zudem griff Christiana von Goethe im Laufe der Zeit, vor allem nach der Eheschließung und der damit verbundenen Einführung in die Weimarer Gesellschaft, immer seltener selbst zur Feder. Sie übertrug die ihr unliebsame und als mühselig empfundene Schreibtätigkeit größtenteils an ihre Gesellschafterin Caroline Ulrich, später an Wilhelmina Henrietta Kirscht oder seltener an Goethes Schreiber. Anhand der überlieferten Briefe ist zumindest keine offensichtliche Entwicklung zu erkennen. Die metasprachlichen Äußerungen und die Tatsache, dass Christiana von Goethe die Schreibtätigkeit delegierte, wann immer sie es konnte, deuten in eine andere Richtung: Die Schreibpraxis im Laufe der Jahre scheint weniger zu einer zunehmenden Professionalität der schriftsprachlichen Kompetenz (insbesondere im Sinne der Orthographie) und einer Sicherheit in diesem Metier geführt zu haben, als vielmehr zu einer gesteigerten Abneigung gegen das Schreiben, weil Christiana von Goethe die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit in diesem Bereich mehr oder minder deutlich vor Augen standen. Dies verwundert in Anbetracht des literarisch tonangebenden Umfeldes ihres Gatten und der hochgebildeten Kreise, in denen sich Goethe und damit auch zunehmend seine Frau bewegten, wenig. Voeste konstatiert diesbezüglich:

Subsequently, this may have resulted in fear of failure or in a refusal to write at all. [...] In the case of Christiane Vulpius, literacy was an important means to express her feelings and to keep in contact with Goethe over long periods of time. Nevertheless, we can assume on the basis of her misspellings that her literacy skills were not proficient enough to reanalyze her own pronunciation, at least with regard to her academic vocabulary.¹³⁴⁹

Aus dem graphemischen Variantenreichtum der Briefe, der auch intraindividuelle Varianten innerhalb eines Briefes umfasst, sollte keineswegs abgeleitet werden, dass es sich bei Christiana von Goethe um eine ‚schlechte‘ Briefschreiberin gehandelt hat. Im Gegenteil, sie zeigt sich auch dem modernen Leser als eine zumeist selbstbewusste Briefschreiberin, die authentische, ehrliche, zuweilen gefühlsbetonte Briefe verfasste, die auch Ironie, Charme und Witz nicht entbehren. Nur ihre ‚Rechtschreibkompetenzen‘ konnten damit nicht Schritt halten – oder wie Anja Voeste es formuliert: „Her spelling, however, did not match up to her stylistic and textual skills.“¹³⁵⁰

Ob sich diese Briefe tatsächlich den „Quellen vom unteren Rand der Schriftlichkeit“¹³⁵¹ zuordnen lassen, ist zu hinterfragen. Sollte sich dies auf die private Schrift-

¹³⁴⁹ Voeste: A mensa et thoro, S. 256.

¹³⁵⁰ Ebd., S. 253.

¹³⁵¹ Elmentaler: Historische Graphematik, S. 120; weiterführend zu diesen Quellen vgl. u. a. Graser, Helmut: Quellen vom unteren Rand der Schriftlichkeit – die Stimme der einfachen Leute in der Stadt der Frühen Neuzeit? In: Elspaß, Stephan / Negele, Michaela (Hrsg.): Sprachvariation

lichkeit der Mehrheit der damaligen Bevölkerung als weniger geübte Schreiber beziehen (im Sinne von Elspaß' *Sprachgeschichte von unten*), ist dem beizupflichten. Nicht außer Acht gelassen werden sollte die Tatsache, dass ein nicht unerheblicher Teil der Deutschen um 1800 gar nicht oder nur funktional alphabetisiert war; beispielsweise Handwerker oder Kleinhändler, die zwar in der Lage waren, eine Rechnung zu schreiben, aber keinen längeren, thematisch differenzierten (Brief-)Text hätten verfassen können.

Bezüglich der orthographischen Kenntnisse Christiana von Goethes ist Voeste zuzustimmen, die diese als typisch für die untere Mittelschicht der Zeit ansieht.¹³⁵² Insgesamt wissen wir nach wie vor zu wenig über Texte weniger routinierter Schreiberinnen und Schreiber im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, um eine genauere Verortung in dem breiten Spektrum der Schriftlichkeit dieser Zeit vornehmen zu können. Sicher ist jedoch, dass es verfehlt wäre, die (literarische) Qualität der Briefe Christiana von Goethes mit den Zeugnissen von bekannten, häufig schriftstellerisch tätigen Briefschreiberinnen und Briefschreibern ihrer Zeit messen zu wollen. Dies würde weder dem Charakter der Briefe entsprechen, noch würde es der Intention und Schreibmotivation Christiana von Goethes gerecht werden.

Grundsätzlich sollten die Briefe Christiana von Goethes besonders im Fall der Korrespondenz mit Goethe aber vorrangig als das gesehen und betrachtet werden, was sie im Kern sind: Zeugnisse einer intimen Paarkommunikation, in der alltägliche Themen und Sorgen und organisatorische Fragen verhandelt werden, ohne dass ein Wille zu literarischer Stilisierung zu erkennen wäre, als Zeugnisse der geschriebenen Alltagssprache um 1800. Bei diesem Alltagsbriefwechsel wäre das Anlegen literaturästhetischer Maßstäbe verfehlt. Um dieser Privatsprache, welche einen Teil des sozialen Beziehungshandelns darstellt, auch auf inhaltlicher Ebene näher zu kommen, wird nachfolgend der Blick auf beziehungssprachliche Aspekte gerichtet.

4.4 Beobachtungen zur Beziehungssprache

4.4.1 Sprache und Beziehung: Eine Standortbestimmung

In den letzten Jahrzehnten hat sich der Focus der germanistischen Sprachgeschichtsschreibung vorsichtig von einer ausdrucksseitig orientierten sprachsystematischen Formengeschichte hin

und Sprachwandel in der Stadt der Frühen Neuzeit (Sprache – Literatur und Geschichte, 38). Heidelberg 2011, S. 15–48.

¹³⁵² Vgl. Voeste: A mensa et thoro, S. 253.

zu einer Sprachgeschichtsschreibung verlagert, in der die Sprecher in ihren sozialen und kulturellen Kontexten wahrgenommen werden.¹³⁵³

Unter diesem Blickwinkel, der als Erweiterung traditioneller Forschungsparadigmen und nicht als deren Substitution zu verstehen ist, wurde der Beziehungsbezogenheit von Sprache in den letzten Jahren vermehrt Aufmerksamkeit geschenkt. Und dies, obgleich *Sprache und Beziehung* noch nicht als ein ähnlich etablierter Forschungsbereich gelten kann wie beispielsweise *Sprache und Geschlecht*, *Sprache und Alter* oder *Sprache und Raum*.¹³⁵⁴ Angelika Linke und Juliane Schröter fassen die Bedeutung der Beziehungskomponente im sprachlichen Kontext in dem Sammelband *Sprache und Beziehung* wie folgt zusammen: „Zwischenmenschliche Beziehungen formen unsere Sprache und unseren Sprachgebrauch, und diese wiederum gestalten unsere Beziehungen.“¹³⁵⁵ In diesem Sinn besitzt „[p]rinzipiell [...] jeder sprachliche Austausch beziehungsgestaltendes Potential.“¹³⁵⁶ Anja Lobenstein-Reichmann bringt diesen Zusammenhang auf den zentralen Punkt: „Sprache ist bereits als *organon* Beziehung, als *energeia* schafft sie Beziehung [...]“.¹³⁵⁷ Angesichts dieses fundamentalen Zusammenhangs von Beziehung und Sprache, der auch (mehr oder minder) in den bekannten kommunikationstheoretischen Konzepten und Modellen sowie sprachtheoretischen Grundauffassungen Karl Bühlers, Paul Watzlawicks, Friedemann Schulz von Thuns oder Roman Jakobsons zum Ausdruck kommt,¹³⁵⁸ überrascht es, dass die systematische sprachwissenschaftliche und sprachgeschichtliche Erforschung dieses Themenbereichs erst vor kurzer Zeit begonnen hat.¹³⁵⁹

1353 Lobenstein-Reichmann: Verbale Gewalt, S. 224. – Für die Anregungen, Hinweise und inspirierende Gespräche zur Sprachgeschichte als Beziehungsgeschichte danke ich Prof. Dr. Anja Lobenstein-Reichmann.

1354 Linke, Angelika / Schröter, Juliane: Sprache in Beziehungen – Beziehungen in Sprache. Überlegungen zur Konstitution eines linguistischen Forschungsfeldes. In: Dies. (Hrsg.): Sprache und Beziehung (Linguistik, Impulse & Tendenzen, 69). Berlin / Boston 2017, S. 1–31, hier S. 3.

1355 Ebd.

1356 Zifonun, Gisela / Strecker, Bruno / Hoffmann, Ludger: Grammatik der deutschen Sprache, Bd. 1 (Schriften des Instituts für Deutsche Sprache, 7). Berlin / New York 1997, S. 913.

1357 Lobenstein-Reichmann, Anja: Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen. In: Bär, Jochen A. / Lobenstein-Reichmann, Anja / Riecke, Jörg (Hrsg.): Handbuch Sprache in der Geschichte (Handbücher Sprachwissen, 8). Berlin / Boston 2019, S. 343–369, hier S. 344.

1358 Vgl. Linke / Schröter: Sprache in Beziehungen, S. 8 f.; auch Lobenstein-Reichmann geht in ihren Aufsätzen auf diese Grundlagen ein.

1359 Vgl. ebd.: Sprache in Beziehungen, S. 5. Diese Feststellung erstaunt umso mehr vor dem Hintergrund, dass bereits 1981 von Sven Frederik Sager eine Monographie zum Thema Sprache und Beziehung vorgelegt wurde, in welcher dieser Zusammenhang erläutert und eine umfassende Begriffsdiskussion geführt wurde (vgl. Sager, Sven Frederik: Sprache und Beziehung. Linguistische Untersuchungen zum Zusammenhang von sprachlicher Kommunikation und zwischenmenschlicher Beziehung [Reihe Germanistische Linguistik, 36]. Tübingen 1981).

Linke/Schröter begründen dieses spät aufkommende Interesse in Anlehnung an Linell mit einem „monologistischen Bias“ der Sprachwissenschaft, wonach dem Verständnis von Sprache – selbst wenn sie als Medium der Kommunikation in den Blick genommen wurde – die (Rück-)Bindung an *einzelne* Sprecher oder Schreiber zugrunde lag; Beziehungen zwischen Korrespondierenden sowie deren konkrete sprachliche Manifestation erfuhren mithin kaum Aufmerksamkeit.¹³⁶⁰ Die Herausgeberinnen des Sammelbandes *Sprache und Beziehung* bilanzieren die bisherige Entwicklung der sprachwissenschaftlichen Forschung in folgender Weise:

Auch in denjenigen Richtungen der Sprachwissenschaft (sowie in den für Sprache und sprachliches Verhalten sensibilisierten Nachbardisziplinen), die Sprache nicht von vornherein und in bewusster sprachtheoretischer Entscheidung als autonomes System betrachten und dementsprechend von ihrer grundlegenden Leistung als Kommunikationsmedium zwischen Menschen absehen, gehören die Geprägtheit von Sprache durch soziale Beziehungen und umgekehrt die *beziehungsstiftende*, *beziehungsprägende*, *beziehungsbezeichnende*, *beziehungsthematisierende* und dadurch auch *beziehungstypologisierende* Funktion von Sprache in ihrer gesamten Reichweite vom Einzelfall bis zur Kultur meist zu den peripheren Gesichtspunkten.¹³⁶¹

Die Arbeiten – sowohl aus der Linguistik als auch aus den Nachbardisziplinen –, die sich bislang mit dem breiten Spektrum von Sprache und Beziehung befasst haben, weisen kaum systematische Zusammenhänge untereinander auf; eine nennenswerte Ausnahme bildet das Konzept der *interpersonal pragmatics* aus dem Bereich der anglistischen Linguistik, welches eine größere Schnittmenge mit dem von Linke/Schröter postulierten Forschungsfeld besitzt.¹³⁶² Zur Konturierung und zunehmenden Etablierung dieses Forschungsfeldes trug in den letzten Jahren neben Linke und Schröter mit dem bereits erwähnten Tagungsband vor allem Anja Lobenstein-Reichmann bei, die das Potential einer *Sprachgeschichte als Be-*

¹³⁶⁰ Vgl. Linke / Schröter: *Sprache in Beziehungen*, S. 4 (dort auch das Zitat).

¹³⁶¹ Ebd., S. 4 f. (Hervorhebungen im Original). – Die Autorinnen betonen, dass diese Beobachtung selbst für Bereiche wie die Soziolinguistik und die Sprechakttheorie gelte (vgl. ebd.).

¹³⁶² Vgl. ebd., S. 5. – Es wird darauf verzichtet, differenzierte theoretische Grundlagen sowie Forschungsansätze aus den einzelnen linguistischen Bereichen zu referieren, die das Feld von Sprache und Beziehung bzw. – um in der Terminologie von Linke/Schröter zu bleiben – der Relationalität von Sprache berühren, da dies bereits an anderer Stelle skizziert wurde; vgl. dazu ebd., S. 6–14; zu den Grundlagen und Prämissen vgl. auch Lobenstein-Reichmann, Anja: *Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen*. In: Linke / Schröter (Hrsg.): *Sprache und Beziehung*, S. 385–415. Die antizipierten Aufgaben und Gegenstände eines auf diese Weise ausgerichteten Forschungszweiges umreißen ebenfalls Linke/Schröter: *Sprache in Beziehungen*, passim sowie Lobenstein-Reichmann, Anja: *Sprachgeschichte als Beziehungs- und Gesellschaftsgeschichte*. In: Ágel/Gardt (Hrsg.): *Paradigmen der aktuellen Sprachgeschichtsforschung*, S. 46–62, insb. S. 52–54.

*ziehungsgeschichte*¹³⁶³ anhand unterschiedlicher Beispiele aus verschiedenen Sprachstufen (vom Frühneuhochdeutschen bis zum Neuhochdeutschen) aufzeigte. Eine richtungsweisende ältere Studie mit dem programmatischen Titel *Sprache und Beziehung* legte 1981 Sven Frederik Sager vor.

Als Beitrag zu einer Systematisierung und Abgrenzung des Themenfeldes unterbreiten Linke/Schröter einen wichtigen terminologischen Vorschlag: Sie führen den Begriff der *Relationalität von Sprache* ein, womit „sowohl die Ausformung von *Sprache in* und *durch Beziehungen* als auch die Gestaltung von *Beziehungen in* und *durch Sprache*“¹³⁶⁴ gemeint ist. Synonym dazu verwenden sie *Beziehungsbezogenheit* von Sprache. Der Begriff der *Relationalität von Sprache* bringt den Vorteil mit sich, von vornherein den auch Alltagssprachlich verwendeten und dementsprechend ‚schwammigen‘, schwer ab- und eingrenzbaeren Begriff der *Beziehung* zu umgehen. Gleichzeitig wirkt die Konstruktion etwas umständlich, wie die Autorinnen selbst zu bedenken geben.¹³⁶⁵ *Beziehungsbezogenheit von Sprache* scheint dahingehend eingängiger. Da es noch keine etablierte Terminologie in diesem Teilgebiet der Linguistik gibt, wird nachfolgend primär *Sprache und Beziehung*, *Beziehungssprache* oder *Beziehungsbezogenheit von Sprache* verwendet.

Bei dem Konzept einer beziehungsbezogenen Sprache oder einer bei Lobenstein-Reichmann in diachroner Perspektive etwas enger gefassten *Sprachgeschichte als Beziehungsgeschichte* (die in enger Verbindung zur Gesellschafts- und Kommunikationsgeschichte gesehen wird) stellt sich selbstredend die Frage nach der Definition des Terminus *Beziehung*, der sowohl von Linke und Schröter als auch von Lobenstein-Reichmann diskutiert wird.¹³⁶⁶ Eine vertiefende Diskussion des Beziehungsbegriffs führt Sager, der aufgrund des Alters seiner Studie den Forschungsstand bis zum Anfang der 1980er Jahre berücksichtigt.¹³⁶⁷ Nach Abwä-

¹³⁶³ Vgl. dazu insb. Lobenstein-Reichmann: Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen; dies.: Verbale Gewalt; dies.: Beziehungs- und Gesellschaftsgeschichte; dies.: Beziehungsbeziehungen im Frühneuhochdeutschen.

¹³⁶⁴ Linke / Schröter: Sprache in Beziehungen, S. 5 (Hervorhebungen im Original).

¹³⁶⁵ Vgl. ebd.

¹³⁶⁶ Vgl. ebd., S. 15 sowie insb. Lobenstein-Reichmann: Beziehungs- und Gesellschaftsgeschichte, S. 47 und Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbeziehungen im Frühneuhochdeutschen, S. 387–390.

¹³⁶⁷ Vgl. Sager: Sprache und Beziehung, S. 35–75. Sager zieht hierfür linguistische, sozialwissenschaftliche und philosophische Grundlagenarbeiten heran. Er setzt sich in seiner Dissertationsschrift zudem ausführlich und kritisch mit dem Beziehungsbegriff sowie dem Kommunikationsmodell bei Watzlawick u. a. (Dies.: Menschliche Kommunikation) auseinander (vgl. Sager: Sprache und Beziehung, S. 76–111).

Eine Zusammenfassung von Sagers Position findet sich auch bei Vorderwülbecke, Klaus: Beschreibung interpersonaler Beziehungen in der Grammatik. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Pragmatik in der Grammatik (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 1983). Düsseldorf 1984, S. 295–312,

gung der verschiedensten Positionen offeriert er folgende allgemeine Begriffsdefinition: „Zwischenmenschliche Beziehung ist das aus Kontakten sich konstituierende, übersituationell ausgedehnte und zeitlich terminierte Handlungssystem zweier Interaktanten.“¹³⁶⁸

Bezogen auf die menschliche Kommunikation bezeichnen Beziehungen „die konkreten Relationen zwischen (mindestens zwei) Menschen“.¹³⁶⁹ Weiter heißt es bei Linke und Schröter, dass für deren Konstitution zwei Elemente wesentlich seien:

1. ein performatives Element im Sinne einer wahrnehmbaren Interaktionspraxis der beteiligten Menschen, welche stets durch deren Interaktionsgeschichte geprägt ist und neben sprachlichen auch nicht-sprachliche Elemente umfasst,¹³⁷⁰ sowie
2. ein reflexives Element, das „die mehr oder weniger bewusste Erfahrung, Auffassung und Deutung der gemeinsamen vergangenen und gegenwärtigen Interaktion durch die an ihr Beteiligten“¹³⁷¹ einbezieht.

Die Ausgestaltung der zwischenmenschlichen Interaktion sowie deren Bewertung und Interpretation durch die Beteiligten sind dabei einerseits individuell und situationsgebunden, zugleich aber auch bedingt durch soziokulturelle Muster, Normen, Strukturen und Kategorisierungen.¹³⁷² Auch Lobenstein-Reichmann hebt die Eingebundenheit des Beziehungssprechens in die „jeweilige Kulturalität und Historizität einer Sprache und der sie sprechenden Gesellschaft“¹³⁷³ hervor. Darüber hinaus fasst sie den Begriff etwas enger, indem sie stärker die Prozesshaftigkeit und Dauer einer Beziehung als „Serie von verbalen und nonverbalen Interaktionen [...]“¹³⁷⁴ betont. Daraus ergibt sich die Unterscheidung zwischen *Begegnungen* als etwas Aktuellem und *Beziehungen*, denen die Option der Latenz innewohnt. *Beziehung* meint in diesem Sinn „eine prozesshafte Verbindung zweier Men-

hier S. 302–306. Sager gibt berechtigterweise zu bedenken, dass der Beziehungsbegriff für linguistische Analysen nicht unreflektiert übernommen werden dürfe. „Wenn das dennoch gemacht wurde, so vermutlich deshalb, weil der Beziehungsbegriff eine aus dem Alltagsverständnis abzuleitende stark suggestive, intuitiv einleuchtende Erklärungskraft besitzt, die ihn als unmittelbar einsichtiges Explanans in linguistischen Analysen akzeptabel erscheinen ließ.“ (Sager: Sprache und Beziehung, S. 114; zum alltagssprachlichen Verständnis von *Beziehung* im Sinne einer „zwischenmenschlichen Beziehung“ vgl. Sager: Sprache und Beziehung, S. 161–176.)

1368 Sager: Sprache und Beziehung, S. 186.

1369 Linke / Schröter: Sprache in Beziehungen, S. 15 (Hervorhebung im Original).

1370 Vgl. ebd.

1371 Ebd.

1372 Vgl. ebd.

1373 Lobenstein-Reichmann: Beziehungs- und Gesellschaftsgeschichte, S. 47.

1374 Ebd.

schen“, die immer der Geschichtlichkeit unterliegt. Im Sinne Martin Bubers spricht sie von „Latenz aus der Vergangenheit, in der Gegenwart, für die Zukunft.“ Hinsichtlich der textlichen Verfasstheit sieht Lobenstein-Reichmann Beziehungen als „das Ergebnis einer Serie von Texten, also das Produkt schriftlich wie mündlich verlaufender kommunikativer Handlungen zwischen zwei oder mehreren Personen über einen gewissen Zeitraum hinweg [...]“. ¹³⁷⁵

Aus den oben genannten Punkten ergibt sich folgende grundlegende Begriffsdefinition Lobenstein-Reichmanns:

Unter Beziehung verstehe ich einen über einen längeren Zeitraum hinweg andauernden Prozess, der auf eine Serie von verbalen und nonverbalen Interaktionen mit spezifischen Verhaltens- und Interaktionssequenzen und Erwartungshaltungen zurückgeht, damit auf einer interpersonellen Geschichte und einer wiederum damit zusammenhängenden Wahrnehmungs-, Erinnerungs-, Emotions- und Bedürfniserfahrung beider Beteiligten beruht. Beziehung ist dann das Ergebnis eines kommunikativen Miteinanders, aber auch Basiskonstituente für zukünftiges Miteinander [...]. ¹³⁷⁶

4.4.2 Beziehungsprechen im Briefwechsel Christiana und Johann Wolfgang von Goethes: Chancen und Herausforderungen

Die Untersuchung einer beziehungsbezogenen Sprache – oder in dezidiert diachroner Perspektive Sprachgeschichte als Beziehungsgeschichte, wie sie für die Analyse der Briefe Christiana und Johann Wolfgang von Goethes einzunehmen ist ¹³⁷⁷ – steht in dem größeren Bezugsrahmen einer Kommunikationsgeschichte, ¹³⁷⁸ und zwar mit dem speziellen Fokus auf dem zwischenmenschlichen Kontakt, dessen Aufrechterhaltung und dessen Funktion. Der Briefwechsel des Ehepaares Goethe wird in Phasen der Abwesenheit von mindestens einem Partner als einziges vorhandenes Kommunikationsmittel genutzt. Dem Medium Brief (insbesondere, wenn

¹³⁷⁵ Für dieses und alle vorausgehenden Zitate: Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 389 (Hervorhebungen im Original).

¹³⁷⁶ Lobenstein-Reichmann: Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen, S. 345, unter Bezugnahme auf Hinde, Robert A.: Relationships. A Dialectical Perspective. Hove 1997; Heidbrink, Horst / Lück, Helmut E. / Schmidtman, Heide: Psychologie sozialer Beziehungen. Stuttgart 2009 sowie Lobenstein-Reichmann: Beziehungs- und Gesellschaftsgeschichte, S. 47.

¹³⁷⁷ Da nicht alle Vulpus-Briefe nach den Originalen transkribiert vorliegen und ein mehrfacher Wechsel zwischen originaler und normalisierter Schreibweise zugleich den Lesefluss erschwert, werden die Briefauszüge meist in standardisierter Schreibweise wiedergegeben. Ungeachtet dessen wurden auch für dieses Kapitel die Handschriften durchgesehen, um größere Abweichungen auf inhaltlicher und lexikalischer Ebene auszuschließen.

¹³⁷⁸ Vgl. hierzu ausführlich Linke: Kommunikationsgeschichte.

es sich um nichtfiktionale Privatbriefe handelt) ist von vornherein ein Adressatenbezug als gattungsspezifisches Merkmal inhärent. So sind der nicht nur für das Verhältnis von Sprache und Beziehung, aber besonders dafür grundlegende „dialogistische Charakter von Sprache“¹³⁷⁹ sowie die für eine Beziehung konstitutive Reziprozität¹³⁸⁰ (im Gegensatz zu anderen Ego-Dokumenten wie Tagebüchern oder autobiographischen Schriften)¹³⁸¹ gegeben. Dabei sind die Rollen des Sprechers und des Hörers (oder für die schriftliche Kommunikation: des Schreibers/Absenders und des Lesers/Empfängers) zentral. Bei Schulz von Thun¹³⁸² sind auf der Beziehungsebene bereits mindestens zwei Möglichkeiten angelegt, über die auf die Beziehung eingewirkt werden kann: zum einen über das Beziehungshandeln des Sprechers und zum anderen über das Beziehungshören des Angesprochenen. Der Hörer hat hierbei keineswegs nur einen passiven Part inne; er muss die gesendete Nachricht dekodieren, d. h. er interpretiert das Gehörte oder Gelesene und wirkt so aktiv am kommunikativen und damit auch beziehungsbestimmenden Prozess mit.¹³⁸³ Das Beziehungssprechen/-schreiben ist folglich wie die zwischenmenschliche Kommunikation überhaupt ein von Wechselseitigkeit geprägter Akt, der alle Beteiligten einschließt.

1379 Ebd., S. 29.

1380 Vgl. Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 388. sowie Lobenstein-Reichmann: Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen, S. 350.

1381 Diese wären nach der Kategorisierung von Lobenstein-Reichmann (intra-, inter- und transpersonelle Beziehung) Beispiele für eine *intrapersonelle* Kommunikation, die trotz der Anlage als Monolog als Beziehungssprechen und im Kern dialogisch verstanden wird (vgl. dies.: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 390–394, insb. 391).

1382 Schulz von Thun, Friedemann: Miteinander reden. Bd. 1: Störungen und Klärungen. Allgemeine Psychologie Kommunikation. Reinbek bei Hamburg 2006, insb. S. 13–16 sowie 27–29. – Das Modell der vier Seiten einer Nachricht umfasst die Aspekte Sachinhalt, Selbstoffenbarung, Beziehung und Appell, die als gleichrangig angesehen werden (vgl. Schulz von Thun: Miteinander reden 1, S. 14). Es stellt eine Erweiterung von Karl Bühlers Organonmodell und Watzlawicks Kommunikationsmodell dar (vgl. Lobenstein-Reichmann: Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen, S. 351).

1383 Vgl. Schulz von Thun: Miteinander reden, Bd. 1, insb. S. 61–68; vgl. auch Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 388. – Auf diese Rollen geht nicht erst die moderne Linguistik ein. Schon Jacob Grimm hat diese samt ihrer Interdependenzen im Blick (vgl. Grimm, Jacob: Über den Personenwechsel in der Rede. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1856. Berlin 1856); vgl. auch Kretzenbacher, Heinz Leonhard: Vom *Sie* zum *Du* - und retour? In: Ders. / Segebrecht, Wulf (Hrsg.): Vom *Sie* zum *Du* – mehr als eine neue Konvention? Vom *Sie* zum *Du* – mehr als eine neue Konvention? Antworten auf die Preisfrage der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung vom Jahr 1989. Hamburg / Zürich 1991, S. 9–77, hier S. 20–22.

Die Korrespondenz des Ehepaares Goethe eignet sich in besonderer Weise für Untersuchungen zum Verhältnis von Sprache und Beziehung, denn der überlieferte Briefwechsel ermöglicht eine Betrachtung beziehungsbezogener Sprache beider an der schriftlichen Kommunikation beteiligter Personen, und zwar in wechselnden Rollen; beide treten als Nachrichtensender und -empfänger auf. Zudem handelt es sich bei diesem Briefwechsel um einen Untersuchungsgegenstand, bei dem die Paarsprache ins Zentrum des Interesses rückt. Aufgrund der Intimität und der damit verbundenen Abgrenzung und Geheimhaltung gehören solche Zweierbeziehungen zu den schwer zugänglichen und greifbaren Forschungsgegenständen, was insbesondere für die historische Perspektive gilt.¹³⁸⁴ Allerdings ist die Frage nach der Intimität von Ehe- oder Liebesbriefen für die Vergangenheit etwas differenzierter zu sehen, da es noch bis weit in das 19. Jahrhundert hinein nicht ausgeschlossen war, dass diese Briefe im Familienkreis rezipiert wurden und oft nicht ausschließlich für die Augen des Empfängers bestimmt waren.¹³⁸⁵

Schikorsky hat hinsichtlich der Überlieferungslage vor allem Briefe aus Paarbeziehungen¹³⁸⁶ zweier unbekannter, „unbedeutender ‚Normalmenschen‘“¹³⁸⁷ im Blick. Johann Wolfgang von Goethe (und damit auch seine Gattin) gehören zwar nicht zu dieser Personengruppe, aber bei ihrem überlieferten Briefwechsel handelt es sich größtenteils um eine tatsächlich private, teilweise sehr vertraute Korrespondenz,

1384 Vgl. Schikorsky: *Dein bis in den Tod*, S. 69.

1385 Vgl. Schikorsky: *Vom Dienstmädchen zur Professorengattin*, S. 266. – Allgemein zum Liebesbrief aus literaturwissenschaftlicher Perspektive vgl. die beiden Sammelbände: Stauf, Renate / Paulus, Jörg (Hrsg.): *SchreibLust. Der Liebesbrief im 18. und 19. Jahrhundert*. Berlin / Boston 2013 sowie Stauf, Renate / Simonis, Annette / Paulus, Jörg (Hrsg.): *Der Liebesbrief. Schriftkultur und Medienwechsel vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Berlin / New York 2008.

1386 Hinsichtlich der Terminologie von Beziehungsbezeichnungen herrscht weitestgehende Uneinheitlichkeit. Eine Systematisierung, die die teils feinen Unterschiede berücksichtigt, liegt nicht vor. Auhagen und Salisch verweisen exemplarisch auf Termini für Partnerbeziehungen wie Partnerschaften, Liebesbeziehungen, Ehen, Partnerbeziehungen u. Ä. mehr, deren Bedeutungsnuancen noch nicht hinreichend systematisiert worden sind (vgl. Auhagen, Ann Elisabeth / Salisch, Maria von: *Einleitende Worte*. In: Dies. (Hrsg.): *Zwischenmenschliche Beziehungen*. Göttingen u. a. 1993, S. 1–4, hier S. 2). Als die Bezeichnung der Dyade zwischen Christiana und Johann Wolfgang von Goethe werden im Folgenden vor allem Liebes- und Paarbeziehung sowie Ehe(paar) gebraucht. Mit dem unterschiedlichen terminologischen Gebrauch ist dezidiert keine Wertung respektive qualitativ-emotionale Verschiebung intendiert. Vielmehr steht der flexible Gebrauch im Zusammenhang zu der späten Eheschließung des Paares, d. h. faktisch waren beide in den ersten 18 Jahren ihrer Beziehung kein Ehepaar, auch wenn beide Seiten ihr Zusammenleben in einer modern gesprochen eheähnlichen Gemeinschaft als einer Ehe gleichwertig empfunden haben; von beiden Partnern gibt es Hinweise in ihren eigenen Briefen oder Briefen an Dritte, die eine solche Sichtweise nahelegen, wie Goethes Brief an Schiller vom 13. oder 14. Juli 1796, in dem Goethe von seinem „Ehstand“ schreibt (GB 11 I, S. 88).

1387 Schikorsky: *Dein bis in den Tod*, S. 69.

die auf diese Weise geschrieben werden konnte, weil beide Briefpartner zumindest in ihrer frühen Korrespondenz (etwa bis zur großen Überlieferungslücke der Briefe Christiana von Goethes zwischen 1804 und 1809) davon ausgehen konnten, dass ihre Briefe nicht von einem größeren Rezipientenkreis zur Kenntnis genommen oder gar in geselliger Runde vorgelesen wurden. Besonderes Potential birgt dementsprechend der Vergleich der eigenhändigen Briefe und jener Briefe, bei denen ein Schreiber oder eine Schreiberin auf einer oder beiden Seiten zwischengeschaltet war.

Im Sinne des von Lobenstein-Reichmann vorgeschlagenen Modells zur Kategorisierung von Beziehungstypen (vgl. Abb. 24) läge die zu untersuchende Beziehungssprache als prinzipiell zur Kernfamilie gehörig im Bereich der interpersonellen Beziehung, und zwar im Sinne zweier direkt kommunizierender Menschen.¹³⁸⁸ Interpersonelle Beziehungen auf der Ebene eines Liebes- bzw. Ehepaares sind nach dem Grad innerhalb des Nähe-Distanz-Kontinuums als besonders nächsprachlich zu charakterisieren,¹³⁸⁹ worauf an späterer Stelle noch genauer einzugehen sein wird. Allerdings ist auch in geringerem Maße ein Einblick in die intrapersonelle Ebene möglich, wie beispielsweise bei der Betrachtung der verwendeten Selbstbezeichnungen in den Briefen von Christiana Vulpius, die auch Aufschluss über das Verhältnis von Name und Identität geben können.¹³⁹⁰

Für den vorliegenden Briefwechsel zwischen Christiana und Johann Wolfgang von Goethe kann es an dieser Stelle nur darum gehen, einen punktuellen Einblick in die Analysemöglichkeiten hinsichtlich ihrer Beziehungssprache bzw. der Beziehungsbezogenheit von Sprache anhand dieses konkreten Fallbeispiels

1388 Vgl. Lobenstein-Reichmann: *Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen*, S. 390–392; vgl. zu den drei grundlegenden Beziehungstypen auch dies.: *Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen*, S. 345–365.

1389 Vgl. Lobenstein-Reichmann: *Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen*, S. 390 sowie grundlegend zum Nähe-Distanz-Kontinuum Koch/Oesterreicher: *Sprache der Nähe – Sprache der Distanz*. – Zugleich sind diese Beziehungen auf interpersoneller (aber auch intrapersoneller) Ebene als sprachliche Prozesse in ihrem weiteren sozialen Zusammenhang und damit in ihren Wechselwirkungen zwischen Individualität, Intersubjektivität und Sozialität zu sehen (vgl. Lobenstein-Reichmann: *Beziehungs- und Gesellschaftsgeschichte*, S. 48). Das heißt, dass jede intrapersonelle Beziehung in eine distanziertere Beziehung inter- und transpersoneller Natur oder im Fall einer interpersonellen Beziehung in transpersonelle Beziehungen eingebunden ist. Zu bedenken ist, dass diese Bezugssysteme historischen Veränderungen unterliegen und für Historiker zumeist nur punktuell greifbar sind; vgl. Lobenstein-Reichmann: *Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen*, S. 393.

1390 Vgl. Kapitel 4.4.3.3; vgl. auch Lobenstein-Reichmann: *Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen*, S. 347.

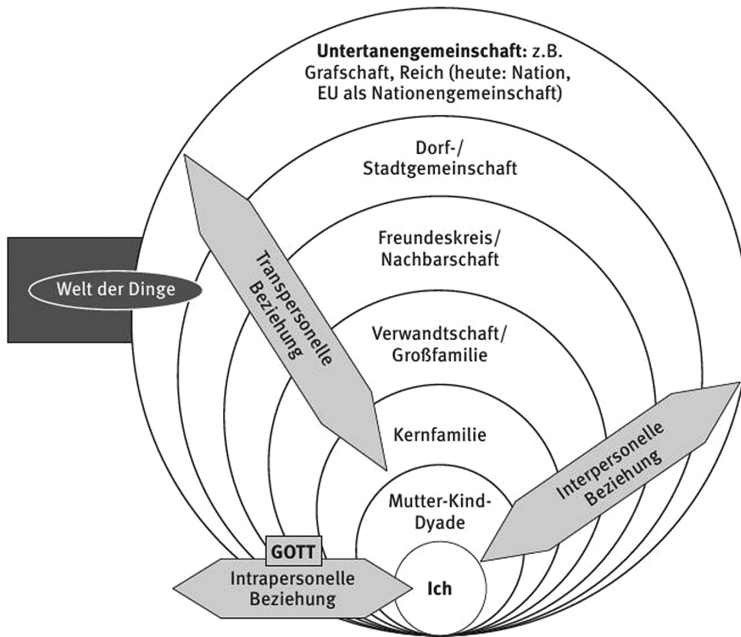


Abb. 24: Beziehungskreise (aus: Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 393).

zu geben. Die ausgewählten Untersuchungsaspekte¹³⁹¹ liegen zunächst im Bereich der Anrede und der Lexik, wozu der Gebrauch von Koseformen in der nominalen Anrede sowie die Verwendung pronominaler Anredeformen und deren possessiver Äquivalente gehören. Diese Ansprachesysteme eignen sich in besonderer Weise zur Sichtbarmachung der Interdependenzen zwischen Sprache und Beziehung, da die Anrede per se dazu dient, interpersonelle Beziehung zu bezeichnen und im Brief aufzunehmen. Kretzenbacher verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass

innerhalb der Sprache [...] die Hinwendung des Sprechers an seinen Gesprächspartner ein so eminent wichtiger Vorgang [ist], daß viele Sprachen über eine eigene grammatische Kategorie der Zuwendung verfügen. Ein Beispiel dafür ist der Vokativ innerhalb des Kasussystems vieler indogermanischer Sprachen, dessen bekannteste Ausprägung wohl der lateinische Vokativ ist.¹³⁹²

¹³⁹¹ Für einen allgemeinen Überblick über linguistische Bereiche, die sich für die Analyse der Beziehungsgestaltung besonders eignen, vgl. Ehrhardt, Claus: Beziehungsgestaltung und Rationalität. Eine linguistische Theorie der Höflichkeit (Hesperides, 18). Trieste 2002, S. 178 f.

¹³⁹² Kretzenbacher: Vom *Sie* zum *Du*, S. 19.

Für diesen Bereich gibt es bereits vergleichbare Studien mit einem etablierten Analyseinstrumentarium.¹³⁹³ Ebenfalls im Bereich der Lexik liegt ein zweites exemplarisches Untersuchungsfeld, das mit dem Stichwort Beziehungslexik überschrieben werden könnte, denn die Paarsprache gilt als besonders produktiver Sprachbereich mit zahlreichen „beziehungs-idiosynkratischen Neologismen, die wiederum in der Beziehungsgeschichte der Beteiligten verankert sind [...]“.¹³⁹⁴ Des Weiteren sollen exemplarisch sprachliche Strategien und kommunikative Muster im Hinblick auf die Beziehungsebene erprobt werden: Ein fruchtbares Untersuchungsfeld, das in den Briefen der Goethes häufig vorkommt, ist der Bereich der direktiven Sprechakte und hierbei insbesondere der Äußerungen von Bitten, Wünschen, Aufforderungen und Anweisungen. Das Spektrum der Strategien und Muster ist in diesem Bereich besonders vielfältig und unterscheidet sich bei beiden Korrespondenzpartnern auffallend stark voneinander. Schließlich werden die im Briefwechsel angesprochenen sowie die (bewusst) ausgesparten Themenbereiche schlaglichtartig auf ihre Beziehungsfunktion hin analysiert.

4.4.3 Nominale Anrede, Koseformen und Selbstbezeichnungen

Die Anrede im Allgemeinen ist ein wichtiger Bestandteil von Briefen. Sie kann nach Elisabeth Berner definiert werden als „sozial determinierte kommunikative Einheit (Substantive, Pronomen und äquivalente Formen), mit denen sich ein Sprecher/Schreiber (direkt oder indirekt) an einen Empfänger wendet und die primär die Funktionen haben, Kontakt zu diesem herzustellen und ihn zu identifizieren.“¹³⁹⁵ Die Anrede, besonders die nominale Anrede, die zunächst behandelt wird, ist aufgrund ihrer phatischen und identifikatorischen Funktion aus beziehungssprachlicher Sicht von großem Interesse. Bereits Karl Ermert betonte in seiner Arbeit zu Briefsorten aus dem Jahr 1979, dass

die Anrede- und Grußformel eines Briefes nicht nur ein Relikt von Konventionen und Traditionen (so Stumpf 1974, 172) darstellen, sondern daß sie eine wesentliche Funktion im Rah-

1393 Für einen Überblick vgl. Linke / Schröter: Sprache in Beziehungen, S. 12 f. Gleichwohl geben die Autorinnen zu bedenken, dass über die Analyse von Einzelausdrücken, wozu jene der Anredeformen zu zählen ist, hinaus eine Öffnung und Erweiterung von lexikalischen sowie onomastischen Untersuchungen anzustreben wäre, mit dem Ziel, von einer „Begriffs- hin zu einer Diskursgeschichte menschlicher Beziehungen“ zu gelangen (vgl. ebd., S. 13).

1394 Ebd., S. 18; vgl. dazu grundlegend Leisi, Ernst: Paar und Sprache. Linguistische Aspekte der Zweierbeziehung (Uni-Taschenbücher, 824). Heidelberg: 4., durchgesehene Aufl. 1993.

1395 Berner, Elisabeth: Zum Wesen und Begriff der Anrede. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule „Karl Liebknecht“ Potsdam 26 (1982), S. 801–811, hier S. 809.

men des kommunikativen Handlungsspiels im Rahmen der Kommunikationsform ‚Brief‘ erfüllen. Sie wirken als Indikator für die Beziehungen, die der Briefschreiber zu dem -empfänger hat oder zu haben glaubt und liefern einen Teil der Informationen, die die Kommunikationspartner im direkten Gespräch der kopräsenten Situation entnehmen und/oder durch parasprachliches Handeln und Verhalten übermitteln. Es sind dies vor allem Informationen auf der „Beziehungsebene“ der Kommunikation (vgl. Watzlawik/Beavin/Jackson 1967/72, 53 ff.), deren adäquate Einschätzung einen nicht zu unterschätzenden Stellenwert für das Gelingen der Kommunikation hat.¹³⁹⁶

Obwohl die Anrede solch eine zentrale Stellung innerhalb des Briefes einnimmt und für die Konstitution und Bewertung der Absender-Empfänger-Beziehung von herausragender Bedeutung ist – eben als „Indikator für die Beziehungen, die der Briefschreiber zu dem -empfänger hat oder zu haben glaubt“¹³⁹⁷ –, gilt ihre *systematische* Erforschung im epistolaren Kontext und auch darüber hinaus in der Linguistik bislang als Desiderat.¹³⁹⁸ Eine solche Untersuchung wäre zweifellos ein lohnender Forschungsgegenstand, vor allem in einer Zeit stetig wachsender, verfügbarer Korpora, die eine fundierte Quellenbasis (nicht zuletzt für digitale Auswertungen) bieten. Erste Fragen, die sich mit einem solchen Forschungsvorhaben verbinden könnten, umreißt der Literaturwissenschaftler Joost am Beispiel des

1396 Ermert: Briefsorten, S. 104.

1397 Ebd. – Ermert verweist auf Watzlawik, der behauptet, dass der Beziehungsaspekt dem Inhaltsaspekt – beide sind Bestandteil jeder Kommunikation – übergeordnet sei und Ersterer somit Letzteren bestimme. Deshalb bezeichnen Watzlawik und auch Ermert den Beziehungsaspekt als Metakommunikation. Ermert relativiert die Watzlawik'sche Einschätzung allerdings als zu einseitig, sofern es sich nicht um eine pathologische Kommunikation handle, bekräftigt aber die besondere Bedeutung des Beziehungsaspektes in der Kommunikation, indem er sich auch auf Hymes bezieht, der (wiederum in Anlehnung an das Groot'sche „Gesetz der beiden Ebenen“) annimmt, dass im Konfliktfall die Beziehungsebene die Inhaltebene einer Äußerung dominiere (vgl. Ermert: Briefsorten, S. 104 f.).

1398 Eine der wenigen diachronen Studien, die auf einem umfangreicheren Quellenkorpus von Fürstinnenbriefen basiert und sowohl die nominale als auch pronominale Anrede behandelt, jedoch kaum in größere Zusammenhänge eingebettet ist, ist Prutscher, Daniela: „hertzAllerliebster sehr Hochgeehrter Herr Vatter“ – Anreden in fürstlichen Korrespondenzen der Frühen Neuzeit. In: Lühr, Rosemarie u. a. (Hrsg.): Genderspezifisch in thüringischen Fürstinnenkorrespondenzen der Frühen Neuzeit. Korpusphilologische Studien (Schriftenreihe Philologia, 233). Hamburg 2018, S. 339–376. – Angelika Linke erwähnt hinsichtlich ihres Konzeptes einer Kommunikationsgeschichte, das in eine ähnliche Richtung zielt wie die Untersuchung des Verhältnisses von Sprache und Beziehung, aber breiter und über schriftliche Quellen hinaus ausgerichtet ist, den „frühneuzeitliche[n] Ausbau des Anredesystems im Deutschen ebenso wie sein Abbau im späteren 18. Jahrhundert“ als „kommunikationsgeschichtliche[n] Gegenstand“ (Linke: Kommunikationsgeschichte, S. 39). Sie stellt eine solche Untersuchung unter die Prämisse, dass die Korrelation zwischen Veränderungen im Anredesystem mit den jeweiligen gesellschaftlichen Strukturen und „soziokulturellen Beziehungskonstellationen“ in Verbindung gesetzt wird (vgl. ebd., S. 39 f.).

Briefwechsels von Theodor Storm und Constanze Esmarch. Er nennt u. a. interne Entwicklungen von Koseformen,¹³⁹⁹ sich sprachlich manifestierende Symmetrien respektive Asymmetrien zwischen den Briefpartnern, die Entstehung und Entwicklung von Wortfeldern¹⁴⁰⁰ oder auch den Bereich von Codes und Code-Switchings.¹⁴⁰¹ Diese Fragen, die für den Zusammenhang von Sprache und Beziehung relevant sind, werden im Folgenden kurz dargelegt. Zentral sind hierbei vor allem die Entwicklung der Anrede- und Koseformen sowie der Selbstbezeichnungen und die Untersuchung von Symmetrien und Asymmetrien im Briefwechsel des Ehepaares von Goethe.

Die Anredeforschung konzentrierte sich vor allem auf die Anrede in mündlichen Gesprächssituationen.¹⁴⁰² Die Anrede im Brief ist aufgrund des Mediums der Schriftlichkeit davon zu unterscheiden. Sie kann grundsätzlich nicht nur in der Briefanrede, der *Salutatio*, vorkommen, sondern auch im Haupttext des Briefes in vokativischer Form sowie am Briefschluss in Form des Possessivpronomens oder der erneuten Anrede des Korrespondenzpartners.¹⁴⁰³

Die Anrede¹⁴⁰⁴ lässt sich näher definieren als eine Wortgruppe im Nominativ (Anredenominativ), die außerhalb gebauter Sätze steht und im Text durch eine

1399 Joost hat allerdings nicht (oder nicht nur) Koseformen i. e. S. im Blick, sondern im weiteren Sinn Anredeformen (die sich freilich als Koseformen manifestieren können) sowie Selbstbezeichnungen. Als Beispiel verweist der Autor auf eine Schlussformel mit pronominaler Anrede aus dem Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Constanze Esmarch: „Dein, Dein Theodor“ bzw. „Dein Theodor“ (vgl. ders.: Theodor Storm – Constanze Esmarch. Briefwechsel (1844–1846). In: *Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft* 46 (2005), S. 189–193, hier S. 191).

1400 Beispielhaft führt Joost ebenfalls aus der Korrespondenz Storm – Esmarch auf: „mein Herzenskind“, „Mein Herzenstheodor“, „mein (kleines) süßes Herz“ mit Bezügen zum Wortschatz des Pietismus sowie die bis heute beliebten Anleihen aus dem Bereich des Kulinarischen wie „süße Dange“, „süßen Theodor“, „meine süße Frau“ und „meine süße Constanze“, vgl. ders.: Theodor Storm – Constanze Esmarch, S. 191.

1401 Vgl. ebd.

1402 Vgl. u. a. Brown, Roger / Gillman, Albert: *The Pronouns of Power and Solidarity*. In: Sebeok, Thomas (Hrsg.): *Style in Language*. Cambridge / Mass.: 1968, S. 253–276; Kohz, Armin: *Linguistische Aspekte des Anredeverhaltens. Untersuchungen am Deutschen und Schwedischen*. Mit einer selektiven Bibliographie zur Linguistik der Anrede und des Grußes (Kommunikation und Institution, 5). Tübingen 1982; Nübling, Damaris: *Beziehung überschreibt Geschlecht. Zum Genderindex von Ruf- und Kosenamen*. In: Linke / Schröter (Hrsg.): *Sprache und Beziehung*, S. 99–118; Vorderwülbecke: *Beschreibung interpersonaler Beziehungen*.

1403 Vgl. Wyss, Eva Lia: *Intimität und Geschlecht. Zur Syntax und Pragmatik der Anrede im Liebesbrief des 20. Jahrhunderts*. In: *Bulletin VALS-ASLA* (2000), Heft 72, S. 181–204, hier S. 185 f.

1404 Für die quantitative Auswertung der Anrede als formaler Briefbestandteil vgl. Tab. 4 in Kapitel 3.5.4 der vorliegenden Arbeit.

Trennung vom Kontext mittels Komma oder Ausrufezeichen gekennzeichnet wird.¹⁴⁰⁵ Die Anrede besteht zumeist aus einer Einleitung, die ein Possessivum, ein Adjektiv und/oder ein Grußwort enthalten kann, gefolgt von einem nominalen Hauptteil, der nicht selten um eine Attributivkonstruktion erweitert ist.¹⁴⁰⁶ Die Syntax der Anrede im Paar- bzw. Ehebrief, die auch für andere Formen des Privatbriefes gilt, lässt sich nach Wyss wie in Abb. 25 folgendermaßen systematisieren:

Anredeeinleitung	+	Anredenomina	(/). ¹⁸
Possesivum 1.p.sg./Adjektiv/Grußwort + (attributives Syntagma)n + Proprium/Appellativum			

Tab. 4: Syntax der Anrede im Liebesbrief

(Die Variationen hinsichtlich des Ausbaus dieser Struktur sind angegeben durch «/» (= Alternativausdruck) und «+» (= Additivausdruck), wobei das Adjektivattribut, das eigentlich fakultativ ist, manchmal auch mehrfach (=n) gesetzt wird)

Abb. 25: Syntax der nominalen Anrede im Liebesbrief (aus: Wyss: Intimität und Geschlecht, S. 188).

Ein prototypisches Beispiel für das Schema wäre *Mein lieber Schatz* oder *Meine liebe Sophia*. In der Zeit um 1800 treten außerdem häufig vom Haupttext nicht abgesetzte Anreden auf, die meist in den ersten Satz des Briefes integriert sind, eine Form, die vielfach auch im Goethe'schen Ehebriefwechsel verwendet wird, wie z. B. „Deine Briefe, *mein Lieber*, habe ich alle nach und nach erhalten [...]“.¹⁴⁰⁷ In einem Liebes- oder Ehebriefwechsel können über Anredeformen in verschiedenen Positionen hinaus Selbstbezeichnungen des Schreibers vorkommen sowie Bezeichnungen für den -empfänger in der 3. Person ohne vokativische Funktion (beispielsweise in Form von Kosenamen). Daraus ergibt sich für die nachfolgende Analyse der nominalen Anrede eine Klassifikation, wie in Tab. 30 aufgeführt.

Eng mit der Anrede verknüpft sind – nicht nur, aber vor allem in Paarbeziehungen – die Kosenamen, weshalb zu diesem Forschungsfeld ebenfalls kurze, einleitende Bemerkungen erlaubt seien. Damaris Nübling konstatierte noch 2017 zu dem Bereich der intimen Beziehungen und der darunter zu subsumierenden Spitz- und Kosenamen Folgendes:

¹⁴⁰⁵ Gallmann, Peter / Sitta, Horst: Deutsche Grammatik. Zürich: 5., vollständig überarb. Aufl. 2007, S. 107.

¹⁴⁰⁶ Vgl. Wyss: Intimität und Geschlecht, S. 188.

¹⁴⁰⁷ GC I, Nr. 26 (Hervorhebung durch die Verf.). Die im edierten Text aufgenommene Trennung der Anrede durch Kommata ist in den eigenhändigen Originalbriefen Christiana von Goethes nicht vorhanden.

Intime Beziehungen entziehen sich grundsätzlich ihrer Erforschung. Nach Hirschauer (2012: 14) sind sie „intrinsisch forschungsaversiv“. Dies gilt auch für Spitznamen, mit denen enge soziale Beziehungen (seien sie positiv oder negativ) zu Mitmenschen etabliert werden. Die (Sozio-)Onomastik weiß erstaunlich wenig über diese so alltägliche und hochrelevante Namenart.¹⁴⁰⁸

Tab. 30: Anrede und Selbstbezeichnung.¹⁴⁰⁹

	Beispiel
(1) nominale Anrede am Briefbeginn (Salutatio; direkte Anrede)	„Lieber, ich wünsche Dir, dass Du glücklich angekommen bist [...]“ (GC I, Nr. 13)
(2) nominale Anrede in allen anderen Positionen des Briefes (direkte Anrede)	„[...] Im Stillen habe ich darüber nachgedacht. Itzo fehlt mir nichts als Du, mein Lieber, dass mich mit Dir freuen könnte und ich Dich an mein Herz drücken könnte und Dir sagen könnte, wie ich Dich immer herzlicher liebe und Du mein einziger Gedanke bist, denn jede Freude ist nur halb, wenn Du nicht dabei bist. [...]“ (GC I, Nr. 18)
(3) indirekte Anrede in der 3. Person ohne vokativische Funktion	„Ich denk, es geht mir, seit ich mit dem Schatz bin, alles zum Guten aus, so wird es da auch so gehen. Der gute Schatz macht mich so oft mit allerlei glücklich, [...]“ (GC I, Nr. 100)
(4) Selbstbezeichnungen	„[...] Leb wohl und behalt lieb Dein kleines Naturwesen.“ (GC I, Nr. 98)

¹⁴⁰⁸ Nübling: Beziehung überschreibt Geschlecht, S. 99. – Auch Eva Lia Wyss beklagt dieses grundsätzliche, über die Onomastik hinausgehende Forschungsdefizit und verweist auf die einzige Publikation in diesem Bereich von Leisi: Paar und Sprache (vgl. Wyss: Intimität und Geschlecht, S. 195).

¹⁴⁰⁹ Die Analyse selbst basiert auf den sprachlich normalisierten Briefen der Gräfschen Edition (GC), die sowohl die eigenhändigen als auch die diktierten Briefe Christiana und Johann Wolfgang von Goethes umfasst. Nicht berücksichtigt wurden reine Auftragsbriefe von der Hand Dritter (beispielsweise von Johann Ludwig Geist oder Christian August Vulpius), die nicht von Christiana oder Johann Wolfgang von Goethe diktiert oder durch deren egh. Unterschrift oder Paraphe autorisiert wurden. Diese Textgrundlage der normalisierten Sprachdaten war aus zweierlei Gründen unumgänglich. Zum einen liegen nicht alle Briefe Christiana von Goethes, bei denen die Abweichungen zwischen Transkription und ediertem Text ungleich größer sind als bei ihrem Ehemann, transkribiert vor. Zum anderen ist im Bereich der Anrede die Entwicklung im Laufe der Jahre ein essentieller Untersuchungsgegenstand, sodass auch die Briefe Christiana von Goethes, die ab 1810 von ihrer Gesellschafterin Caroline Ulrich nach ihrem Diktat oder nach ihren Vorgaben niedergeschrieben wurden, Bestandteil des Korpus sind. Auf dieser breiten Quellenbasis lassen sich darüber hinaus Unterschiede in der Anredeverwendung zwischen egh. und diktierten Briefen untersuchen. Für die Analyse wurden die relevanten Anrede- und Koseformen in allen 599 Briefen händisch getaggt und anschließend mithilfe eines Makros ausgewertet.

Daraus resultieren, und das gilt auch für die nachfolgende Analyse, einerseits terminologische Unschärfen, und andererseits ist für eine Einordnung der Anrede in den Briefen der Goethes das Fehlen von Vergleichsstudien in diachroner Perspektive zu beklagen.

Nübling schlägt als Oberbegriff der inoffiziellen Namen, genauer zu *Kosenamen* (Hypokoristika) und *Spottnamen*, die *Spitznamen* vor, gibt jedoch selbst zu bedenken, dass dies „in Ermangelung eines besseren Terminus“ geschehe.¹⁴¹⁰ Eine Sonderform sieht sie in Kosenamen, die in einer Paarbeziehung mit größerer Intimität und Geheimhaltung verwendet werden als beispielsweise in Freundschaften, wofür sie den Begriff der *Intimnamen* vorschlägt.¹⁴¹¹

Grundlegend können nach Nübling drei Hauptformen von Spitz- und damit auch Kosenamen unterschieden werden:¹⁴¹²

1. *Übernamen* (auch „Primärbildung“¹⁴¹³): sprechende oder charakterisierende Namen, meist mit appellativen Strukturen (*Mausi*, *Schatz*, *Hase*), auch Adjektive u. Ä. möglich (*Dicker*, *Liebste*, *Beste*)
2. *Namenmodifikation* (auch „Sekundärbildung“¹⁴¹⁴), die aus dem Ruf- oder Familiennamen gebildet wird, z. B. durch Kürzung (aus *Christian/a/e* → *Chris*), Erweiterung meist durch Suffigierung (*Christianchen*) oder Kürzung + Erweiterung (*Chrisi*, *Christel*); Mischformen aus Übernamen und Namenmodifikationen sind möglich
3. *Neuschöpfungen* ohne appellativische oder onymische Basis; Leisi charakterisiert diese Namen als etymologisch ungestützte Namen, genauer als „linguistische Urzeugungen“, die nicht schon an einen vorhandenen Wortschatz anknüpfen (Beispiele bei Leisi sind u. a. *Tschigo* und *Mimeli*)¹⁴¹⁵

¹⁴¹⁰ Vgl. Nübling: Beziehung überschreibt Geschlecht, S. 99 (dort auch das Zitat).

¹⁴¹¹ Vgl. ebd., S. 99 f.

¹⁴¹² Vgl. für die nachfolgende Unterscheidung: Ebd., S. 100.

¹⁴¹³ Vgl. Frank, Rainer: Kosenamenbildung und Kosenamengebungstendenzen im Ruhrgebiet. In: *Onoma* 19 (1975), S. 511–527, hier S. 515–517. Frank weist ferner darauf hin, dass bei diesen Formen der fließende Übergang zwischen *Propria* und *Appellativa* besonders offenkundig ist, weshalb Witkowski die Bezeichnung als Kosewörter für angemessener hält. Gleichwohl ist diesen Koseformen je nach Kontext auch eine Namenfunktion inhärent; in anderen Kontexten wiederum besitzen sie Gattungsfunktion (vgl. ebd.).

¹⁴¹⁴ Vgl. ebd., S. 517. Frank differenziert bei den Sekundärbildungen zwischen Diminutiva, Voll- und Kurzformen sowie Lallnamen, die aus reduplizierten Anfangs- oder Endsilben der Rufnamen gebildet werden wie *Lilli* für *Liane* oder *Jojo* für *Joachim* (vgl. ebd., S. 517–519).

¹⁴¹⁵ Vgl. Leisi, Ernst: Aspekte der Namengebung bei Liebespaaren. In: Debus, Friedrich / Seibicke, Wilfried (Hrsg.): *Reader zur Namenkunde II. Anthroponymie* (Germanistische Linguistik 115/118). Hildesheim 1993, S. 491–499, hier S. 492.

Bei der Vorkommenshäufigkeit stehen die *Namenmodifikationen* vor den *Übernahmen* deutlich an der Spitze, am seltensten sind die *Neuschöpfungen* oder *Kunstwörter*.¹⁴¹⁶ Leisi stuft die sprachliche Kreativität der Letzteren, die entsprechend selten auftreten, als besonders hoch ein und spricht von einer „Kreativität erster Ordnung“, während Koseformen, sie sich vor allem unter 1., aber teilweise auch unter 2. subsumieren lassen, eine „Kreativität zweiter Ordnung“¹⁴¹⁷ darstellen.

Rainer Frank macht hinsichtlich der Kosenamen im Gegensatz zu Namen mit identifizierender Funktion (d. h. Ruf- und Familiennamen) auf den expliziten Transport von Gefühlen aufmerksam.¹⁴¹⁸ Durch die mit ihm verbundene „Zärtlichkeitstendenz verniedlicht, verkleinert er sehr oft, wofür bestimmte Suffixe symptomatisch sind.“¹⁴¹⁹ Frank versteht unter Kosenamen im engeren Sinn Koseformen mit diesen besonderen Suffixen, wenngleich auch Namenformen ohne diese wie Voll- oder Kurzformen sowie Über- und Beinamen dazugehören können.¹⁴²⁰

Wie sich die Paarbeziehung der Goethes konkret anhand der Anrede in ihren Briefen manifestiert, soll nachfolgend untersucht werden.

4.4.3.1 Direkte Anredeformen

Bevor auf die konkreten Koseformen im Briefwechsel von Christiana und Johann Wolfgang von Goethe geblickt wird, ist anzumerken, dass nur ein geringer Teil der Briefe direkte Anredeformen in der Salutatio als formalen Briefbestandteil enthält.¹⁴²¹ Hier geht es darüber hinaus auch um direkte Anredeformen mit vokativischer Funktion, die außerhalb der brieferöffnenden Formel stehen.

Tab. 31: Direkte Anrede in den Briefen. Johann Wolfgang von Goethes.

direkte Anrede J.W. von Goethes für C. von Goethe		Belege
Kind gesamt		60
– mein Kind		1
– (mein) liebes Kind		49 (50)
– lieb Kind		1
– mein liebstes Kind		3

¹⁴¹⁶ Vgl. Nübling: Beziehung überschreibt Geschlecht, S. 100.

¹⁴¹⁷ Leisi: Namengebung bei Liebespaaren, S. 492.

¹⁴¹⁸ Vgl. Frank: Kosenamenbildung und Kosenamengebungstendenzen, S. 513 f.

¹⁴¹⁹ Ebd., S. 514.

¹⁴²⁰ Vgl. ebd., S. 514.

¹⁴²¹ Vgl. zum quantitativen Verhältnis von Briefen mit und ohne Anrede Tab. 4 in Kapitel 3.5.4.

Tab. 31 (fortgesetzt)

direkte Anrede J.W. von Goethes für C. von Goethe	Belege
– mein allerliebstes Kind	1
– geliebtes Kind	1
– mein gutes Kind	1
– mein gutes, liebes Kind	1
– mein süßes, liebes Kind	1
Lieb° gesamt	19
– meine Liebe	10
– mein Liebes	1
– mein Liebstes	1
– mein Liebchen	6
– meine herzlich Geliebte	1
Herz gesamt	9
– mein liebes Herz	8
– mein gutes Herz	1
Beste° gesamt	3
– meine Beste	2
– mein Bestes	1
(meine) liebe Kleine	2
lieber Engel	1
mein geliebtes Weibchen	1
GESAMT:	95
Anzahl überlieferter Briefe ¹⁴²²	355
– egh.	158
– diktiert mit egh. Anteil	41
– diktiert ohne egh. Anteil	156

Auf quantitativer Ebene zeigt sich, dass Christiana von Goethe nahezu doppelt so viele Anredeformen verwendete, und zwar bei einer deutlich geringeren Anzahl überlieferter Briefe (vgl. Tab. 31 und 32). Zu bedenken ist allerdings das Verhältnis von eigenhändigen und diktierten Briefen. Während Goethe rund 44 Prozent seiner Briefe vollständig, ohne jeglichen eigenhändigen Textanteil diktierte, gilt das bei Christiana von Goethe nur für etwas mehr als drei Prozent der überlieferten Briefe.

¹⁴²² Der Anteil egh., teilweise egh. und diktiertter Briefe wurde auf Grundlage der Edition von Hans Gerhard Gräf im Abgleich mit den Angaben im Repertorium sämtlicher Goethe-Briefe ermittelt, <https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=402:1> (22.03.2024). In Zweifelsfällen wurde die Handschrift zurate gezogen.

Tab. 32: Direkte Anrede in den Briefen. Christiana von Goethes.

direkte Anrede C. von Goethes für J. W. von Goethe	Belege
Lieb° gesamt	93
– (mein) Lieber	87
– Du Lieber	1
– Du Liebster	1
– mein Liebster	1
– mein Liebstes	2
– Lieber und Liebstes auf der Welt	1
Schatz gesamt	24
– lieber Schatz	15
– bester Schatz	1
– mein lieber Schatz	1
– lieber, bester Schatz	4
– lieber, allerbesten Schatz	1
– Lieber, allerbesten, einziggeliebter Schatz	1
– mein allerbesten, superber, geliebter Schatz	1
Bester gesamt	6
– mein Bester	2
– (mein) Lieber, Bester	4
Guter gesamt	2
– mein Guter	1
– Lieber, Guter	1
Geheimerat gesamt	13
– Lieber Geheimerat	8
– Lieber, bester Geheimerat	3
– Lieber, guter Geheimerat	2
mein Einziger	2
Du Engel	2
Du Süßer	1
GESAMT:	143
Anzahl überlieferter Briefe ¹⁴²³	254
– egh.	220
– diktiert mit egh. Anteil	26
– diktiert ohne egh. Anteil	8

1423 Der Anteil egh., teilweise egh. und diktiert Briefe wurde auf Grundlage der Edition sowie der Handschriftensichtung ermittelt. Hinzuweisen ist auf einen deutlichen Unterschied bei den diktierten Briefen mit egh. Anteil. In den Briefen des Mannes erstreckt sich der Anteil aus der eigenen Feder oft über eine längere Nachschrift, während die diktierten Briefe der Frau überwie-

Sie begann erst nach der Heirat, Briefe zu diktieren oder teilweise in Auftrag zu geben (die Überlieferung der nicht mehr eigenhändig geschriebenen Briefe setzt ab 1809 ein), während die Diktate innerhalb dieses Briefwechsels bei Goethe bereits 1796 beginnen.

Die verwendeten Anredenominata beider Korrespondenten stammen vorwiegend aus dem konventionellen Repertoire der Paarsprache. So kommt bei beiden häufig das nominalisierte Adjektiv „Lieber“, „Liebster“ und „Liebe“, „Liebste“ vor, für die Ulrich Joost grundsätzlich bemerkt, dass uns diese heute einigermassen distanziert vorkämen.¹⁴²⁴ Zudem verwenden beide gleichermaßen das Neutrum „Liebes“ bzw. „Liebste“ füreinander (J. W. v. Goethe: zweimal, C. v. Goethe: dreimal), was auf eine geschlechtsneutrale Verwendung hindeutet.

Johann Wolfgang von Goethe adressiert Christiana zudem jeweils einmal mit dem Partizip „Geliebte“¹⁴²⁵ oder der Diminutivform „Liebchen“. Auch die kosende Bezeichnung „Herz“ sowie „meine Beste“ / „mein Bestes“ erfreuen sich auf Seiten des Mannes einer gewissen Beliebtheit, während Christiana von Goethe häufig „Schatz“ benutzt. Insbesondere die Anreden mit dem Appellativum „Schatz“ weisen zuweilen strukturelle Erweiterungen zu Kosephraseologismen¹⁴²⁶ mit mehreren ausschmückenden, kosenden Attributen auf. So wird der „liebe“ oder „beste Schatz“ über „mein lieber Schatz“ gesteigert nicht nur zu „lieber, bester Schatz“ oder zu „lieber, allerbesten Schatz“,¹⁴²⁷ sondern gar zu „Lieber, allerbesten, einziggeliebter Schatz“¹⁴²⁸ sowie „mein allerbesten, superben, geliebten Schatz“.¹⁴²⁹

Zu den aus heutiger Sicht traditionellen Elementen der Paarsprache zählen auch die selten verwendeten Anreden „Bester“, „Guter“ sowie „Engel“, wobei letztere bei beiden Korrespondenzpartnern jeweils einmal vorkommt. Man darf nun mit einiger Berechtigung fragen, ob es sich bei den bislang genannten Anredefor-

gend zwar noch einen egh. Anteil aufweisen, der aber deutlich kürzer ausfällt. Oftmals schreibt Christiana Vulpius nur einen kurzen, nicht selten formelhaften briefabschließenden Satz selbst und unterzeichnet anschließend.

1424 Vgl. Joost: Ehebrief Lichtenbergs, S. 80.

1425 GC II, Nr. 594.

1426 Zur Unterscheidung von Kosenamen, Kosephraseologismen und Koseausdrücken, die morphosyntaktisch komplexer strukturiert sind, vgl. Wyss: Intimität und Geschlecht, S. 197.

1427 GC I, Nr. 199.

1428 GC I, Nr. 190.

1429 GC I, Nr. 171.

men um Kosenamen im eigentlichen Sinn handelt. Wyss gibt diesbezüglich zu bedenken, dass sich Kosenamen gerade dadurch auszeichnen, „dass sie neu ge- und erfundene Namen für das Objekt der Begierde sind.“¹⁴³⁰ Um die sprachliche Kreativität oder umgekehrt die Konventionalität von Koseformen in diachroner Perspektive eingehender beurteilen zu können, sind weitere Studien anhand einer größeren Quellenbasis erforderlich.

Diminutivformen wie „mein geliebtes Weibchen“¹⁴³¹ spielen im Briefwechsel eine untergeordnete Rolle. In Johann Wolfgang von Goethes Briefen kommt neben der eben genannten Anrede nur noch das „Liebchen“¹⁴³² sechsmal vor. Es handelt sich bei den beiden genannten Formen um Derivationen von Appellativa oder, nach Nübling, um sprechende, charakterisierende Übernamen,¹⁴³³ während Derivationen von *Propria* oder gar von Kunstwörtern nicht vorkommen.¹⁴³⁴ Wyss hebt zur Funktionsweise von Diminutiven hervor, dass sich „an die semantische Kleinheit die Funktion des Kosens, der zärtlichen Bezeichnung und Benennung“¹⁴³⁵ knüpft. Dadurch können Diminutive grundsätzlich geschlechtsneutral verwendet werden. In den Briefen Christiana von Goethes findet sich jedoch kein Beispiel für eine diminuierte Koseform.

Bei beiden Korrespondenzpartnern sticht jeweils eine Koseform besonders hervor und wird häufig verwendet. Die ungewöhnlichste, distanzsprachliche Anredeform in den Briefen Christiana von Goethes entsteht durch den Fokus des Appellativums auf Goethes amtliche Funktion: „Lieber Geheimerat“.¹⁴³⁶ Diese Anrede kommt mit den Attributvarianten „Lieber, bester“ sowie „Lieber, guter Geheimerat“ 13-mal vor, und zwar ausschließlich in vorangestellter Position innerhalb der *Salutatio*. Das erstmalige Auftreten dieser nominalen Anrede fällt in das Jahr 1810 nach einer sechsjährigen Überlieferungslücke. Für die Interpretation des Befundes bedeutet das zweierlei: Erstens tritt dieses Appellativum in der Anrede erst nach der Eheschließung auf und zweitens kommt es ausschließlich in den nicht eigenhändig von Christiana von Goethe geschriebenen Briefen vor. Dies relativiert die asymmetrische Konnotation, die diese distanzsprachliche Anrede gegenüber dem höhergestellten Mann zunächst impliziert. Diese ist offensichtlich an die Zwischen-

1430 Wyss: Intimität und Geschlecht, S. 196.

1431 GC II, Nr. 434. – Das *Weibchen* kommt darüber hinaus in Christiana von Goethes Briefen vor allem in dem Kompositum *Meerweibchen* vor, welches sie als Selbstbezeichnung, aber einmal auch für eine Bekannte verwendete.

1432 GC I, Nr. 8, 27, 44, 49, 54 und 56.

1433 Vgl. Nübling: Beziehung überschreibt Geschlecht, S. 100.

1434 Vgl. Wyss: Intimität und Geschlecht, S. 193.

1435 Ebd., S. 194.

1436 Vgl. u. a. GC II, Nr. 488, 492, 494, 495, 496, 499, 501, 504, 539 und 601.

instanz der Schreiberin gebunden und als Zugeständnis an die dadurch evozierte öffentlichere Schreib- oder Diktiersituation zu interpretieren. Daran zeigt sich die Abgeschlossenheit und Intimität der Paarsprache, die nur für beide Beteiligten reserviert ist. Die spezifische Nähebeziehung zwischen Namenverwender und Namensträger, die Nübling durch die Verwendung von Spitznamen etabliert sieht,¹⁴³⁷ wird hier gerade nicht durch eine persönlich-intime Anrede vor der Schreiberin preisgegeben, sondern bleibt ausschließlich der direkten Kommunikation des Ehepaares, sei sie schriftlich oder mündlich, vorbehalten.

Dass Christiana von Goethe diese distanzsprachliche Anrede schon vor der Eheschließung im persönlichen Gespräch unter Anwesenheit Dritter nutzte, geht aus einem Brief von Johann Heinrich Voß, d. J., hervor. Voß, der zwischen 1801 und 1804 in Jena Philologie studierte, war häufig zu Gast im Weimarer Haus am Frauenplan, in dem er vor allem 1804 gelegentlich auch über mehrere Tage Quartier nahm.¹⁴³⁸ Dementsprechend pflegte er auch Umgang mit der Familie Goethes. In einem Brief vom 26. April 1807 bemerkte er über das Verhältnis zwischen den Goethes vor und nach der Eheschließung: „Übrigens leben Goethe und seine Frau wie vorher. Er nennt sie ‚liebes Kind‘ wie vorher und sie ihn ‚lieber Geheimerat‘ und ‚Sie‘ wie vorher.“¹⁴³⁹ Dieser Quellenbeleg eines Außenstehenden deutet in Verbindung mit den Belegen aus dem Briefwechsel darauf hin, dass insbesondere Christiana von Goethe zwischen einem privaten und einem öffentlichen Sprachgebrauch ihrem Gatten gegenüber unterschied. Dafür spricht der starke Kontrast zwischen den zahlreichen vertraut-zärtlichen Anrede- und Koseformen im Gegensatz zum distanzsprachlich-formellen „lieben Geheimerat“. Durch die Distanzanrede wird die besondere Nähebeziehung des Paares im Beisein Dritter eben gerade nicht öffentlich gemacht.¹⁴⁴⁰

Die Eigenhändigkeit der Briefe ist also ein wichtiger Faktor für die Beziehungssprache im Allgemeinen und die Verwendung bestimmter Anredeformen im Besonderen. Dieser Zusammenhang wurde bislang nicht hinreichend berücksichtigt. So erklärt sich Albrecht Schönes Verwunderung über das plötzliche Auftreten der dis-

1437 Vgl. Nübling: Beziehung überschreibt Geschlecht, S. 101.

1438 Vgl. Wilpert: Goethe-Lexikon, S. 1133.

1439 Bode: Goethe in vertraulichen Briefen, Bd. 2, S. 355.

1440 Vgl. hierzu Nübling: Beziehung überschreibt Geschlecht, S. 102. – Eine andere Interpretation, die nicht auszuschließen, aber aufgrund des bereits genannten Kontextes als nicht sehr wahrscheinlich einzustufen ist, betrifft die zärtlich-ironische Verwendung der Amtsbezeichnung in Verbindung mit dem Attribut „lieber“ oder „bester“. Insbesondere aus synchroner Perspektive wäre eine solche Interpretation naheliegend, doch dies lässt sich nicht ohne Weiteres auf die Benennungspraxis des 18. Jahrhunderts übertragen und scheint insbesondere im vorliegenden Fall nicht zuzutreffen, da die Belege ausschließlich in nicht eigenhändig geschriebenen Briefen vorkommen.

tanzsprachlichen Anrede „insgesamt zwölfmal, immer in reinen Du-Briefen, kaum doch ironisch eingefärbt, vielmehr vom Kontext in einem unbefangenen, liebevoll-dankbaren Respekt gehalten.“¹⁴⁴¹ Schöne sieht den Zusammenhang zu den nicht länger selbst niedergeschriebenen Briefen Christiana von Goethes, glaubt aber weder, dass „die förmliche Titulierung etwa von ihrer ›Sekretärin‹ Caroline Ulrich herrührte oder mit Rücksicht auf sie erfolgte“, da Christiana von Goethe diese „vertraute Freundin“ auch häufig habe anders schreiben lassen.¹⁴⁴² Als Beleg führt er den Brief vom 18. Juli 1810 mit der Anrede „mein Lieber“¹⁴⁴³ an. Die Argumentation ist wenig überzeugend, da dieser Brief der einzige ist, in dem diese vertraute Anrede vorkommt. Weitere Beispiele gibt es in den von Christiana von Goethe nicht eigenhändig zu Papier gebrachten Briefen nach 1810 nicht. Die Befunde sprechen meines Erachtens dafür, dass der Einfluss der Zwischeninstanz Schreiberin oder Schreiber deutlich größer ist als von Schöne angenommen, worauf im umgekehrten Fall auch Goethes Briefe hindeuten. Auf die Bedeutung des Faktors Eigenhändigkeit wird an späterer Stelle näher einzugehen sein.

Johann Wolfgang von Goethe spricht seine Geliebte und spätere Gattin am häufigsten über die gesamte Dauer des Briefwechsels mit „Kind“ in Verbindung mit einem Possessivum und/oder kosenden Attributen an, so wie es Johann Heinrich Voß für den mündlichen Umgang beschrieben hatte. Diese Bezeichnung war um 1800 üblich und wurde häufig verwendet. Joost verweist im Hinblick auf diese asymmetrische Koseform auf den juristischen Tatbestand, dass Frauen noch bis in das 19. Jahrhundert hinein zunächst der Vormundschaft des Vaters unterstanden und mit der Heirat in die Vormundschaft des Ehemannes übergingen und es so nur folgerichtig sei, „dass ‚Kind‘, ‚angenehmes Kind‘ etc. noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine der beliebtesten Mädchenanreden sogar der Liebeslyrik [...], nicht also nur in Briefen, war.“¹⁴⁴⁴

Ob sich diese Anredeform tatsächlich auf das hierarchisch-patriarchale Geschlechterverhältnis der Zeit oder – im Fall von Christiana und Johann Wolfgang von Goethe – auf den Altersunterschied von fast 16 Jahren zurückführen lässt, kann nicht mit Sicherheit gesagt werden. Vermutlich wird beides eine Rolle gespielt haben. Dass sich ein juristischer Tatbestand in einer Anredeform innerhalb einer Paarbeziehung niederschlägt, darf bezweifelt werden. Eine solche Konstellation

¹⁴⁴¹ Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 482. – Nach der in dieser Arbeit vorgenommenen Auszählung enthalten Christiana von Goethes Briefe nach 1810 insgesamt 13 Belege für die Anrede des Adressaten mit *Geheimerat*.

¹⁴⁴² Vgl. Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 482, Anm. 105.

¹⁴⁴³ GC II, Nr. 502.

¹⁴⁴⁴ Joost: Ehebrief Lichtenbergs, S. 82.

mag Bezeichnungen wie „(mein) liebes Kind“¹⁴⁴⁵ oder wie bei Goethe auch „(meine) liebe Kleine“¹⁴⁴⁶ oder „mein geliebtes Weibchen“¹⁴⁴⁷ befördert haben. Es zeigt sich aber auch, dass sich Koseformen wie „Kind“ und „Kindchen“ über das 19. und 20. Jahrhundert hinaus bis in die heutige Zeit (mit einem deutlich gleichberechtigteren Geschlechterverhältnis) halten. Eine Deutung dieser infantilen Bezeichnungen, die auf ein asymmetrisches Verhältnis innerhalb der Paarbeziehung abhebt, scheint auch deshalb unzureichend, weil es die phatische und kosende Funktion der Anrede vernachlässigt. Die Rolle eines Kindes innerhalb der Familie ist die eines besonders schützenswerten Wesens, dem viel Liebe und Aufmerksamkeit geschenkt wird. Diese besondere Wertschätzung und Fürsorge übertragen sich in gewisser Weise auch auf Personen, die kosend mit diesen Appellativa belegt werden wie bei *baby* oder *babe* im Englischen.

Die beiden Grafiken (Abb. 26 und 27) visualisieren einerseits das quantitative Verhältnis der direkten Anredeformen in den Briefen beider Briefpartner und zeigen andererseits, dass bestimmte Appellativa stärker oder ausschließlich einer bestimmten Position im Brieftext vorbehalten sind.

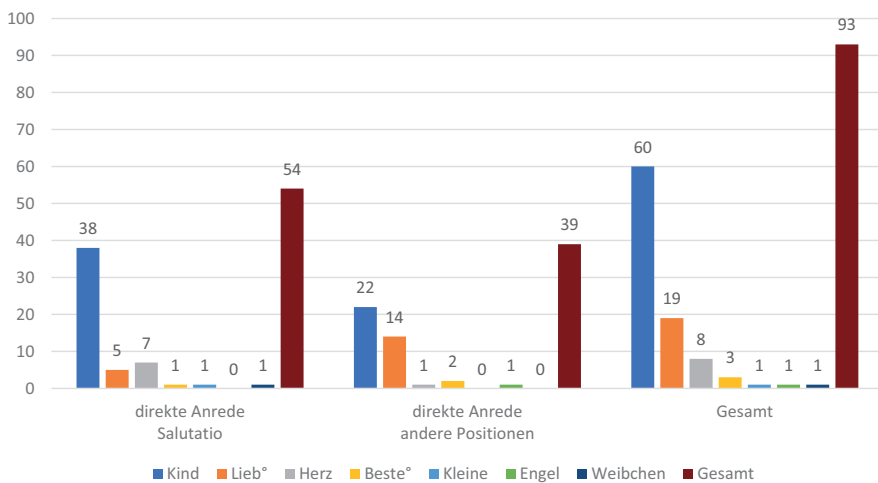


Abb. 26: Direkte Anrede in Johann Wolfgang von Goethes Briefen nach Position (Belege in absoluten Zahlen).

¹⁴⁴⁵ Vgl. u. a. GC I, Nr. 3, 6, 9, 12, 23, 57, 117, 239, 389, 437 sowie GC II, Nr. 563 und 565.

¹⁴⁴⁶ Vgl. GC I, Nr. 2 und 3.

¹⁴⁴⁷ Vgl. GC II, Nr. 434.

Direkte Anreden oder Kosephraseologismen, die das Nomen „Kind“ sowie Wortformen mit „Lieb“ enthalten, nutzt Johann Wolfgang von Goethe in seinen Briefen nicht nur in der Salutatio (in vorangestellter und in integraler Position), sondern auch in allen anderen Positionen innerhalb des Textes. Dabei dominieren die „Kind“-Phraseologismen deutlich in der Salutatio, während die „Lieb“-Formen häufiger außerhalb der briefeinleitenden Formel verwendet werden. Ausschließlich den Grußformeln vorbehalten ist „mein liebes Herz“¹⁴⁴⁸ (einmal auch „mein gutes Herz“, GC II, Nr. 417). Es kommt ausschließlich in der Salutatio und innerhalb dieser in textimmanenter Stellung vor; als vorangestellte Anrede tritt „mein liebes Herz“ ebenso wenig auf wie in anderen Positionen im Text. Der einzige Beleg für „mein gutes Herz“ findet sich in der Schlussformel des Briefes vom 7. August 1808.¹⁴⁴⁹ Die „Herz“-Anrede tritt verstärkt in den früheren Jahren der Beziehung zwischen 1792 und 1799 auf, auf die sechs von acht Belegen entfallen.

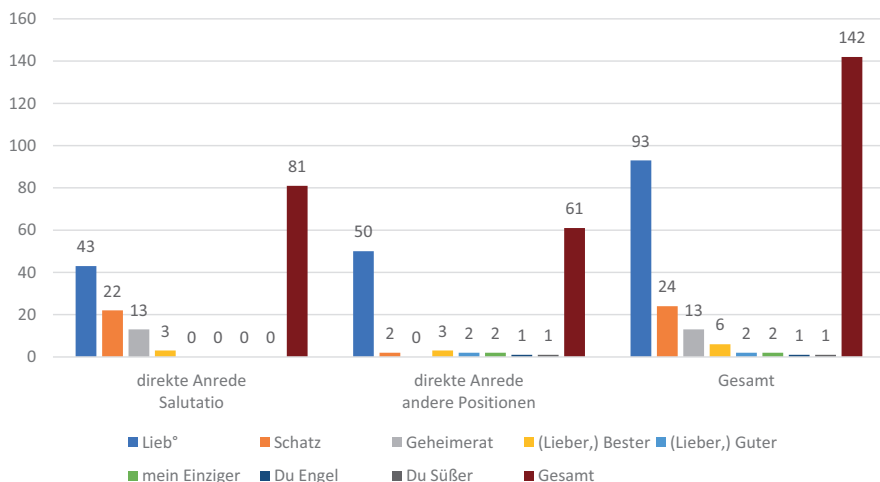


Abb. 27: Direkte Anrede in Christiana von Goethes Briefen nach Position (Belege in absoluten Zahlen).

In den Briefen Christiana von Goethes ist hinsichtlich der mit Abstand häufigsten Koseformen und Kosephraseologismen, die das Appellativum „Lieber“, „Liebster“ usw. enthalten, keine signifikante Präferenz in der Position innerhalb des Briefes

¹⁴⁴⁸ Vgl. GC I, Nr. 10, 34, 53, 67, 258; GC II, Nr. 424 und 426.

¹⁴⁴⁹ GC II, Nr. 417.

zu erkennen. Sie treten in ähnlicher Häufigkeit sowohl in der *Salutatio* als auch in anderen Positionen im Text auf. Die „Schatz“-Anrede einschließlich ihrer attributiv erweiterten Formen wird hingegen bevorzugt in der *Salutatio* platziert. Die drei selten vorkommenden direkten Anreden „Einziger“ (zweimal), „Engel“ (einmal) und „Süßer“ (einmal) treten ausschließlich in der briefabschließenden Grußformel auf, und zwar zeitlich auf das Jahr 1793 begrenzt. Aufgrund der geringen Beleganzahl lassen sich zwar keine verallgemeinerbaren Schlüsse ziehen. Dennoch legt der Befund nahe, dass die Anredeformeln in den ersten Jahren der Beziehung noch vielfältiger und weniger festgefügt waren als in den späteren Jahren. Dafür würde auch die ‚natürliche‘ Entwicklung einer Liebesbeziehung sprechen, in der auf eine Phase der Verliebtheit, die häufig mit einer (auch sprachlich ausgedrückten) emotionalen Überschwänglichkeit einhergeht, eine Phase der Konsolidierung folgt.

Grundsätzlich zeigt sich bei beiden Briefschreibern, dass es zwar gewisse Präferenzen in der Verwendung von Kosenamen gibt, zugleich aber auch eine Mehrfachbenennung vorliegt, die tendenziell in den ersten Jahren der Überlieferung ein wenig ausgeprägter und flexibler ist als in späterer Zeit. Wyss bezeichnet wechselnde Kosenamen, die teilweise von Brief zu Brief variieren können, als „iterative[...] Kosenamen“ und sieht in diesem Umbenennungsritual Parallelen zur mündlichen Kommunikation, in der für die Geliebte oder den Geliebten immer wieder neue Namen vergeben werden.¹⁴⁵⁰ Dies hängt nicht zuletzt mit den bereits erwähnten Veränderungen einer Paarbeziehung im Laufe der Zeit zusammen. Diese unterschiedlichen Beziehungsphasen und -qualitäten schlagen sich nach Leisi in der Vergabe verschiedener Kosenamen nieder. Damit werde der Individualität der Partner Rechnung getragen, die die Reduktion auf nur einen einzigen Namen nur unzureichend abbilden könnte. Zudem sieht Leisi aus linguistischer Sicht darin den Versuch, die „Einschränkung durch das Wort zu überwinden“.¹⁴⁵¹

In der brieflichen Kommunikation zwischen Christiana und Johann Wolfgang von Goethe ist vor allem hinsichtlich der auffällig formellen, nahezu ehrfürchtigen Bezeichnung „Geheimerat“ die Diskrepanz zwischen eigenhändig geschriebenen und diktierten Briefen zu bedenken. Für diese Anrede mit der Amtsbezeichnung wäre zu diskutieren, ob die Kategorisierung als Koseform aufgrund des distanzsprachlichen Charakters überhaupt trägt.¹⁴⁵² In jedem Fall kommt hier weniger eine mögliche emotionale Entfremdung zum Ausdruck. Vielmehr scheinen der Aspekt der Medialität und die damit verbundene fehlende Unmittelbarkeit durch den

¹⁴⁵⁰ Vgl. Wyss: *Intimität und Geschlecht*, S. 197.

¹⁴⁵¹ Vgl. Leisi: *Namengebung bei Liebespaaren*, S. 495 f. (Zitat auf S. 496).

¹⁴⁵² Gäbe es Anzeichen für eine ironische Verwendung dieser Anrede, würde dies den Charakter einer Koseform unterstreichen. Dies scheint allerdings in den vorliegenden Briefen nicht der Fall zu sein.

Einsatz einer Schreiberin zu dieser distanziert-formellen Benennung mit Amtstitel zu führen.

4.4.3.2 Indirekte Anredeformen

Eine ähnliche Tendenz zur Konsolidierung und damit Abnahme der kosenden Bezeichnungen, wie sie für die direkten Anredeformen festzuhalten ist, zeigt sich auch bei den indirekten Anredeformen in der 3. P. Sg. vor allem in Johann Wolfgang von Goethes Briefen. Die erwähnte Mehrfachbenennung kommt hier ebenfalls zum Tragen und ist in den Jahren bis 1795 besonders deutlich ausgeprägt, wie Abb. 28 verdeutlicht. Nach 1795 nimmt die Anzahl der verwendeten Formen stark ab. Dabei liegt die Vermutung nahe, dass dies auch hier im Zusammenhang mit der Zunahme diktierter Briefe Goethes ab 1796 steht. Bis auf die beiden indirekten Anredeformen, die auf Christiana von Goethe und deren Gesellschafterin Caroline Ulrich referieren, entstammen alle anderen seinen eigenhändig geschriebenen Briefen. Ähnliches ist in den Briefen von Christiana Vulpius zu beobachten: Indirekte Anredeformen für ihren Lebensgefährten finden sich ausschließlich in den eigenhändigen Briefen bis 1803.

Auffällig ist, dass in Johann Wolfgang von Goethes Briefen der frühen Jahre ein Wortfeld dominiert, welches bei der direkten Anrede nicht vertreten war, und zwar der Bereich des Haushaltes bzw. der Haushaltsführung, auf den der „Hausschatz“¹⁴⁵³, der „Küchenschatz“¹⁴⁵⁴ sowie die „liebe kleine Köchin“¹⁴⁵⁵ verweisen. Die beiden Komposita fallen sowohl in der indirekten als auch direkten Anrede in einen kreativeren Bereich der Wortschöpfung als die anderen Koseformen. Zu beobachten ist zudem – wenngleich auch nur anhand zweier Belege –, dass die auf familiäre Rollen abhebenden Appellative in der Anrede, die sogenannten ‚Kinship Titles‘,¹⁴⁵⁶ zunehmen, die teils im Diminutiv vorkommen (1795: „Mütterchen“ in GC I, Nr. 54 und 1799: „der lieben Mutter“ in GC I, Nr. 251).

Diese auf die Eltern-Kind-Beziehung rekurrierenden Anredeformen sind auch in den Briefen von Christiana Vulpius – neben dem dominierenden „Schatz“ –, teil-

1453 GC I, Nr. 4, 8, 9 und 10.

1454 GC I, Nr. 3.

1455 GC I, Nr. 7.

1456 Vgl. hierzu Wyss: Intimität und Geschlecht, S. 196 sowie allgemein zu Anredeformen innerhalb der Familie Macha, Jürgen: Konstanz, Variation und Wandel innerfamiliärer Anredeformen. In: Macha, Hildegard / Mauermann, Lutz / Domke, Horst (Hrsg.): Brennpunkte der Familienerziehung. Weinheim 1997, S. 199–218, hier S. 214. Macha konzentriert sich in seinem Aufsatz auf die Eltern-Kind-Anrede und erwähnt die Anrede der Eltern untereinander nur in anekdotenhafter Weise; ähnlich Christen, Helen: Der Liebhaber und die Geliebte. Geschlecht und Sprache im Bereich privater Lebensformen. In: Bulletin VALS-ASLA 72 (2000), S. 167–179, insb. S. 170–175.

1792 mein lieber Küchenschatz ein rechter Haus- schatz guter Hausschatz ein braver Haus- schatz Liebchen eine liebe kleine Köchin treues Kind	1793 recht liebes Kind mein Liebstes auf der Welt	1794 mein Kind	1795 Liebchen meinen kleinen Schatz seinen treuen Hausschatz Mütterchen
1799 der lieben Mutter	1801 Mütterchen	1802 meinen Lieben	1812 liebenswürdige, unruhige Ungethüme der lieben und lustigen Frauen

Abb. 28: Indirekte Anrede in den Briefen Johann Wolfgang von Goethes.

weise erweitert um das Attribut „guter“ oder „lieber“, präsent, und zwar in fünf von sechs Fällen in der diminutiven Variante „Väterchen“ (vgl. Tab. 33). Die ‚Kinship Titles‘ treten immer im thematischen Bezug zum gemeinsamen Sohn August auf.

Tab. 33: Indirekte Anrede in den Briefen von Christiana Vulpius.

Indirekte Anrede	Anzahl der Belege
Schatz gesamt	26
– der/meinen/seinen Schatz	17
– der/mein gute/r Schatz	6
– mein lieber Schatz	3
Vater/Väterchen gesamt	6
– sein Väterchen	1
– das/sein liebes Väterchen	2
– das gute Väterchen	1
– der gute Vater	1
– unser liebes Väterchen	1
mein Liebster	1
mein Allersuperbester	1
GESAMT:	34

Weitere Kosenamen in der indirekten Anrede liegen ebenfalls im konventionellen Bereich der Paarsprache („Schatz“, „Liebster“). Einzig der „Allersuperbeste“ lässt sich nicht in dieses Raster einordnen.

4.4.3.3 Selbstbezeichnungen

Wie die indirekten Anredeformen verwenden beide Korrespondenzpartner Selbstbezeichnungen nur in eigenhändigen Briefen oder Briefpassagen. In den Briefen Johann Wolfgang von Goethes kommen diese nur höchst selten vor. Es finden sich insgesamt nur drei Belege. So bezeichnet sich Goethe in einem Brief aus Verdun vom 10. Oktober 1792 als einen „recht muntern Freund“¹⁴⁵⁷ und am 20. Juni 1798 referiert er auf sich selbst als „den Schatz“, für den Christiana ihre „Äugelchen“ aufheben solle.¹⁴⁵⁸ In Bezug auf August spricht er 1796 rollenbezogen von sich als dessen „Väterchen“.¹⁴⁵⁹

Christiana Vulpius verwendete Selbstbezeichnungen weitaus häufiger als ihr Mann. In ihren Briefen sind 38 Belege nachzuweisen (vgl. Tab. 34).

¹⁴⁵⁷ GC I, Nr. 10.

¹⁴⁵⁸ GC I, Nr. 85.

¹⁴⁵⁹ GC I, Nr. 93.

Tab. 34: Selbstbezeichnung in den Briefen von Christiana Vulpius.

Selbstbezeichnung	Anzahl der Belege
Schatz	
– (Deinen) Schatz	9
– so ein großer tugendhafter Schatz	1
– Dein treuer Schatz	2
– Dein Dich ewig liebender Schatz	1
– Deinen tanzlustigen Schatz	1
– Deinen kleinen Schatz	1
– Dein ganz kleines Schätzchen	1
– Dein lustiger, zufriedener und glücklicher Schatz	1
– Deinen Haus-Schatz	2
Hase	
– (Deinen) Hase(n)	6
– Deine beiden Hasen	1
– ein Hasenfuß	1
Mütterchen	3
Kinder	
– die beiden Kinder	1
– deine Kinder	3
Christel	
– Deine Dich ewig liebende Christel	1
– Dein Christelchen ¹⁴⁶⁰	1
Dein kleines Naturwesen	1
(ein sehr starkes) Meerweibchen	2

Mit 19 Belegen ist die häufigste Selbstbezeichnung „Schatz“. Dabei verweisen die zusätzlichen Attribute auf verschiedene Bereiche; neben dem der Liebe und Treue („Dein Dich ewig liebender Schatz“ in GC I, Nr. 359 und GC II, Nr. 578 / „treuer Schatz“ in GC I, Nr. 216, 350 und 582) sowie dem häuslichen Umfeld („Haus-Schatz“ in GC I, Nr. 162) gehören hierzu auch Eigenschaften, die sich die Adressatin in Form von Attributen selbst zuschreibt wie „tugendhaft“¹⁴⁶¹ oder „tanzlustig“.¹⁴⁶² Aber auch der

¹⁴⁶⁰ Im Original *Christilgen* (JWG4).

¹⁴⁶¹ GC I, Nr. 171.

¹⁴⁶² GC I, Nr. 289.

Bezug zu Gemütszuständen, die in der Selbstreferenz „Dein lustiger, zufriedener und glücklicher Schatz“¹⁴⁶³ zum Ausdruck kommen, spielen eine Rolle. Die Koseform „Hase“ reklamiert Christiana Vulpius nicht ausschließlich für sich selbst, sondern benutzt diese in der entsprechenden Pluralform auch einmal für sich selbst und ihren Sohn August. Ebenso kommen auch hier familiäre Rollenzuweisungen in Form von ‚Kinship Titles‘ in den Bezeichnungen „deine (beiden) Kinder“¹⁴⁶⁴ sowie „Mütterchen“ zum Ausdruck. Erstere Selbstreferenz greift Goethes häufigste Anrede für seine Frau auf, mit der sie sich selbst in die inferiore, aber zugleich besonders beschützenswerte Position des Kindes begibt.

Hinzuweisen ist auf zwei sprachschöpferisch interessante Bezeichnungen, die ansonsten sowohl in den Briefen von Christiana als auch von Johann Wolfgang von Goethe kaum zu verzeichnen sind. Es handelt sich um die Selbstbezeichnungen „dein kleines Naturwesen“¹⁴⁶⁵ sowie das „Meerweibchen“.¹⁴⁶⁶ Das Bedeutungsspektrum des Letzteren variiert je nach Kontext. Am 30. März 1799 heißt es in ihrem Brief metaphorisch: „Ich bin auch ein Hase, wenn ich nur nicht seit der Redoute schon ein Meerweibchen wäre.“¹⁴⁶⁷ Der „Hase“ meint in diesem Fall, dass sie besonders liebreizend oder empfänglich für Zuneigung ist, während sie sich als „Meerweibchen“ bezeichnete, wenn sie ihre Menstruation hatte (was Goethe auch als indirekter Hinweis dafür gedient haben könnte, dass keine Schwangerschaft vorliegt). Diese Bedeutung wird durch zwei weitere Belege unterstrichen. So heißt es am 19. Juni 1803 während eines Kur- und Badeaufenthaltes in Lauchstädt: „Die Meerweiblichkeit ist itzo da, [da] habe ich noch nicht baden können“¹⁴⁶⁸ und am 14. Juli 1803: „Ich befand mich wegen der Meerweiblichkeit nicht ganz wohl und hatte mich sogleich nach der Komödie ins Bette gelegt“.¹⁴⁶⁹ Am 30. November 1803 konstatiert Christiana Vulpius über ihr Befinden: „Es geht mir auch ganz leidlich hier. Nach der Redoute befand ich mich wieder recht leicht und wohl und bin es auch noch; bin aber auch *ein sehr starkes Meerweibchen*.“¹⁴⁷⁰

Bemerkenswert sind außerdem die beiden auftretenden Propria, die einmal als Kurzform „Christel“¹⁴⁷¹ und einmal als Diminutiv „Christelchen“¹⁴⁷² realisiert werden.

1463 GC I, Nr. 374.

1464 GC I, Nr. 158, 216, 340 und 378.

1465 GC I, Nr. 98.

1466 GC I, Nr. 224 und 373.

1467 GC I, Nr. 224. – In Christiana Vulpius' Briefen findet sich zudem die meist sexuell konnotierte Wendung *hasig sein*, was so viel bedeutet wie ‚besonders anschniegssam‘ oder etwas expliziter ‚empfänglich für Begierde und Lust sein‘.

1468 GC I, Nr. 359.

1469 GC I, Nr. 363.

1470 GC I, Nr. 373 (Hervorhebung durch die Verf.).

1471 GC I, Nr. 13.

1472 GC I, Nr. 20.

Die Belege stammen beide vom Mai und Juni 1793; später sind *Propria* nicht mehr zu finden. Darüber hinaus unterschreibt Christiana von Goethe ihre Briefe meist mit „C. V.“¹⁴⁷³ oder später „C. v. Goethe“,¹⁴⁷⁴ seltener mit „Christiana (V.)“.¹⁴⁷⁵ Goethe unterzeichnet hingegen entweder mit „Goethe“ oder der Paraphe „G.“. Vollformen werden folglich ausschließlich in der Signatur verwendet, kommen bei Christiana von Goethe jedoch auch dort kaum vor.¹⁴⁷⁶ In der gegenseitigen direkten und indirekten Anrede treten *Propria* in der Korrespondenz nicht auf, weder in ihrer Vollform noch in einer Kurzform oder als Diminutiv.

Leisi weist in diesem Zusammenhang auf ein wesentliches Merkmal der Paarsprache hin, nämlich die zumindest latent vorhandene Tendenz (empirische Studien werden nicht angeführt), den Namen der Partnerin oder des Partners sowohl in der Kommunikation untereinander als auch gegenüber Dritten zu vermeiden. Eine Erklärung sieht er in der bewussten Abgrenzung dieses Namens und damit der geliebten Person vom Alltäglichen. Dies führe wiederum zu einer neuen Namengebung zu Beginn der Beziehung. Der Eintritt in diesen neuen Beziehungs- oder Paarbereich wird mit einer Art Übergangsritual markiert. Im Rahmen dieser Übergangsrituale oder nach Gennep „rites de passage“,¹⁴⁷⁷ die in den meisten Kulturen anzutreffen sind, ist die Namengebung oder auch das Ablegen des alten und Annehmen eines neuen Namens weit verbreitet. In der Paarbeziehung wird dieser Schritt meist unmerklich und ohne zeremoniellen Rahmen – im Gegensatz zur Taufe – vollzogen.¹⁴⁷⁸ Da der Name einer Person ein zentraler Bestandteil ihrer Identität ist, vermutet Leisi als Hintergrund der Neubenennung zum einen, dass mit dem Namenwechsel auch eine (zumindest teilweise) Herauslösung aus den bisherigen sozialen Strukturen symbolisiert wird. Zum anderen zieht er eine Verbindungslinie zwischen der (Neu-)Benennung einer Person (oder eines Tieres, Ortes usw.) und sich daraus ableitenden Besitzansprüchen; mit einer Namengebung wird die Inbesitznahme gewissermaßen markiert.¹⁴⁷⁹

Inwieweit mit einer (Neu-)Benennung tatsächlich Besitzansprüche an die Partnerin oder den Partner postuliert und etabliert werden, ist in nicht unerheblichem Maß kulturabhängig und von individuellen Vorstellungen geprägt. Man könnte argumentieren, dass gerade die im Deutschen häufige Kopplung der (neuen) Kosenamen mit

1473 Vgl. u. a. GC I, Nr. 35, 64, 145, 160, 295, 367 und 368.

1474 Vgl. u. a. GC II, Nr. 488, 492, 494, 499, 515, 539, 577, 590, 596 und 601.

1475 Vgl. „Christiana“: GC I, Nr. 72 und 292, „Christiana V.“: GC I, Nr. 74.

1476 Vgl. zu den formalen Bestandteilen des Briefes, wozu auch die Unterschrift zählt, Tab. 4 in Kapitel 3.5.4.

1477 Vgl. Leisi: *Paar und Sprache*, S. 25.

1478 Vgl. ebd., S. 24 f.; ebenso ders.: *Namengebung bei Liebespaaren*, S. 492–495.

1479 Vgl. Leisi: *Paar und Sprache*, S. 26–28; ebenso ders.: *Namengebung bei Liebespaaren*, S. 494.

einem Possessivpronomen diesen Eindruck erweckt, wobei auch hier Interpretationsspielraum besteht. In jedem Fall kann man sagen, dass damit eine intime Relation begründet und ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl demonstriert wird (sei es ausschließlich auf der Ebene der Paarbeziehung oder auch vor Dritten), was allerdings nicht zwangsläufig als eine Form der Inbesitznahme interpretiert werden muss.

4.4.3.4 Weitere Besonderheiten

Die beiden Diagramme (Abb. 29 und 30) geben eine Gesamtübersicht über das quantitative Verhältnis der Anrede sowie der Selbstbezeichnung beider Korrespondenzpartner, das zunächst ins Verhältnis zu den überlieferten Briefen sowie in einem zweiten Schritt zu den eigenhändig geschriebenen Briefen zu setzen ist.

Die Gegenüberstellung der Diagramme verdeutlicht nochmals die signifikant höhere Anzahl von Anredeformen und Selbstbezeichnungen in den Briefen Christiana von Goethes bei einer deutlich geringeren Zahl an überlieferten Briefen. Dies ist allerdings nicht die entscheidende Referenzgröße. Wichtiger ist das Verhältnis zwischen eigenhändigen und diktieren Briefen.¹⁴⁸⁰ Bei Johann Wolfgang von Goethe ist der Anteil diktierter Briefe ohne einen eigenhändigen Zusatz respektive eine eigenhändige Nachschrift mit etwa 44 Prozent deutlich höher als bei seiner Frau mit nur rund drei Prozent. Von den 94 direkten Anredeformen in den Briefen des Ehemannes kommen nur 24 in diktieren Briefen vor. Ein Großteil davon entfällt auf Briefe, die nach der Heirat diktieren wurden, davon kommen allein zehn Formen in zehn Briefen vor, die Goethe während seiner längeren Jenaer Aufenthalte 1809 Friedrich Wilhelm Riemer diktieren hatte.¹⁴⁸¹ In nur sechs Fällen finden sich direkte Anredeformen in Briefen von Schreiberhand vor der Ehe, die allesamt von Goethes langjährigem Schreiber Ludwig Geist niedergeschrieben worden sind.¹⁴⁸²

Dass die meisten kosenden Anredeformen, die trotz aller Formelhaftigkeit als Namen für Zuneigung, Intimität und Zusammengehörigkeit zweier Personen stehen, zumeist nur in eigenhändigen Briefen vorkommen, überrascht nicht. Es wäre wenig schicklich gewesen, diese Formen der Privatsprache in großem Stil vor einer dritten Person preiszugeben oder niederschreiben zu lassen. Goethe pflegte dem-

¹⁴⁸⁰ Vgl. hierzu auch Tab. 30 und 31 in Kapitel 4.4.3.1.

¹⁴⁸¹ Goethe hielt sich vom 29. April bis 13. Juni sowie nochmals vom 23. Juli bis 7. Oktober in Jena auf (vgl. Unterberger: Goethe-Chronik, S. 290 f.). Vgl. hierzu auch den Briefwechsel zwischen Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Wilhelm Riemer unter der <https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=408:1> (22.03.2024).

¹⁴⁸² Die Belege der direkten Anredeformen setzen sich chronologisch wie folgt zusammen: 1796: 2; 1797: 1; 1799: 1; 1802: 2; 1807: 2; 1809: 10; 1810: 2; 1812: 2; 1813: 2; Ludwig Geist stand zwischen 1795 und 1804 in Goethes Diensten (vgl. Art. „ID 43718 - Geist, Johann Jakob Ludwig“, in: Forschungsdatenbank so:fie, https://ores.klassik-stiftung.de/ords/f?p=900:2:::P2_ID:43718 [03.02.2024]).

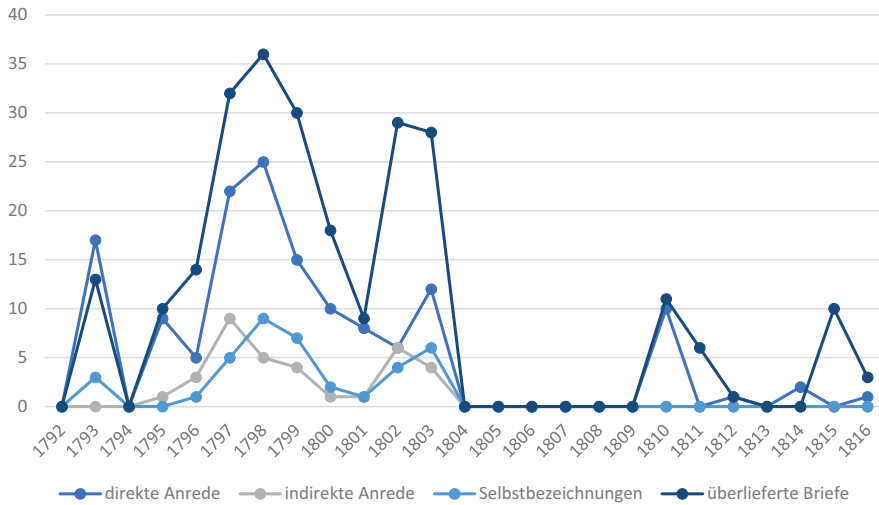


Abb. 29: Anrede und Selbstbezeichnungen in den Briefen Christiana von Goethes.

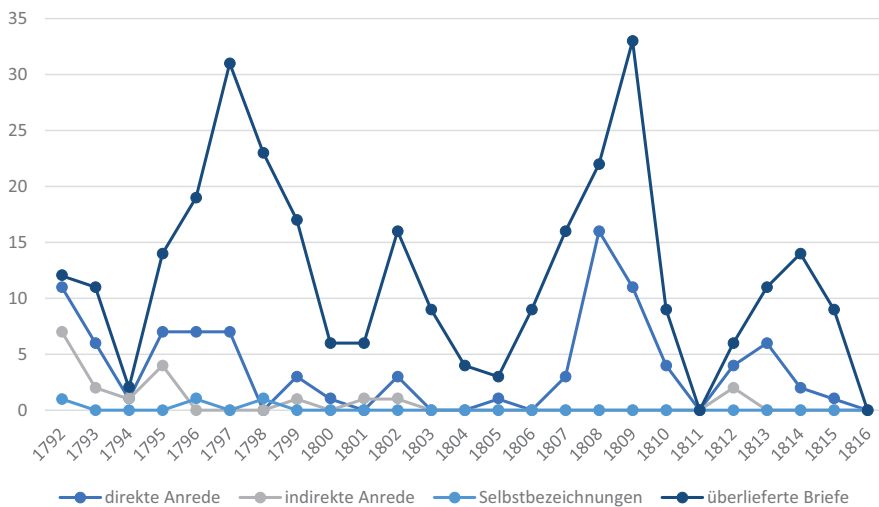


Abb. 30: Anrede und Selbstbezeichnungen in den Briefen Johann Wolfgang von Goethes.

entsprechend auch, private Angelegenheiten, wenn nicht in eigenhändige Briefe, dann doch in eigenhändige Briefpassagen oder Nachschriften auszulagern, die nicht mehr für die Augen des Schreibers bestimmt waren. Ferner lassen die erhaltenen Briefe, die natürlich nur einen Ausschnitt aus der ursprünglichen Gesamtkorrespondenz repräsentieren, die Vermutung zu, dass der Grad der Vertrautheit, der sich in gewissem Maß auch in der Anrede spiegelt,¹⁴⁸³ schreiberabhängig war. Bei langjährigen Mitarbeitern Goethes kann man von einem stärkeren Vertrauensverhältnis ausgehen, erst recht, wenn die Schreiber selbst auch in einem engeren Bekanntschaftsverhältnis zu Christiana von Goethe standen oder wie Riemer viele Jahre hinweg mit im Haus am Frauenplan wohnten.

Die chronologische Betrachtung der Anrede- und Koseformen fördert eine weitere Besonderheit zutage. In den Jahren 1798 und 1799 zeigt sich eine stark gegenläufige Tendenz im Briefwechsel: Während Johann Wolfgang von Goethe 1798 gar keine und 1799 insgesamt nur vier Koseformen (drei in der direkten und eine in der indirekten Anrede) für seine Partnerin verwendet,¹⁴⁸⁴ ist die Anzahl dieser Formen in den Briefen von Christiana Vulpius außergewöhnlich hoch. Allein der Anteil direkter Anreden ihres Partners liegt bei knapp 28 Prozent, der indirekten bei rund 26 Prozent. Bei der direkten Anrede und den Selbstbezeichnungen (ca. 42 Prozent) handelt es sich im Jahr 1798 sogar um den höchsten Wert in der gesamten Überlieferung. Einen Überblick über die in diesen beiden Jahren verwendeten Kosenamen gewährt Tab. 35.

Schaut man sich die von Christiana Vulpius verwendeten Koseformen in Tab. 35 genauer an, fällt zweierlei auf: Zunächst ist in den Jahren 1798/99 ein hoher Anteil von generell häufig vorkommenden Anredeformen zu verzeichnen. Rund ein Viertel der Formen von „(mein) Lieber“ oder „mein Liebster“ sowie etwa 54 Prozent aller Formen bzw. attributiven Syntagmen, die das Appellativum „Schatz“ enthalten, treten in den Briefen dieses Zeitraumes auf. Markanter sind jedoch die komplexen attributiven Syntagmen oder Kosephraseologismen, die in größerem Maß nur in diesem Zeitraum auftreten. So stammen die beiden mit insgesamt drei schmückenden Attributen versehenen, komplexesten Formen des Briefwechsels „mein allerbesten,

1483 Heinz-Helmut Lüger merkt an, dass „die Skala mit fließenden Übergängen“ von den Eckpunkten ‚Intimität‘ bzw. ‚große Vertrautheit‘ auf der einen und ‚Formalität‘ bzw. ‚fehlende Vertrautheit‘ auf der anderen Seite begrenzt werden (vgl. ders.: Sprachliche Routinen und Rituale (Werkstattreihe Deutsch als Fremdsprache, 36). Frankfurt a. M. u. a. 1992, S. 62).

1484 Zweimal kommt „mein liebes Kind“, einmal „mein liebes Herz“ als direkte Anrede vor und einmal in Bezug auf August die indirekte Anrede „der lieben Mutter“. Darüber hinaus enthält der Brief vom 20. Juni 1798 noch eine von insgesamt nur drei Selbstbezeichnungen in Goethes Briefen. Dort heißt es in der egh. Nachschrift: „Ich hoffe, daß Du Dein glattes Gesichtchen, so wie die Äugelchen für *den Schatz* aufheben wirst.“ (GC I, Nr. 185; Hervorhebung durch die Verf.).

Tab. 35: Direkte Anrede in Christiana von Goethes Briefen einschließlich des quantitativen Anteils für die Jahre 1798/99.

direkte Anrede C. von Goethes für J. W. von Goethe	Belege	1798	1799
Lieb°			
– (mein) Lieber	87	11	11
– Du Lieber	1		
– Du Liebster	1		
– mein Liebster	1	1	
– mein Liebstes	2		
– Lieber und Liebstes auf der Welt	1		
Schatz			
– lieber Schatz	15	6	2
– bester Schatz	1		
– mein lieber Schatz	1		
– lieber, bester Schatz	4	1	1
– lieber, allerbester Schatz	1	1	
– Lieber, allerbester, einziggeliebter Schatz	1	1	
– mein allerbester, superber, geliebter Schatz	1	1	
Bester			
– mein Bester	2		
– (mein) Lieber, Bester	4	1	1
Guter			
– mein Guter	1	1	
– Lieber, Guter	1	1	
Geheimerat			
– Lieber Geheimerat	8		
– Lieber, bester Geheimerat	3		
– Lieber, guter Geheimerat	2		
mein Einziger	2		
Du Engel	2		
Du Süßer	1		
GESAMT	143	25	15
Anzahl überlieferter Briefe	254	36	30

superber, geliebter Schatz¹⁴⁸⁵ und „Lieber, allerbester, einziggeliebter Schatz“¹⁴⁸⁶ aus dem Jahr 1798. Auch die Anrede „lieber, allerbester Schatz“¹⁴⁸⁷ kommt ausschließlich 1798 vor, d. h., dass der verstärkte Superlativ „allerbester“ nur für das

¹⁴⁸⁵ GC I, Nr. 171.

¹⁴⁸⁶ GC I, Nr. 190.

¹⁴⁸⁷ GC I, Nr. 199.

Jahr 1798 reklamiert ist. Diese üppige Häufung liebkosender, superlativischer Adjektive markiert einen Bruch gegenüber den sonst nicht selten ritualisiert-formelhaft auftretenden und weitaus weniger überschwänglichen Anredeformen.¹⁴⁸⁸ Bedenkt man demgegenüber Goethes deutliche Zurückhaltung mit Kosenamen in den Jahren 1798/99, wird ein deutliches Missverhältnis erkennbar, das erklärungsbedürftig ist.

Ein Hintergrund der wenigen Koseformen in Goethes Briefen ist in der geringen Anzahl eigenhändiger Briefe zu sehen: 1798 sind von 23 überlieferten Briefen nur sechs, mithin etwa ein Viertel, von seiner eigenen Hand zu Papier gebracht oder mit einer eigenhändigen Nachschrift versehen worden. 1799 steigt der Anteil auf über die Hälfte der Briefe (neun von 17 überlieferten Briefen).¹⁴⁸⁹ Zum Vergleich bietet sich auch das den beiden vorausgehende Jahr 1797 an, in dem sich Goethe von Juli bis November auf einer Reise in der Schweiz befunden und im gesamten Jahr ebenfalls gut die Hälfte seiner Briefe eigenhändig oder mit eigenhändigen Nachschriften verfasst hatte. Allerdings sollte dieses Argument nicht zu stark gewichtet werden, da sich grundsätzlich einwenden lässt, dass es Goethe immer freistand, dem von Schreiberhand verfassten Brief zumindest eine kurze eigenhändige Nachschrift mit einer persönlicheren Note hinzuzufügen, wenn er dies wollte. Abgesehen von den fehlenden Koseformen fällt besonders 1798 ein grundlegend distanzierter Ton auf, sodass eine ernsthaftere Ursache zu vermuten ist.

In der biographischen Literatur wurde mit Blick auf das Jahr 1798 auf eine krisenhafte Situation der Partnerschaft hingewiesen.¹⁴⁹⁰ Als ein Anzeichen für eine gewisse Entfremdung ist der Kauf des Landgutes in Oberroßla zu sehen,¹⁴⁹¹ das Goethe im März 1798 erwarb und zum Johannistag desselben Jahres auch formaljuristisch in Besitz nahm. Christiana Vulpius war von Beginn an in den Kaufprozess und anschließend auch in Fragen zur Verpachtung, Einrichtung und

1488 Vgl. zur formelhaften Sprache allgemein Lüger: Sprachliche Routinen und Rituale, sowie im Kontext der Auswandererbriefe mit weiterführender Literatur Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 152–174.

1489 Zu vollständig egh. Briefen des Jahres 1798 gehören: GC I, Nr. 192, 195, 210 und 213; mit einer egh. Nachschrift versehen sind GC I, Nr. 182, 185; für 1799 sind vollständig egh. die Briefe: GC I, Nr. 245, 249, 251, 258 und 262; mit einer egh. Nachschrift versehen sind: GC I, Nr. 221, 225, 233 (außer der Nachschrift von Schreiberhand) und 236.

1490 Vgl. Damm: Christiane und Goethe, S. 248–257.

1491 Vgl. hierzu ausführlich Doeber, Adolph: Goethe und sein Gut Ober-Roßla. Nach den Akten im Goethe- und Schiller-Archiv und im Geh. Haupt- und Staats-Archiv zu Weimar. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft 6 (1919), S. 195–239.

Organisation maßgeblich eingebunden, wie aus dem Briefwechsel deutlich hervorgeht. Mit diesem Kauf bezweckte Goethe, seiner Partnerin „eine unabhängige Existenz zu verschaffen“, wie es im Brief vom 6. August 1798 heißt.¹⁴⁹² Diesem eigenhändig geschriebenen Brief, verfasst an jenem Tag, den beide wohl zu Unrecht als den Geburtstag von Christiana Vulpius zu feiern pflegten, kommt überhaupt eine Schlüsselrolle für die Deutung dieser offenbar wenig glücklichen Beziehungsphase zu. Außerdem rät er Christiana Vulpius, sich „an den ländlichen Beschäftigungen“ zu erfreuen und „alles näher kennen [zu] lern[en]“. ¹⁴⁹³ Man kann davon ausgehen, dass Goethe wohl eine Ansiedlung seiner Partnerin im ca. 15 Kilometer entfernten Oberroßla zumindest perspektivisch im Sinn hatte.¹⁴⁹⁴

Zwei weitere Indizien sprechen für gewisse Schwierigkeiten zu dieser Zeit, die beide in das vorhergehende Jahr zu datieren sind oder dort ihren Anfang nahmen. Aus dem Jahr 1797 ist eine Inventarliste von Christiana Vulpius erhalten, in der sie auf sieben eigenhändig beschriebenen Seiten ihre Besitztümer auflistet, die sie wohl zum Teil noch aus ihrem Elternhaus mitgebracht hatte.¹⁴⁹⁵ Diese Aufstellung ist zunächst eine Bestandsaufnahme und Ordnung ihrer Eigentumsverhältnisse, nicht mehr und nicht weniger. Wahrscheinlich steht diese Inventur ähnlich wie Goethes Testament im Zusammenhang mit Goethes Reiseplänen, die ihn ursprünglich bis nach Italien führen sollten. Eine solch weite Reise war um 1800 mit Risiken und Gefahren verbunden, die im schlimmsten Fall zum Tod führen konnten. Vor diesem Hintergrund ist die Ordnung der Verhältnisse verständlich. Ebenso deutlich wird in Christiana Vulpius' Briefen ihre Besorgnis im Hinblick auf die Reise, welche zuweilen in klare Missfallensäußerungen übergeht,¹⁴⁹⁶ was Goethe womöglich im Sinne einer Einschränkung seiner Freiheit nicht recht gewesen sein dürfte.

Darüber hinaus ging seit Ende 1797, also bereits kurz nach Goethes Rückkehr am 20. November aus der Schweiz, das Gerücht um, dass Goethe eine andere Frau heiraten wolle.¹⁴⁹⁷ Christiana Vulpius kam dieses Gerede offenbar erst nahezu ein

1492 GC I, Nr. 192.

1493 GC I, Nr. 192.

1494 Auch Böttiger legt diese Deutung in seinem Tagebuch nahe (vgl. Böttiger, Karl August: Literarische Zustände und Zeitgenossen. Begegnungen und Gespräche im klassischen Weimar. Hrsg. von Klaus Gerlach und René Sternke. Berlin 1998, S. 92). Allerdings ist diese Quelle wegen der Vorbehalte des Verfassers gegenüber Goethes Verbindung zu Christiana Vulpius nur mit angemessener Vorsicht als Beleg zu sehen.

1495 Vgl. GSA, Sign.: 34/XIII,4,2; vgl. auch Damm: Christiane und Goethe, S. 253.

1496 Vgl. z. B. GC I, Nr. 100, 145, bes. Nr. 153.

1497 Es könnte sich dabei um Emilie von Berlepsch gehandelt haben. Dies geht andeutungsweise aus dem Brief von Jean Paul an Christian Otto vom 19. Dezember 1797 hervor: „Göthe ist zurück und in Weimar einsam: sie [Emilie v. Berlepsch] wil mir ihr langes ihr gefallendes Gespräch mit

Jahr später zu Ohren und brachte sie des Nachts um den Schlaf, wie aus ihrem Brief vom 24. November 1798 hervorgeht.¹⁴⁹⁸ Wahrscheinlich spiegeln sich in dem von Christiana Vulpius beschriebenen Alptraum ihre realen Trennungsängste wider.¹⁴⁹⁹ Goethe geht in seinem Antwortbrief auf die Sorgen seiner Partnerin nicht ausführlich ein, versucht sie aber mit einem eigenhändigen Brief zu beruhigen und wünscht, dass Christianas Fahrt nach Kötschau „so wie alle andre Freuden dieser Woche recht wohl anschlagen und alle Grillen und Träume verjagen mögen.“¹⁵⁰⁰ Der Brief endet nicht mit einem Liebesbekenntnis, sondern schlicht mit den Worten „Lebe recht wohl und grüße Deine Gesellschaft.“¹⁵⁰¹ Allerdings hatte Goethe bereits fünf Tage früher, am 20. November 1798, selbst zur Feder gegriffen und Christiana Vulpius seiner Liebe versichert,¹⁵⁰² nachdem sie bemerkt hatte, dass sie jede Nacht davon träume, er mache in Jena viele „Äugelchen“.¹⁵⁰³

In diesem Kontext der Beziehungskrise sind auch die disparaten Signale hinsichtlich der Anrede- und Koseformen zu sehen: auf der einen Seite das fast völlige Fehlen und auf der anderen Seite die Verwendung sehr überschwänglicher, komplexer Anredeformen. Christiana Vulpius scheint nicht zuletzt mit liebkosenden, den Partner überhöhenden Ansprachen um die Gunst Goethes zu werben – ein Versuch, der zumindest 1798 kaum einen Widerhall in seinen Briefen findet. Goethes meist kurze Briefe aus dem Jahr 1798 wirken im Großen und Ganzen distanziert und unpersönlich. Er hebt häufig auf organisatorische, praktische Fragen ab, sodass der Kontrast zu den meist fröhlich-beschwingten, hin und wieder aber auch ihre Sorgen und Verlustängste behutsam thematisierenden Briefen kaum größer sein könnte.

ihm über mich erzählen und ich dir. Sie spricht von seiner Seelen-Doulette, wovon die bessere immer vor ihr auftrete. Nach meiner Einsicht in ihre und seine Seele gab es für ihn keine Frau weiter als diese.“ (vgl. BuG IV, S. 391) – Charlotte von Stein schien dieses Gerücht ebenfalls zu kolportieren. In einem Brief, von Urlichs auf den 2. November 1796 datiert, schreibt sie an Charlotte Schiller: „Ich hab’ die Berlepsch nur einmal gesehen; sie war lustig und munter und dick und fett. Vielleicht macht sie jetzt mehr Eindruck auf Goethe, als da sie mager und sentimentalisch war; sie sieht auch etwas gemeiner aus.“ (Charlotte von Schiller und ihre Freunde. Hrsg. von Ludwig Urlichs, Bd. 2. Stuttgart 1862, S. 315). Nicholas Boyle deutet dies ebenfalls so, als hätte es die bereits geschiedene „Frau von Berlepsch [...] auf Goethe abgesehen.“ (Boyle, Nicholas: Goethe. Der Dichter in seiner Zeit. Bd. 2: 1791–1803. Frankfurt a. M. / Leipzig 2004, S. 552).

1498 Vgl. GC I, Nr. 212.

1499 Vgl. Damm: Christiane und Goethe, S. 254.

1500 GC I, Nr. 213.

1501 Ebd.

1502 Vgl. GC I, Nr. 210.

1503 Vgl. GC I, Nr. 209.

1799 kam es schließlich zu einer Konsolidierung der Beziehung und einer offensichtlichen Wiederannäherung. Es sind im Verhältnis zur Überlieferung wieder mehr eigenhändige Briefe Goethes erhalten, die Kosenamen nehmen leicht zu und der Stil und der Ton der Briefe sind wieder von größerer Nähe geprägt.

An diesem Beispiel wird deutlich, dass die Anrede- und Koseformen, die neben ihrer Formelhaftigkeit auch Raum für Variation und zuweilen größere sprachliche Kreativität lassen, in der vorliegenden Korrespondenz als ein Indikator für den Zustand der Partnerschaft (und damit auch für krisenhafte Zeiten) zu sehen sind. Somit ist es auch möglich, das starke Übergewicht von diktierten Briefen Goethes im Jahr 1798 nicht wie oben ausgeführt als Grund für die meist fehlenden Anredeformen zu sehen, sondern als bewusste Distanzierungsstrategie Goethes, um in dieser schwierigen Phase der Beziehung gar nicht erst in die Lage versetzt zu werden, eine womöglich nicht erwünschte zu große Nähe und Zuneigung über eigenhändige Briefe oder Briefpassagen zu suggerieren.

Zusammenfassend ist im Bereich der nominalen Anrede im Briefwechsel der Goethes festzuhalten, dass ein Großteil der verwendeten Koseformen aus dem konventionellen Bereich der Paarsprache („Lieber/Liebe“, „Schatz“ etc.)¹⁵⁰⁴ stammt und nur selten kreative, sprachschöpferische Formen wie „Hasenfuß“, „Meerweibchen“ (beides als Selbstbezeichnungen Christianas), „Naturwesen“ oder „Hausschatz“ zu beobachten sind. *Propria* kommen in der gegenseitigen Anrede weder in ihren Voll- noch in Kurz- oder diminuierten Formen vor. Dasselbe ist für Kunstwörter zu konstatieren, die nicht auftreten. Auch Diminutive wie „Weibchen“ oder „Liebchen“, die Goethe für seine Frau verwendet, sind selten anzutreffen. Dafür sind Anreden und Selbstbezeichnungen, die aus den familiären Rollen resultieren, ein fester Bestandteil der brieflichen Kommunikation des Paares. Trotz eindeutiger Präferenzen bei den Koseformen sind diese nicht festgelegt und beide Partner, wie auch in anderen Beziehungen üblich, verwenden mehrere Namen füreinander.¹⁵⁰⁵ Daraus resultieren eine gewisse Namensvielfalt in den Briefen und ein bewusster Einsatz abweichender, komplexer Formen bzw. Kosephraseologismen, um wie im Jahre 1798 eine krisenhafte Phase dadurch abzufangen und aufzubrechen.

1504 In Ermangelung diachroner Vergleichsstudien sei zumindest ein Seitenblick auf die Ergebnisse der NAMBOs-Studie, eine internetbasierte Untersuchung aus dem Jahr 2009, erlaubt, auf die auch Nübling verweist (vgl. Nübling: Beziehung überschreibt Geschlecht, S. 113 f.). Diese führt als den mit großem Abstand häufigsten Kosenamen *Schatz* (37 %) und *Schatzi* (9,6 %) auf, gefolgt von *Hase* (3,9 %). Beide finden wir auch schon im Briefwechsel der Goethes. Auf Platz 7 rangiert der Kinship Title *Papa/Papi* (2 %), der in dieser infantileren Form nicht in unserem Briefkorpus vorkommt, aber in Form von *Väterchen* (einmal auch *Vater*) und dem Äquivalent *Mütterchen*.

1505 Vgl. hierzu ausführlicher Leisi: Paar und Sprache, S. 28–32; ebenso Leisi: Namengebung bei Liebespaaren, S. 495–498.

4.4.4 Pronominale Anrede

4.4.4.1 Die Situation um 1800: fünffache Anrede

Nachdem die Anrede in ihrer nominalen Form im vorherigen Kapitel zu den Koseformen thematisiert worden ist, soll nun die Personaldeixis mittels Personal- und Possessivpronomina¹⁵⁰⁶ im Briefwechsel zwischen Christiana und Johann Wolfgang von Goethe behandelt werden. Zugrunde liegt hier wie schon bei der Analyse der Koseformen das Korpus der gesamten überlieferten Korrespondenz beider Briefpartner. In den eigenhändigen Briefen Christiana von Goethes ist eine gewisse Varianz der Anredeformen bzw. der Personaldeixis festzustellen, deren Auftreten vor allem unter beziehungssprachlichen Aspekten untersucht werden soll. Die Anrede im Allgemeinen und die pronominale Anrede im Speziellen weist grundsätzlich einen starken Partnerbezug auf und enthält dementsprechend Hinweise auf die Beziehung des Sprechers zum Hörer, die situativ variieren kann. Claus Ehrhardt spricht in diesem Zusammenhang (ohne mit der Wortwahl eine Hierarchie ausdrücken zu wollen) von einem primären Aspekt der Anrede, welcher sich auf die Referenz des (deiktischen) Ausdrucks bezieht, und einem sekundären, der sich auf die Beziehung zum Kommunikationspartner und die Situation bezieht.¹⁵⁰⁷ Darüber hinaus werden andere Deutungsmuster wirksam, die nicht nur auf das Verhältnis von Sprache und Beziehung zielen.

Vorauszuschicken ist, dass auf die Beziehungskommunikation ein komplexes Bündel von Faktoren wirkt, welches somit Einfluss auf die Wahl der Anredeform wie das Duzen oder Siezen hat. Nach Werner Holly betrifft dies neben Aspekten wie Alter, Status, Geschlecht oder kultureller Identität auch persönliche Eigenschaften wie Charakter, Haltung, Einstellung, aber auch die Rollen der an der Kommunikation beteiligten Personen, die situativ variieren können. Holly versucht diese Parameter in vier Dimensionen zu gliedern, wovon zwei besonders hervorzuheben sind, nämlich die *horizontale Dimension* von Nähe und Distanz, die über verschiedenartige (verbale und nonverbale) Signale den „kommunikative[n] Abstand“ der Kommunizierenden aushandelt. Insbesondere die Personalpronomina zeigen hierbei den Prozess des „Sich-näher-Kommens“ oder des „Auf-Abstand-Gehens“ an. Die zweite Dimension betrifft die *vertikale Richtung*, die eng mit Fragen von Status und

¹⁵⁰⁶ Allgemein zu Pronomina und deren Klassifikation aus der Perspektive der Textlinguistik vgl. Harweg, Roland: Pronomina und Textkonstitution (Beihefte zu Poetica, 2). München: 2., verb. und erg. Aufl. 1979; aus dem Blickwinkel der Grammatik vgl. Simon, Horst J.: Für eine grammatische Kategorie ‚Respekt‘ im Deutschen. Synchronie, Diachronie und Typologie der deutschen Anredepronomina (Linguistische Arbeiten, 474). Berlin 2003 sowie Vorderwülbecke: Beschreibung interpersonaler Beziehungen.

¹⁵⁰⁷ Vgl. Ehrhardt: Beziehungsgestaltung und Rationalität, S. 151 f.

Macht verbunden ist und entsprechend symmetrisch im Sinne einer Gleichberechtigung oder asymmetrisch im Sinne von Über- und Unterordnung gestaltet sein kann. Zwei weitere Dimensionen spielen eine wichtige Rolle, sind auf Basis historischer Quellen jedoch noch schwieriger zu beurteilen als die ersten beiden: die *evaluative Dimension*, die positive respektive negative Bewertungen des Selbst und des Partners betrifft und mit „kommunikativer Wertschätzung“ überschrieben werden könnte, sowie die *affektive Dimension*, d. h. „kommunikative Gefühlslagen“, die ein breites Spektrum zwischen den Polen von Sympathie und Antipathie der Beteiligten abdecken. Holly betont zu Recht, dass es zahlreiche Wechselbeziehungen und Verflechtungen zwischen den genannten Dimensionen gibt und diese nicht als ein vollständiges Raster zu verstehen sind. Vielmehr bieten sie Anhaltspunkte für den Blick auf das kommunikative Beziehungsgeflecht, wobei eine umfassende Modellierung des Beziehungsaspektes in der Kommunikation aufgrund seiner Komplexität nur schwer zu erreichen sein wird.¹⁵⁰⁸ Diese Beobachtungen gelten allgemein für die Beziehungssprache, aber im Besonderen auch für die Anrede, bei der zumindest die ersten beiden Dimensionen greifbarer sind als bei anderen sprachlichen Phänomenen.

Die historische Entwicklung vom Althochdeutschen an wurde bereits mehrfach in der Forschungsliteratur nachgezeichnet, sodass auf eine ausführliche Darstellung an dieser Stelle verzichtet wird.¹⁵⁰⁹ Von besonderem Interesse ist hingegen die sprachliche Situation um 1800, in einer Zeit also, in der das Anredeverhalten weit-

1508 Vgl. Holly, Werner: Beziehungsmanagement und Imagearbeit. In: Brinker, Klaus u. a. (Hrsg.): Text- und Gesprächslinguistik / Linguistics of Text and Conversation. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung / An International Handbook of Contemporary Research. 2. Halbbd. (HSK, 16.2). Berlin / New York 2001, S. 1382–1393, hier S. 1384 f. (dort auch die Zitate).

1509 Vgl. Augst, Gerhard: Zur Syntax der Höflichkeit. In: Ders. (Hrsg.): Sprachnorm und Sprachwandel. Vier Projekte zu diachroner Sprachbetrachtung (Studienbücher zur Linguistik und Literaturwissenschaft, 7). Wiesbaden 1977, S. 13–60, insb. S. 23–44; vgl. auch die Ausführungen von Ammon, Ulrich: Zur sozialen Funktion der pronominalen Anrede im Deutschen. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 2 (1972), Heft 7, S. 74–88, insb. S. 82–87; Kohz: Anredeverhalten, S. 4–10; Simon: Respekt, S. 92–124; mit Fokus auf das 18. Jahrhundert vgl. Finkenstaedt, Thomas: You und Thou. Studien zur Anrede im Englischen (mit einem Exkurs über die Anrede im Deutschen) (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, 10 [= 134]). Berlin 1963, S. 232–248; als eine nicht auf rein wissenschaftliches Publikum beschränkte Darstellung vgl. Besch, Werner: Duzen, Siezen, Titulieren. Zur Anrede im Deutschen heute und gestern (Kleine Reihe V & R, 4009). Göttingen ²1998, insb. S. 90–112; eine kurze, auf grobe Linien fokussierte Darstellung findet sich bei Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 438 f.; einen ebenfalls kurzen, auf pragmatische Aspekte der Entwicklung pronominaler Anredeformen konzentrierten Überblick liefern Nübling u. a. in ihrem Einführungswerk: Historische Sprachwissenschaft des Deutschen, S. 207–212; ein kommentiertes Publikationsverzeichnis, das den Forschungsstand zu soziolinguistischen Aspekten der Anrede bis 1986 berücksichtigt, liegt vor in

reichend geregelt war. Die Konventionen orientierten sich generell am sozialen Status des Angesprochenen oder an der sozialen Hierarchie der Korrespondierenden neben anderen Faktoren wie Höflichkeit. Im Laufe der Zeit hat sich ein differenziertes Anredesystem herausgebildet, in welchem sich die ständische Gesellschaftsordnung jener Zeit widerspiegelte.¹⁵¹⁰ In diesem Bereich wirkte das barocke Briefzeremoniell mit seiner deutlich hierarchischen Struktur fort, welche den sozialen Status einer Person sprachlich repräsentierte;¹⁵¹¹ dies gilt in besonderem Maße für das ausdifferenzierte System von Titulaturen. Zugleich gab es um 1800 für die Anredepronomina ein breites Variationsspektrum, für dessen Entwicklung wichtige Meilensteine, die das nachfolgende Schema im Überblick enthält, aufgezeigt werden sollen.

		dieselben		dieselben	
		Sie		Sie	
		er	sie	er	sie
ihr	ihr	ihr	er	sie	Sie
du	du	du	du	du	du
Germ.	Ahd.-Mhd.	17. Jh.	18. Jh.	fr. 19. Jh.	(StdDt.)Ggw.
I	II	III	IV	V	VI

Abb. 31: Entwicklungsstufen der Anrede an eine Einzelperson im Deutschen (aus: Simon: Respekt, S. 93).

In der Zeit des Gotischen und frühen Althochdeutschen lässt sich für die Anrede einer Einzelperson zunächst nur die Anrede mit dem Personalpronomen der 2. P. Sg. *du* nachweisen. Als distanzsprachliche Höflichkeitsform tritt ab dem 9. Jahrhundert die 2. P. Pl. (*Ihr*) auf. Diese Erweiterung des Anredesystems wird meist zurückgehend auf Ausführungen von Jacob Grimm mit dem Einfluss des Lateinischen und im Speziellen mit seinem Ursprung im spätantiken Doppelkaisertum ab dem Jahre 395 n. Chr.

Braun, Friederike / Kohz, Armin / Schubert, Klaus: Anreforschung. Kommentierte Bibliographie zur Soziolinguistik der Anrede (Ars linguistica, 16). Tübingen 1986.

¹⁵¹⁰ Vgl. Besch: Duzen, Siezen, Titulieren, S. 90.

¹⁵¹¹ Vgl. weiterführend zu Form und Aufbau der titulatorischen Anrede Furger: Briefsteller, S. 102–116; zu Anrede und Titulaturen im Brief in ihrer historischen Entwicklung vgl. auch Kucharska, Elżbieta: Anreden des Adels in der deutschen und der polnischen Briefkultur vom 17. bis Anfang des 20. Jahrhunderts. Eine vergleichende sprachwissenschaftliche Untersuchung. Mit einer Auswahlbibliographie. Neustadt an der Aisch 2000, S. 24–33.

in Verbindung gebracht.¹⁵¹² Um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert ist zusätzlich die 3. P. Sg. (*Er, Sie*) belegt, die besonders in Zeiten des Absolutismus Hochkonjunktur hatte.¹⁵¹³ Das heute noch übliche *Sie* der 3. P. Pl. kam schließlich im 17. Jahrhundert auf.¹⁵¹⁴ Darüber hinaus existierte um 1800 eine Anredeform für ranghohe Korrespondenzpartner, welche mit *Dieselben* adressiert wurden. Gottsched führt in seiner Grammatik fünf Arten der Pronominalanrede nach dem Grad der Höflichkeit auf, woraus sich die folgende Abstufung extrahieren lässt: *du* (natürlich), *Ihr* (althöflich), *Er/Sie* (mittelhöflich), *Sie* (neuhöflich) und *Dieselben* (überhöflich).¹⁵¹⁵ Die Nuancen des Gebrauchs dieser Formen erläutert Adelung in § 341 seiner *Deutschen Sprachlehre* wie folgt:

1512 Auf diesen Zusammenhang wird in den meisten historischen Abrissen zu den Anredepronomina mehr oder minder zustimmend verwiesen. Vgl. die zuvor erwähnten Darstellungen. Zuweilen wird die Verwendung der 2. P. Pl. als Höflichkeitsform auch mit Cäsar in Verbindung gebracht, der nach seinen militärischen Erfolgen und der damit errungenen Alleinherrschaft vom römischen Volk mit ebendieser Form im Lateinischen angesprochen wurde. Diese sei dann nach dem römischen Vorbild in die deutsche Sprache übernommen worden. Simon weist auf den zweifelhaften Wahrheitsgehalt dieser These hin, da es zu Zeiten Cäsars noch keine deutsche Sprache im eigentlichen Sinn gegeben habe (vgl. Simon: Respekt, S. 103). Kretzenbacher zieht das monokausale Erklärungsmuster des Doppelkaisertums ebenfalls in Zweifel. Er verweist hingegen auf den im Kirchenlatein gebräuchlichen *pluralis majestatis*, mit dem auch die Anrede *vos* in der mit *ir* übersetzten Form in die Volkssprache übernommen worden sei, die sich bereits im Frühneuhochdeutschen als Alternativform zur 2. P. Sg. etabliert habe (vgl. Kretzenbacher: Vom Sie zum Du, S. 24).

1513 Der Anwendungsbereich der 3. P. Sg. *Er/Sie* erfuhr einen raschen Wandel: Schon im ausgehenden 17., beginnenden 18. Jahrhundert wurde diese Form nicht mehr als Anrede an den Herrn, sondern an den Knecht gebraucht (vgl. Ammon: Pronominale Anrede, S. 85).

1514 Vgl. Ammon: Pronominale Anrede, S. 82–87 sowie Besch: Duzen, Siezen, Titulieren, S. 92–94. Eine ausführliche Studie zur sprachgeschichtlichen Entwicklung sowie der damit verbundenen sozio-pragmatischen Hintergründe bietet Listen, Paul: The Emergence of German Polite Sie. Cognitive and Sociolinguistic Parameters (Berkeley Insights in Linguistics and Semiotics, 32). New York 1999.

1515 Vgl. Gottsched, Johann Christoph: Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst. Nach den Mustern der besten Schriftsteller des vorigen und itzigen Jahrhunderts abgestattet und bey dieser fünften Auflage merklich verbessert. Leipzig 1762, S. 280.

Natürlich.	althöflich.	mittelhöflich.	neuhöflich.	überhöflich.
1 P. Ich bitte dich,	Ich bitte euch,	Ich bitte ihn,	Ich bitte Sie,	Ich bitte dieselben
2 P. Du bittest mich,	Ihr bittet mich,	Er bittet mich,	Sie bitten mich,	Dieselben bitten mich.
3 P. Er bittet mich,	Sie bitten mich,	Dieselben bitten mich.	Ich habe es von Ihnen,	Ich habe es von Denenselben.

– Ausführlich zu Gottsched sowie zur Situation der Anrede im 18. Jahrhundert und verschiedenen Positionen dazu vgl. Listen: German Polite Sie, S. 8–26; zur Höherstellung des Adressaten durch die Verwendung der 3. P. Pl. vgl. Kohz: Anredeverhalten, S. 39.

Mit *du* sollte eigentlich eine jede einfache Person außer uns angeredet werden, allein die gesellschaftliche Höflichkeit hat hier ein anderes eingeführet, so daß *du* nur noch gegen Gott, in der Dichtkunst, in der Sprache der Vertraulichkeit, und in dem Tone der Herrschaft und Verachtung üblich ist. Außer diesen Fällen redet man sehr geringe Personen mit *ihr*, dem Plural der zweyten Person, ein wenig bessere mit *er* und *sie*, noch höhere mit dem Plural der dritten Person, *sie*, und noch vornehmere wohl gar mit dem Plural des Demonstrativi, *dieselben* an. Das *Euer* oder verkürzt *Ew.* in abstracten Anreden hoher Personen, ist noch ein Überbleibsel der alten Gewohnheit, einzelne oder mehrfache Personen außer uns mit *ihr* anzureden.¹⁵¹⁶

Zu bedenken ist, dass die Adelung'schen Ausführungen (die in ausführlicher Form auch unter den entsprechenden Lemmata in sein *Grammatisch-Kritisches Wörterbuch* eingegangen sind) vorrangig auf die Beschreibung der hochdeutschen Mundart abzielten und mithin regionale, soziale sowie dialektale Varianz in weiten Teilen nicht umfassend berücksichtigten.¹⁵¹⁷ Diese Perspektive ergänzend und damit die ungleich größeren Verwendungsspielräume andeutend klagt ein anonymer Beobachter in einem Beitrag aus Bertuchs *Journal des Luxus und der Moden* über die „schwankende Etikette der deutschen Briefe“ und verweist dabei auf ein breites regionales und soziales bzw. soziokulturelles Variationsspektrum: „Die Art und Weise, wie unsre Zeitgenossen in verschiedenen Ständen sich unter einander im Umgang anreden, ist sehr verschieden. *Du*, *Er*, *Ihr* und *Sie* mit ihren angehängten Nenn- und Zeit-Wörtern mischen sich mit sonderbar beliebten Nüancen durcheinander [...]“¹⁵¹⁸ In der daran anschließenden Erläuterung des konventionalisierten Sprachgebrauchs geht der Beitrag auch auf Aspekte der Verwendung von Anredeformen ein, die sozial-hierarchisch begründet sind und somit Unterschiede aufzeigen, die aus symmetrischen respektive asymmetrischen Kommunikationssituationen resultieren.¹⁵¹⁹

Besonders hervorzuheben ist das freundschaftliche *Du*. Das 18. Jahrhundert ist ein bedeutendes Zeitalter des Privatbriefes und auch des Freundschaftskultes;

1516 Adelung: Deutsche Sprachlehre, S. 238 f. (Hervorhebungen im Original).

1517 Vgl. Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 440.

1518 [Anonym]: Ueber alte und moderne Sprach-Sitte, und Art, sich in verschiedenen Ständen mit Unterschied anzureden. In: *Journal des Luxus und der Moden* 2 (November 1787), S. 363–374, hier S. 364 (dort auch beide vorausgehende Zitate; Hervorhebungen im Original), https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jpvolume_00055103 (22.03.2024); vgl. auch Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 440.

1519 Vgl. [Anonym]: Alte und moderne Sprach-Sitte, S. 365–374. Vgl. zu den Anredeformen im Familienkreis, gegenüber Bedienten und Sekretären und Juden im Allgemeinen und mit spezifischem Goethe-Bezug auch Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 444–452.

beides bedingte und beförderte sich gegenseitig. Finkenstaedt hebt hervor, dass die „erste Generation des 18. Jahrhunderts [...] nur das *Sie* als Anrede im Brief [kennt], auch wenn man sich noch so zärtlich liebt.“¹⁵²⁰ Spätestens ab den 1770er Jahren etabliert sich zunehmend vor allem im Umkreis der jungen Generation des *Sturm und Drang* das freundschaftliche *Du*.¹⁵²¹ Allerdings wurde auch in den Kreisen der Stürmer und Dränger unterschieden, wem man sich so innig verbunden fühlte, dass man das vertrauliche *Du* an diese Person richtete. Eine grundsätzliche Tendenz zur Anrede mit dem Personalpronomen der 2. P. Sg. ist nicht festzustellen.¹⁵²²

In Anbetracht der vielfältigen Wahlmöglichkeiten und des sich rasch wandelnden Gebrauchs verwundert es kaum, dass schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts Bestrebungen hin zu einer Reduktion der vielfältigen Anredeformen aufkamen, wie sie beispielsweise Friedrich D. Gedicke 1794 in einer Rede vor der Berlinischen Akademie der Wissenschaften darlegte. Gedicke spricht sich in dieser (aus damals aktuellem Anlass der von ihm kritisch reflektierten Verordnung Robespierres, welche eine einheitliche Anrede im Französischen mit *tu* vorsah)¹⁵²³ für die Beschränkung auf die pronominale Anrede mit *Du* und *Sie* aus. Er wendet sich damit entschieden gegen ein nach sozialem Stand differenzierendes Anredesystem.¹⁵²⁴ Im Gegensatz war beispielsweise Georg Christoph Lichtenberg einer der großen Verfechter der mannigfaltigen deutschen Anredepronomina.¹⁵²⁵ Rege diskutiert wurde um 1800 auf deutschsprachigem Gebiet (in Anlehnung an Rousseau) auch die Frage, ob Kinder ihre Eltern duzen sollten, galt doch bis dahin die höfliche *Sie*-Anrede als angemessen.¹⁵²⁶

4.4.4.2 Pronominale Anrede im Briefwechsel Christiana und Johann Wolfgang von Goethes

Trotz der genannten Reduktionsbestrebungen bei den Anredepronomina blieben die Spielräume um 1800 verhältnismäßig groß, wozu Albrecht Schöne hinsichtlich Goethes Umgang mit den Pronomina bemerkt:

¹⁵²⁰ Finkenstaedt: *You und Thou*, S. 121 (Hervorhebung im Original).

¹⁵²¹ Gewissermaßen programmatisch ist Goethes Brief an Johann Jacob Riese vom 10. Oktober 1765 (vgl. GB 1 I, S. 20), in dem er vehement das *Du* vom Korrespondenzpartner einfordert; vgl. auch Finkenstaedt: *You und Thou*, S. 234–240 sowie Schöne: *Der Briefschreiber Goethe* S. 456.

¹⁵²² Vgl. Finkenstaedt: *You und Thou*, S. 238.

¹⁵²³ Vgl. hierzu ebd., S. 244 f.

¹⁵²⁴ Vgl. Gedicke, Friedrich D.: *Über *Du* und *Sie* in der deutschen Sprache*. In: Ders.: *Vermischte Schriften*. Berlin 1801, S. 101–140, hier S. 129, zit. nach Ammon: *Pronominale Anrede*, S. 86 f.

¹⁵²⁵ Vgl. Finkenstaedt: *You und Thou*, S. 238 f.

¹⁵²⁶ Vgl. Augst: *Höflichkeit*, S. 42 f.

Freilich waren sie [die Pronomina, Anm. d. Verf.] in größerer Zahl verfügbar, als jemals zu früheren oder späteren Zeiten, und ihre noch in rascher Veränderung befindlichen Verwendungsspielräume haben ihm [Goethe, Anm. d. Verf.] ungewöhnlich wechselhafte Handhabungen dieses stilistischen Instrumentariums ermöglicht. Deshalb erweisen sich die unscheinbaren Pronomina bei genauerem Zusehen mitunter doch als aufschlussreiche Indikatoren.¹⁵²⁷

Schöne zeigt anhand zahlreicher Beispiele, wie Goethe die beschriebenen Spielräume bei den Anredeformen nutzte und diese bei demselben Adressaten zwischen *du* und *Sie* wechseln konnten, gelegentlich gar innerhalb eines Briefes. Besonders bemerkenswert sind in dieser Hinsicht Goethes Briefe an Charlotte von Stein, die von einem häufigen Wechsel zwischen nächstsprachlich-vertraulichem *du* und distanzsprachlich-respektvollem *Sie* sowie dem (beziehungssprachlich höchst interessanten) Ringen um diese Anredeformen geprägt sind. Elke Richter verweist auf den raschen Wechsel zum vertraulichen *du* in Goethes frühen Briefen, vermutet dabei aber, dass er im direkten persönlichen Umgang mit dieser Anrede wohl vorsichtiger gewesen sei.¹⁵²⁸

In seinem Briefwechsel mit Christiana von Goethe findet sich eine solche Varianz hinsichtlich der Dichotomie *du* – *Sie* nicht. Goethe verwendet für die Anrede seiner Frau durchgehend die 2. P. Sg. Gelegentlich, vor allem in den späteren Jahren, tritt in der briefschließenden Grußformel eine Verbform im Plural auf, wie am 24. Mai 1815 in einem Brief aus Eisenach „Nun lebet wohl und gedenkt mein“¹⁵²⁹ oder in früherer Zeit, am 3. August 1798: „Lebet recht wohl und gedenket mein“.¹⁵³⁰ In diesen Fällen richten sich die Grüße allerdings nicht ausschließlich an seine Frau, sondern auch an den Sohn August oder in späterer Zeit ebenfalls an die Schreiberin und Gesellschafterin Caroline Ulrich.

In den Gegenbriefen Christiana von Goethes zeigt sich ein weniger einheitliches Bild, welches Schöne wie folgt umreißt:

1527 Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 437 f.

1528 Vgl. Richter, Elke: „Wie kann ich seyn ohne Ihnen zu schreiben“. Goethes frühe Briefe an Charlotte von Stein. In: Dies. / Rosenbaum, Alexander (Hrsg.): Charlotte von Stein. Schriftstellerin, Freundin und Mentorin (Supplemente zu den PROPYLÄEN. Forschungsplattform zu Goethes Biographica, 1). Berlin / Boston 2018, S. 3–49, hier S. 26. Charlotte von Stein reflektiert die Bedeutung der Anredepronomen gegenüber Johann Georg Zimmermann in ihrem Brief vom 6. März 1776 wie folgt: „Er [Goethe, Anm. d. Verf.] war sehr gut gegen mich nannte mich im Vertrauen seines Hertzens Du, das verwies ich ihn mit den sanfftesten Ton von der Welt sichs nicht anzugewöhnen weil es nun eben niemand wie ich zu verstehn weis und er ohne dies oft gewiße Verhältnisse aus den Augen setz [...]“ (Ebd., S. 27).

1529 GC II, Nr. 584.

1530 GC I, Nr. 191.

Während Goethe lebenslang bei diesem Du geblieben ist [von dem der Autor annimmt, dass beide es schon in ihren frühen, nicht überlieferten Briefen benutzt haben, Anm. d. Verf.], hat Christiane dann in den Jahren 1795–98 für vier Briefe durchgehend das Anredepronomen der 3. Person Plural verwendet [...] und in sechs anderen Briefen das gewohnt-vertrauliche Du mit diesem förmlichen Sie vermischt [...]. Während man sonst doch anfangs siezte und später erst duzte, ging es hier gerade umgekehrt – ohne daß in diesen Schreiben ein Anlaß ersichtlich würde.¹⁵³¹

Auf diesen allgemeinen Beobachtungen aufbauend wird eine weitere Spezifikation, Systematisierung und Erweiterung der verwendeten Anredepronomen in den Briefen Christiana von Goethes vorgenommen, die in Erklärungsansätzen und Hypothesen zu den angesprochenen, nicht auf den ersten Blick ersichtlichen Anlässen einer flexiblen Verwendung der Anredeformen münden sollen. Die Schwierigkeiten und Grenzen bei der Interpretation eines historischen Anredeverhaltens, das von einer gewissen Varianz geprägt ist, liegen auf der Hand. Mit Horst Simon lassen sich diese Hürden – zwar mit Blick auf mittelalterliche Quellen formuliert, aber nichtsdestoweniger auch auf Zeugnisse aus neuerer Zeit anwendbar – auf zwei Punkte bringen: Einerseits ist „die Unsicherheit hinsichtlich der Interpretation der Anredevariation [...] auf das heuristische Problem des modernen Linguisten zurückzuführen – also auf die Unzulänglichkeit der rein schriftlichen Überlieferung und auf den mit dem historischen Abstand zwangsläufig verbundenen Mangel an Einfühlungsvermögen des neuzeitlichen Interpreten“¹⁵³² und andererseits zeigt Christiana Vulpius eine Varianz, die (auf den ersten Blick) nicht systematisch erscheint.¹⁵³³

Zunächst gilt es, das quantitative Verhältnis von Singular- und Pluralanrede zu konturieren. Dafür werden neben den verwendeten Personalpronomina¹⁵³⁴ auch die Possessivpronomina (beides jeweils mit Referenz auf Goethe) herangezogen (vgl. Tab. 36).

Die Sie-Anrede tritt in den Briefen von Christiana Vulpius ab 1795 auf. Aufgrund der Quellenlage ist ein Vergleich mit früheren Briefen kaum möglich, da die Überlieferung erst im Jahr 1793 mit 13 Briefen einsetzt und aus dem Jahr 1794 keine Briefe erhalten sind. Die letzte belegte Sie-Anrede stammt aus einem Brief vom Juni 1803 mit wechselnder Personaldeixis. Wie sich dieses sprachliche Charakteristikum in der Folgezeit weiterentwickelte, ist nicht zu sagen, da von 1804 bis 1809 keine Briefe Christiana von Goethes an Goethe überliefert sind und sie anschließend überwiegend diktierte.

¹⁵³¹ Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 481 f. (Hervorhebungen im Original).

¹⁵³² Simon: Respekt, S. 98.

¹⁵³³ Mit Bezug auf die mittelalterlichen Quellen vgl. ebd., S. 98.

¹⁵³⁴ Ausführlich zur Beschreibung der Personalpronomina und den grammatischen Kategorien vgl. ebd., S. 10–62.

Tab. 36: Personal- und Possessivpronomina in den Briefen Christiana von Goethes in absoluten Zahlen.¹⁵³⁵

Pronomina	egh. Briefe ¹⁵³⁶	diktierter Briefe	gesamt	
2. P. Sg. Nom.: <i>du</i>	654	108	762	} 2. P. Pl. = 1946 Formen
2. Ps. Sg. Dat.: <i>dir</i>	502 ¹⁵³⁷	101 ¹⁵³⁸	603	
2. Ps. Sg. Akk.: <i>dich</i>	298 ¹⁵³⁹	59 ¹⁵⁴⁰	357	
Possessivpron.: <i>dein</i> ^o	150	74	224	
3. P. Pl. Nom./Akk.: <i>Sie</i>	28 (31) ^{*1541}	0	28 (31)	} 3. P. Pl. = 35 (38) Formen
3. P. Pl. Dat.: <i>Ihnen</i>	4	0	4	
Possessivpron.: <i>Ihr</i> ^o	3	0	3	

*Die Anzahl der verwendeten Possessivpronomina schließt alle deklinierten Formen ein.

Aus den oben aufgeführten absoluten Zahlen resultiert, dass Christiana von Goethe in nur etwa zwei Prozent der Fälle ihren Lebensgefährten und Ehemann mit der 3. P. Pl. adressierte. Diese Distanzanrede steht im Einklang mit der Sprachpraxis im ausgehenden 18. Jahrhundert, als die reziprok gebrauchte Anrede mit *Sie* aus der Zeit des Kennenlernens und der Verlobung auch nach der Eheschließung besonders in den gehobenen Ständen beibehalten wurde. Unter Verheirateten aller Stände (mit Ausnahmen des [gehobenen] Adels)¹⁵⁴² schien es ebenso schick-

1535 Nicht berücksichtigt werden pronomenseitige Flexionsformen von Verben, in denen sich die Anrede ebenfalls manifestiert.

1536 Hier sind ebenfalls eigenhändige Nachschriften Christiana von Goethes auf Briefen von Schreiberhand enthalten, die entsprechend bei den diktierten Briefen nicht mitgezählt worden sind.

1537 Darunter sind acht reflexiv gebrauchte Personalpronomen.

1538 Darunter ist ein reflexiv gebrauchtes Personalpronomen.

1539 Darunter sind 32 reflexiv gebrauchte Personalpronomen.

1540 Darunter sind sechs reflexiv gebrauchte Personalpronomen.

1541 Es ist nicht in jedem Fall möglich, aus dem Kontext das Referenzsubjekt oder die Referenzsubjekte der Anrede eindeutig zu identifizieren. In drei Briefen ist die Referenz besonders unklar, weil die Nachricht möglicherweise auf Goethes Diener zielt oder ihn zumindest einschließt. Die Zahl in Klammern enthält diese Zweifelsfälle.

1542 Vgl. dazu Wiesinger, Peter: Zur Pragmatik in österreichischen Adligenbriefen des 16. Jahrhunderts am Beispiel von Anrede- und Grußweisen. In: Brandt, Gisela (Hrsg.): Bausteine zu einer Geschichte des weiblichen Sprachgebrauchs VI. Sprachgebrauch von Frauen in ihren eigenen Texten. Internationale Fachtagung, Magdeburg 8.–9.9. 2003 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik, 418). Stuttgart 2004, S. 5–24, insb. S. 8 ff., sowie Prutscher: Anreden in fürstlichen Korrespondenzen, insb. S. 358–360. Beide Beiträge fokussieren auf den adeligen Sprachgebrauch vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, d. h. die Untersuchungsergebnisse beziehen sich auf einen Zeitraum, der stark vom barocken Briefzeremoniell geprägt war. Dass die Orientierung am strikten Briefzeremoniell im 18. Jahrhundert auch in adeligen Kreisen sukzessive aufgebrochen wurde, deutet ein Beispiel im Beitrag Daniela Prutscher an: In einem Brief aus der Zeit um 1740 duzt Caroline Amalia ihren Gatten Ernst Friedrich II. (vgl. Prutscher: Anreden in fürstlichen Korrespondenzen, S. 359).

lich und geläufig gewesen zu sein, sich zu duzen.¹⁵⁴³ Der betrachtete Briefwechsel lässt sich nicht ohne Weiteres in dieses Schema einordnen, da beide Korrespondenten zwar in einem Haushalt zusammenlebten, jedoch bis 1806 unverheiratet waren. Es liegt nahe, dass beide, also auch Christiana von Goethe, bereits in ihren frühen Briefen das vertrauliche *du* verwendet haben, wie es mehrheitlich in ihren überlieferten Briefen vorkommt.¹⁵⁴⁴ Umso mehr drängt sich die Frage nach möglichen Gründen für die asymmetrische (nicht reziproke) Distanzanrede auf, die ausschließlich in den eigenhändigen Briefen von Christiana Vulpius vorkommt und nicht – wie man vermuten würde – in den ab 1810 von ihr diktierten Briefen. Betrachtet man die Varianz der Anredeform auf Textebene, sind folgende Fälle zu unterscheiden:

1. durchgängige Verwendung der 2. P. Sg. *du* (reziprok und damit symmetrisch)
2. durchgängige Verwendung der 3. P. Pl. *Sie* in vier Briefen bzw. Billets (nicht reziprok und damit asymmetrisch)
3. acht Briefe,¹⁵⁴⁵ in denen sowohl die *du*- als auch die *Sie*-Anrede vorkommt
4. Zweifelsfälle, in denen die pronominale Referenz nicht eindeutig aus dem Kontext zu erschließen ist.

Wenig erläuterungsbedürftig ist die reziproke *du*-Anrede (Fall 1), die als Normalfall im vorliegenden Briefwechsel anzusehen ist.¹⁵⁴⁶ Anders verhält es sich mit den drei nachfolgenden Kategorien, auf die genauer eingegangen werden soll.

1543 Vgl. Anonymus: Alte und moderne Sprach-Sitte, S. 371; auch Art. „Du“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=D01175> (22.03.2024) sowie Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 481.

1544 Vgl. Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 481.

1545 Die Angaben weichen leicht von Schönes Ausführungen ab, der von sechs *Du-Sie*-Briefen ausgeht. Bei Schöne unberücksichtigt bleiben zwei Nachschriften von Christiana Vulpius' Hand (vgl. GC I, Nr. 196 [auf einem Brief Augusts] und 290).

1546 Joost weist in den Briefen Lichtenbergs auf die heute distanziert erscheinende Anrede „meine Liebe“ hin und betont zugleich, dass es nicht nur in adeligen Kreisen, sondern auch im Bürgertum üblich gewesen sei, dass sich Ehepaare siezten. „Daher“, so schlussfolgert er, „ist diese Anrede und das vertrauliche Du entweder ein erhebliches Zugeständnis an die soziale Herkunft von Margarete Elisabeth – oder – wahrscheinlicher – es ist ganz außerordentlich privat, ja intim.“ (Joost: Ehebrief Lichtenbergs, S. 80) Während gewisse Parallelen zum Verhältnis der Goethes auf der Hand liegen, so ist die vertrauliche *du*-Anrede für Goethe weniger ungewöhnlich als für Lichtenberg; gleichwohl ist sie in jedem Fall als ein Zeichen großer Vertrautheit und Privatheit in beiderlei Briefwechseln zu werten. Die soziale Herkunft der Frauen, die Joost selbst als Faktor relativiert, spielt meines Erachtens hier eine untergeordnete Rolle, zumal man davon ausgehen kann, dass es sich bei Paaren, die mit ihren unterschiedlichen Herkunftsmilieus gegen die Konventionen der Zeit verstießen, um eine tatsächlich auf Liebe basierende Beziehung handelte. Die vertrauliche Anrede könnte somit ein Indiz für diese große emotionale Nähe sein, die nicht zuletzt in adeligen Kreisen keineswegs eine Selbstverständlichkeit war.

4.4.4.3 Beziehungssprachliche Hintergründe der *Sie*-Anrede

Von besonderer Relevanz sind die vier Briefe, in denen Christiana Vulpius Johann Wolfgang von Goethe durchgängig mit der 3. P. Pl. anspricht. Die vier Briefe, genauer Billets werden nachfolgend in normalisierter Schreibweise basierend auf GC I (Hervorhebung der Personalpronomina durch die Verf.) abgedruckt.

(1) GC I, Nr. 39, [12. Januar 1795]:

In aller Eile schreibe ich **Ihnen** nur ein paar Worte. Ich bin noch sehr müde von der Redoute, wo es mir recht wohl gefallen hat, aber wie ich nach Hause, da gefiel mir es nicht. – – Mit der Gänseleberpastete habe ich mir alle Mühe gegeben, aber umsonst, es sind keine Gänselebern zu kriegen und keine Trüffeln. Ich wünschte, daß **Sie** bald wieder zurückkommen und mich recht lieb haben. Leben **Sie** recht lieb. Der Kleine wünschte auch sehr, daß **Sie** möchten kommen.

(2) GC I, Nr. 40, [14. oder 16. Januar 1795]:

Mir ist es sehr leid, wenn ich mir denke, daß **Sie** vielleicht in der Kälte sich nicht wohlbe finden. Ich lasse mir es so wohl als möglich in den schönen Stübchen sein. Am Sonntag haben mir Ball gehabt bis frühe um 2 Uhr. Gestern war ich in der Komödie, wo es leidlich voll war, und sehr viel Beifall erhielt; die Schauspieler spielten alle sehr gut, besonders aber die Madame Beck und Herr Malcolmi. Vor itzo ist weiter nichts vorgekommen. Ich wünsche mir, daß **Sie** bald wiederkommen; seien **Sie** doch so gütig und schreiben **Sie** mir ein Wort auf Sonnabend.

Morgen will ich mit der Matiegzeck auf dem Schlitten fahren, weil sie mir nicht ehr Ruh gelassen hat, bis ich es ihr versprochen habe. Die ist den ganzen Tag bei mir, und wenn ein Schlitten kommt, ist sie ganz unklug. Einstweilen wird sich auf die Redoute gefreut. Das Bübchen spricht den ganzen Tag von **Ihnen**; alleweile muß ihm Ernestine die Hand führen, daß er **Ihnen** einen Brief schreiben will. Der gute Junge macht mir viel Freude. Leben **Sie** wohl und behalten mich recht lieb. Wenn **Sie** nicht bei mir sind, so sehe ich recht, wie lieb ich **Sie** habe. Adieu.

(3) GC I, Nr. 91, [25. September 1796] (Nachschrift auf einem Brief von August):

Der Buchbinder will 2 Hundert Stück in 6 Tagen liefern und, wenn sie nicht gar zu stark sind, vor das Stück einen Groschen haben. Leben **Sie** recht lieb. In Eile. C. V.

(4) GC I, Nr. 202, [15. oder 16. Oktober 1798]:

Mir sind eben in Begriff, nach Tiefurt zu gehen. Von den Büchern haben mir nur eins finden können. Von Müller ist die Antwort dabei. Böttiger hat **Ihnen** das heute vom Hofkammer-Rath gewiss schon überbracht. Den Wein sollen **Sie** morgen haben.

Übrigens in Eile. Morgen ein Mehres.

Bei diesen vier Belegen handelt es sich nicht um Briefe von größerem Umfang. Im Grunde kann nur bei Nr. 2 von einem Brief gesprochen werden; Nr. 1 und 4 sind als Billets einzustufen und bei Nr. 3 handelt es sich nur um eine kurze Nachschrift auf

einem Brief des Sohnes August, also eine kurze Notiz an Goethe. Die drei letztgenannten Schreiben sind nicht nur von Kürze geprägt, sondern auch von einer gewissen Flüchtigkeit, die aus der raschen und von der Schreiberin selbst erwähnten eiligen Niederschrift resultierte. So könnten allein schon die situativen Schreibbedingungen das distanzsprachliche Anredeverhalten ansatzweise erklären, obgleich die *Sie*-Anrede auch innerhalb der in Eile niedergeschriebenen Briefe bzw. Billetts eine Ausnahme bilden.

Unter beziehungssprachlichen Aspekten sind besonderes die Briefe vom 12. und vom 14. Januar 1795 relevant, in denen durchgehend die Anrede der 3. P. Pl. auftritt (Nr. 1 und Nr. 2), die sowohl bei Gräfin als auch Spyrika (in Form der durchgängigen *Sie*-Anrede als auch der wechselnden *Du-Sie*-Anrede) als auffällig, aber durch den Inhalt der Briefe nicht erklärbar aufgeführt werden.¹⁵⁴⁷

Zu den Rahmenbedingungen der beiden *Sie*-Briefe: Goethe hielt sich zum Entstehungszeitpunkt der Briefe zusammen mit Johann Heinrich Meyer in Jena auf (beide blieben vom 11. bis zum 23. Januar 1795 dort).¹⁵⁴⁸ In beiden Fällen sind weder Bezugs- noch Antwortbriefe Goethes überliefert, was eine Interpretation zusätzlich erschwert. In einem beigelegten Brief des Sohnes August vom 12. Januar 1795 – dessen Schreibduktus deutlich erkennen lässt, dass entweder seine Mutter oder seine Tante Ernestine dem fünfjährigen Sohn die Hand beim Schreiben geführt haben muss – gibt es einen Hinweis darauf, dass Goethe den Daheimgebliebenen wahrscheinlich noch am Tag seiner Abreise mitgeteilt hatte, dass er einen längeren Aufenthalt in Jena plane. Dies sorgte offensichtlich bei Christiana Vulpius für Unmut, der in ihren beiden darauffolgenden Briefen zum Ausdruck kommt.

Bereits der erste Brief spiegelt deutlich ihre Missstimmung und Verärgerung wider. So berichtet sie zwar von der Redoute, auf der es ihr recht wohl gefallen habe, relativiert dies jedoch sogleich, in dem sie ihre Unzufriedenheit, als sie nach Hause kam, zum Ausdruck bringt. Die Botschaften der Aussage von Christiana Vulpius „Ich bin noch sehr müde von der Redoute, wo es mir recht wohl gefallen hat, aber wie ich nach Hause, da gefiel mir es nicht“, können im Sinne der „Vier Seiten einer Nachricht“ Schulz von Thuns¹⁵⁴⁹ aus der Senderperspektive wie folgt interpretiert werden:

Sachinhalt: Auf der Redoute gefiel es mir, aber zu Hause nicht.

Selbstoffenbarung: Ich bin unzufrieden/unglücklich.

Appell: Komm zurück nach Hause!

Beziehung: Ich vermiss dich und brauche dich an meiner Seite.

¹⁵⁴⁷ Vgl. GC I, Anm. zu Nr. 39, S. 482 sowie Spyrika, Ines: Kommunikativ-pragmatische Funktion der Anredepronomen in Goethes Briefen. Berlin 1990 (Diss. masch.), S. 77.

¹⁵⁴⁸ Vgl. Unterberger: Goethe-Chronik, S. 181.

¹⁵⁴⁹ Schulz von Thun: Miteinander reden 1, S. 25–30.

Ihr anschließend geschildertes Bemühen um die Besorgung der Zutaten für eine offenbar von Goethe gewünschte Gänseleberpastete fügt sich ebenso in das Bild ihres Unmutes ein, denn diese Besorgungen scheiterten. Der Brief endet mit einer doppelt explizierten Aufforderung, nämlich von ihr selbst und um einer nachdrücklichen Wirkung willen, auch von ihrem Sohn, Goethe möge so schnell wie möglich wieder nach Weimar zurückkehren. Der Kommunikation auf der Beziehungs- und Appellebene kommt in diesem Brief ein großes Gewicht zu, sodass die Vermutung naheliegt, dass die Briefschreiberin die distanzsprachliche Anrede in der 3. P. Pl. bewusst einsetzte, um ihrem Unmut über Goethes längere Abwesenheit und ihren Wunsch nach seiner baldigen Rückkehr Nachdruck zu verleihen.

Die Hauptgründe für die *Sie*-Anrede scheinen somit stärker auf der affektiven Ebene der kommunizierten Gefühlslage der Briefschreiberin zu liegen. Implizit schwingt eine in der evaluativen Dimension angesiedelte, vorsichtig angedeutete Kritik am Partner mit, der eben noch nicht, wie gewünscht, zu Hause an Christiana Vulpius' Seite ist. Die Verärgerung über die für die Schreiberin wenig zufriedenstellende Situation geht offenbar mit einer gewissen Distanzierungsstrategie, einem kommunikativen „Auf-Abstand-Gehens“, einher.¹⁵⁵⁰ Ob diese Distanzherstellung mittels Anrede bewusst als Strategie oder auch kommunikatives Spiel eingesetzt wurde oder eher als unbewusste Reaktion erfolgte, entzieht sich den Deutungsmöglichkeiten.

Im Brief vom 14. Januar 1795 sind die Signale auf der Beziehungsebene auf den ersten Blick deutlich schwächer ausgeprägt und subtiler. Im ersten Satz des Briefes ohne nominale, persönliche Anrede bedauert Christiana Vulpius Goethes unbehagliche Situation (nämlich in den feucht-kühlen Räumen des Jenaer Schlosses, die er während seiner dortigen Aufenthalte bewohnte). Der darauffolgende Satz scheint dieses Mitgefühl in gewisser Weise zu konterkarieren, weil sie darin ihre komfortable Lage darstellt. Ihr *Stübchen* steht dabei symbolisch für einen warmen Raum, da die Stube im Winter anders als die meisten übrigen Räume beheizt wurde. Gerade in diesem Gegensatz zu Goethe wirkt ihre häusliche Situation als Inbegriff von heimeliger Gemütlichkeit, die durch die Diminutivform des *Stübchens* noch gesteigert wird. Der Kontrast der beiden Wohnsituationen könnte also kaum größer sein. Damit ist ein mehr oder minder subtiler Hinweis auf die Annehmlichkeiten des Weimarer Zuhauses verbunden, dessen verlockende Wirkung intendiert oder zumindest nicht völlig unbeabsichtigt war.

Daran anschließend schildert Christiana Vulpius ihre Vergnügungen der vergangenen Tage wie den Besuch eines Tanzballes und des Theaters und blickt freu-

1550 Zu den Dimensionen im Beziehungsmanagement vgl. Holly: Beziehungsmanagement und Imagearbeit, S. 1384 f.

dig auf die vor ihr liegenden Ereignisse: Schlittenfahrten und ein Redoutenbesuch. Sie zeigt sich bemüht, ihrem Partner die Annehmlichkeiten ihres Weimarer Lebens vor Augen zu führen, die sie auch in seiner Abwesenheit ostentativ zu genießen vorgibt. Ohne der Briefschreiberin eine bewusst eingesetzte Strategie unterstellen zu wollen, scheint sich die distanzierte *Sie*-Anrede in diesen emanzipatorischen Akt auf Beziehungsebene einzufügen: Nachdem der vorherige, in unleidlich, nahezu trotzigem Ton verfasste Brief nicht zuletzt als Ausdruck von Sehnsucht nach dem Geliebten einerseits und Einsamkeit andererseits gedeutet werden kann, wirken die Ausführungen zwei Tage später wie ein bewusster (oder bewusst inszenierter) Befreiungsversuch von dieser Last. Es scheint, als wolle sich die Schreiberin selbst vergewissern, dass sie ihr Leben, zumindest temporär, auch ohne den Geliebten gestalten kann, ohne in Trübsal zu verfallen.

Auffällig ist darüber hinaus die Zweiteilung des Briefes, die in der Edition formal durch einen Absatz gekennzeichnet ist und im Original mit einem Seitenumbruch einhergeht. Sowohl die formale als auch die inhaltliche Struktur des Briefes deuten auf eine Schreibunterbrechung hin. So wird bereits am Ende der ersten Seite der Briefabschluss vorbereitet, der im Sinne der Beziehungssprache aufschlussreich ist: „Ich wünsche mir, daß *Sie* bald wiederkommen; seien *Sie* doch so gütig und schreiben *Sie* mir ein Wort auf Sonnabend.“¹⁵⁵¹ Selbst wenn man die beiden *Sie*-Anreden durch das vertrauliche *du* ersetzte, bliebe der distanziert-formelle und betont nüchtern-leidenschaftslose Tenor dieses Briefabschlusses erhalten. Diese Wirkung wird vor allem durch das Adverb *gütig* aus dem distanzsprachlichen Register hervorgehoben, dem auf semantischer Ebene eine Asymmetrie anhaftet.¹⁵⁵² Die Beispiele aus Adelungs Wörterbuch zeigen dieses Machtgefälle deutlich: „[e]in gütiger Herr, ein gütiger Vater [...], [d]er gütige Gott.“¹⁵⁵³ Im Vulpius-Brief korrespondiert der subliminal demütige Appell an die Güte Goethes mit der Bitte „*ein Wort* auf den Sonnabend“¹⁵⁵⁴ an sie zu richten. Das heißt, die Schreiberin erbittet nicht einmal einen (ausführlichen) Brief, sondern nur eine kurze Nachricht. Die Wahl der lexikalischen Mittel in diesem wahrscheinlich zunächst als Briefabschluss konzipierten Satz ist somit in enger Wechselwirkung zu der von Christiana Vulpius verwendeten *Sie*-Anrede zu sehen und verstärkt die distanzierende Wirkung zusätzlich.

1551 GC I, Nr. 40 (Hervorhebung durch die Verf.).

1552 *Gütig* kommt im Korpus der Briefe Christiana von Goethes (sowohl in den eigenhändigen als auch in den diktieren) nur in diesem einen Brief vor. Häufig verwendet wird hingegen die formelhafte Wendung „Sei doch so gut und [...]“. Dieser Umstand unterstreicht die bewusste Auswahl dieser Wortform.

1553 Art. „Gütig“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=G03560> (22.03.2024).

1554 GC I, Nr. 40 (Hervorhebung durch die Verf.).

Der eigentliche Briefabschluss, der sich nach einer längeren Textpassage auf der Rückseite des Blattes befindet, schlägt deutlich versöhnlichere Töne an, auch wenn die Distanzanrede erhalten bleibt. Nachdem Christiana Vulpius von ihrer Gesellschaft und den Plänen für die kommenden Tage berichtet, schreibt sie in liebevollem Ton vom gemeinsamen Sohn August. Er schrieb (vermutlich in direkter räumlicher Nähe zur Mutter) mithilfe seiner Tante Ernestine selbst zeitgleich einen Brief an seinen Vater. Nach dieser Schilderung heißt es abschließend weit aus herzlicher und gleichzeitig durch die Anrede eine gewisse Distanz wahrend: „Leben *Sie* wohl und behalten mich recht lieb. Wenn *Sie* nicht bei mir sind, so sehe ich recht, wie lieb ich *Sie* habe. Adieu.“¹⁵⁵⁵ Thematisch scheint diese Aufweichung der Reserviertheit in Zusammenhang mit der Erwähnung des gemeinsamen Sohnes zu stehen, die offensichtlich auch mit einer sprachlichen (Wieder-) Annäherung an den Vater und Geliebten Goethe einhergeht.

Für die beiden verbleibenden Billetts mit durchgängiger *Sie*-Anrede (Nr. 3 mit zweimaligem *Sie*; Nr. 4 mit einmaligem *Sie*) kann eine ähnlich gelagerte Botschaft auf der Beziehungsebene wie eben beschrieben nicht festgestellt werden. Beide kurze Schreiben sind in einem formell-geschäftsmäßigem Stil geschrieben, bei dem insofern eine Korrelation zum Inhalt auffällt, als in beiden ausschließlich privatgeschäftliche oder organisatorische Angelegenheiten thematisiert werden. Beide Briefe weisen zwei Besonderheiten auf, die sich in anderen Briefen mit wechselnder *du*-*Sie*-Anrede wiederfinden, woraus sich weitere Systematisierungsansätze ergeben: Ein erster betrifft die Anrede in der 3. P. Pl. innerhalb der Grußformel und ein weiterer steht im Zusammenhang mit kurzen Nachschriften, die offenbar bestimmte Spezifika aufweisen.

4.4.4.4 Die *Sie*-Anrede in Grußformeln

Von den 28 Belegen der *Sie*-Anrede (ohne drei Zweifelsfälle mit unsicherer Referenz) entfallen allein zehn auf das Vorkommen in Grußformeln in insgesamt sieben Briefen; das entspricht einem Anteil von etwa 35 Prozent. In drei *du*-*Sie*-Briefen und einem *Sie*-Brief von wenigen Zeilen kommt die Distanzanrede ausschließlich in der abschließenden Grußformel vor. Die Formulierungen weisen ähnlich einem formelhaften Briefabschluss¹⁵⁵⁶ nur eine begrenzte sprachliche Varianz auf; die

¹⁵⁵⁵ Ebd. (Hervorhebung durch die Verf.)

¹⁵⁵⁶ Zu formelhafter Sprache in Privatbriefen des 19. Jahrhunderts vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 139–196, insb. S. 159–174.

häufigsten lauten: „Leben Sie wohl [...]“ (dreimal), „Leben Sie recht wohl [...]“ (zweimal) und „Leben Sie recht lieb.“¹⁵⁵⁷ (zweimal).

Insbesondere in den drei Briefen mit wechselnder Personaldeixis wirken die Anreden mit der 3. P. Pl. wie ein Fremdkörper, der nicht so recht zum Rest des Briefes passen will. In zwei Briefen folgt auf die distanzsprachliche Verabschiedung „Leben Sie wohl“ ein nachfolgender Gruß, in dem der Adressat geduzt wird (Hervorhebungen durch die Verf.):

(1) GC I, Nr. 66, [13. Januar 1796]:

Leben **Sie** wohl, es bleibt dabei, mir kommen. Das Bühchen läßt **Dich** vielmals grüßen. Behalte uns beide lieb.

(2) GC I, Nr. 72, 21. Februar 1796:

Leben **Sie** wohl und [behalten] mich lieb. Mit der Köchin **vergiß** nicht.

Eine Erklärung, die primär als Botschaft auf der Beziehungsseite angesiedelt wäre, erscheint in diesen Fällen wenig wahrscheinlich, da es sich bei den Grußformeln um (weitestgehend kontextunabhängige) formelhafte Sprache handelt. Anrede- und Schlussformeln dienen in Briefen ebenso wie einleitende, gliedernde und briefbeendende Formeln der Text- und Textsortenkonstitution.¹⁵⁵⁸

Weshalb Christiana Vulpius ausgerechnet in diesen verhältnismäßig festgefügt und sprachlich-stilistisch wenig variablen abschließenden Routineformeln – und nur in diesen vier Fällen¹⁵⁵⁹ – die distanzsprachliche Anrede verwendete, leuchtet nicht ein. Interessanterweise stammen die vier Sonderfälle alle aus dem Jahr 1796, aus einer Zeit also, in der Christiana Vulpius schon über einige Schreibpraxis verfügte. Das Jahr 1796 gehört zwar nicht zu den überlieferungsstärksten Jahrgängen (wohl auch deshalb, weil sich Goethe nur gute vier Monate außerhalb

¹⁵⁵⁷ Diese Grußformel kommt nur in Verbindung mit der 3. P. Pl. vor, nicht aber im Imperativ der 2. P. Sg.

¹⁵⁵⁸ Vgl. Elspaß: Sprachgeschichte von unten, S. 157 sowie Lüger, Heinz-Helmut: Phraseologismen als Argumentationsersatz? Zur Funktion vorgeprägten Sprachgebrauchs im politischen Diskurs. In: Sandig, Barbara / Püschel, Ulrich (Hrsg.): Stilistik. Bd. 3: Argumentationsstile (Germanistische Linguistik, 112/113). Hildesheim / New York 1993, S. 255–284, hier S. 285. – Elspaß stellt in den Auswandererbriefen des 19. Jahrhunderts fest, dass die Routineformeln in diesen Schreiben häufig wie Fremdkörper wirken. Orthographisch und grammatisch sind sie normkonformer und auffallend stilistisch markiert, beispielsweise mit Dativ- und Genitivkonstruktionen, die hier deutlich häufiger als in den Passagen mit kreativer Sprache vertreten sind. Er geht davon aus, dass „Routineformeln als Ganzes, d. h. auch inklusive grammatischer oder graphischer Auffälligkeiten, abgerufen und verwendet werden.“ (Ebd., S. 170 [Hervorhebung im Original]).

¹⁵⁵⁹ In dem erwähnten Sie-Brief vom 26. September 1796 (GC I, Nr. 91), bei dem es sich eigentlich um ein kurzes Billett von zwei Sätzen handelt, tritt die einzige verwendete pronominale Form mit Personaldeixis in der briefabschließenden Grußformel auf.

Weimars aufhielt), aber dennoch gab es einen regen brieflichen Austausch.¹⁵⁶⁰ Ohne sich zu sehr in spekulative Bahnen begeben zu wollen, scheint es, bezogen auf das Gesamtphänomen der distanzsprachlichen Anrede in den Grußformeln, d. h. in den briefbeschließenden Routineformeln, am ehesten denkbar, dass sich hierin die – im Verhältnis zum mündlichen Gespräch – formellere Form des Briefes widerspiegelt.

4.4.4.5 Die *Sie*-Anrede in Nachschriften

Im Briefwechsel gibt es bei beiden Korrespondenten sowohl in den eigenhändigen als auch in den diktierten Briefen Nachschriften, die auf den Abschluss des eigentlichen Briefftextes (nach einer unterschiedlich langen Schreibpause) folgen oder sich im Fall von Christiana Vulpius zweimal auch auf Briefen des Sohnes August befinden. Insgesamt sind vier eigenhändige Nachschriften von Christiana Vulpius zu verzeichnen,¹⁵⁶¹ von denen wiederum zwei mit der markierten *Sie*-Anrede versehen sind. Ein Postskriptum findet sich auf ihrem Brief vom 27. und 28. April 1801.¹⁵⁶² Christiana Vulpius vermerkte als Schreibzeitpunkt „Abends um halb 10 Uhr“. Wahrscheinlich am nächsten Morgen fügte August noch einige Zeilen an seinen Vater auf demselben Blatt hinzu. Unter Augusts Briefftext folgt eine kurze, aus einem Satz mit Aufforderungs- oder Anweisungscharakter bestehende Nachschrift von Christianas Hand, in der sie die förmliche *Sie*-Anrede verwendete: „Lassen Sie Sophien und die Hofmeistern auf dem Lindenberge gießen.“¹⁵⁶³ Eine weitere Nachschrift befindet sich ebenfalls auf einem Brief Augusts vom 13. August 1798, die ebenfalls eine kurze Anweisung enthält: „Dem Überbringer dieses geben Sie kein Geld, es ist der kleine Knecht, lassen Sie aber etwas zu essen geben.“¹⁵⁶⁴

In beiden Postskripta kommt die Distanzanrede mit der 3. P. Pl. ausschließlich in der Nachschrift vor. Es wäre denkbar, dass die Anweisungen in beiden Fällen einen Bezug zu einem Nicht-Kommunikanten, speziell zu Goethes Sekretär Geist aufweisen, der Goethe zu dieser Zeit auf seinen Reisen begleitete. Geist wird die an Goethe gerichteten Briefe sicherlich nicht gelesen haben, aber vermutlich

1560 Überliefert sind immerhin 14 Briefe von Christiana Vulpius und 19 von Goethe; zusätzlich werden in der historisch-kritischen Briefausgabe Goethes vier weitere erschlossene Briefe Goethes aufgeführt (vgl. GB 10 I, S. XI f.).

1561 GC I, Nr. 15, Nr. 196 (auf Augusts Brief); 290 (unter Augusts Nachschrift auf ihrem Brief) und 367 (auf Augusts Brief).

1562 GC I, Nr. 290.

1563 Ebd.

1564 GC I, Nr. 196.

wird er einige Anweisungen ausgeführt haben. Der Adressat der Handlungsanweisung könnte also eher der Diener als Goethe selbst gewesen sein.

4.4.4.6 Personaldeixis in Rede- und Gesprächswiedergabe

In den eigenhändig geschriebenen Vulpius-Briefen werden von der Schreiberin gelegentlich Gesprächssituationen mit Dritten wiedergegeben, in denen die Adressatendeixis vom Rest des Briefes abweichen kann. Es handelt sich dabei um die Wiedergabe von (mündlich oder schriftlich gestellten) Anfragen oder Aufträgen Dritter, die Christiana Vulpius Goethe übermittelt.

(1) GC I, Nr. 122, [27. Mai 1797] (Hervorhebungen durch die Verf.):

Alleweile kommt Brecht zu mir und sagt mir, daß Gerning geschrieben hat, daß er fragen sollte, ob **Sie** an Meyern was mitzugeben hätten; wenn es nicht viel wäre, so wollte er es mitnehmen.

(2) GC I, Nr. 128, [3. Juni 1797] (Hervorhebungen durch die Verf.):

Der Bauverwalter war da und fraget, ob **Sie** nichts befohlen hätten, und wegen der bewußten Sachen würde er wohl nicht eher [als] bis zu Ende künftiger Woche nüberkommen, weil **Sie** erst den beiden Pächtern ihre Meinung abwarten müßten.¹⁵⁶⁵

(3) GC I, Nr. 131, [7. Juni 1797], Nachschrift (Hervorhebungen durch die Verf.):

Alleweile kommt Götze zu mir und sagt mir, daß ihn der Hofkammer-Rath hat kommen lassen und ihm gesagt hat, daß sie mitgehen sollte, und er wollte davor sorgen, daß die Madame Beck sie zu sich nähme; aber sie müsse nicht denken, wenn sie was könnte, daß sie etwa in ein paar Jahren fortginge. Da sagte der alte Götze: davor stünd er als Vater, ich sollte es **dem Herrn Geheimen Rat** schreiben, daß er, wenn **Sie** es verlangten, es schriftlich von sich geben wollte, daß sie, so lange er lebte, sich nicht unterstehen dürfte, aus Weimar zu gehen. [...] Er bittet also nur um ein Carolin oder etwas; er müßte ihr doch allerlei kaufen und mitgeben, und **der Herr Geheime Rath** wüßten wohl, was ein armer Hofbedienter hätte, daß es ihm nur nicht gar zu schwer fällt.

Leb wohl. Das war ein langer Brief.

Bei den drei vorausgehenden Briefstellen, in denen auf Goethe mit der 3. P. Pl. referiert wird, fällt auf, dass alle in der indirekten Redewiedergabe auftreten. Christiana Vulpius scheint hier Elemente der direkten und der indirekten Redewiedergabe zu vermischen. Es kommt in der Folge zu einer ungenügenden Trennung der grammatischen Indikatoren beider Redewiedergabearten. So bezeichnet Christiana Vulpius ihren Partner aus Perspektive des Hofbedienten Götze als den *Herrn Geheimerat*, wie es bei einer direkten Redewiedergabe der Fall wäre, nicht jedoch bei der hier verwendeten indirekten Form, für die die 2. P. Sg. angezeigt wäre. Möglicherweise

¹⁵⁶⁵ Im Fall der zweiten *Sie*-Anrede ist die Referenz nicht eindeutig zu bestimmen, sodass diese als Zweifelsfall einzustufen ist; vgl. hierzu das nachfolgende Kapitel 4.4.4.7.

beeinflussten die distanzsprachlichen Formen, die Dritte im Gespräch mit Christiana Vulpius für Goethe verwendeten, in diesen Fällen ihre Pronomenwahl. In der briefabschließenden Grußformel wechselt die Schreiberin hingegen in die 2. P. Sg.

4.4.4.7 Zweifelsfälle aufgrund uneindeutiger Referenz

Auf einige Zweifelsfälle ist noch hinzuweisen, in denen das Bezugsobjekt oder die Bezugsobjekte nicht eindeutig aus dem Kontext zu erschließen sind, d. h. eine Disambiguierung nicht zweifelsfrei möglich ist. Das bedeutet, dass nicht zu entscheiden ist, ob es sich um eine reine Adressaten- bzw. Kommunikantendeixis handelt oder ob darüber hinaus zusätzlich eine Unbeteiligten-/Nicht-Kommunikantendeixis vorliegt, oder anders formuliert: Verweist das jeweilige Personal- oder Possessivpronomen nur auf Goethe allein oder auf Goethe und (mindestens) eine weitere Person? Fraglich ist dies beispielsweise in einem Brief aus dem Jahr 1797, der bereits oben unter 4.4.4.6 in kürzerer Form zitiert wurde und im vollständigen, normalisiert edierten Text wie folgt lautet:

Heute kann ich **Dir** noch nicht so viel, als ich wünschte, schreiben, weil ich, wie es gehet, wenn man ein paar Tage nicht da war, allerlei zu thun findet. Der Bauverwalter war da und fraget, ob **Sie** nichts befohlen hätten, und wegen der bewußten Sachen würde er wohl nicht eher [als] bis zu Ende künftiger Woche nüberkommen, weil **Sie** erst den beiden Pächtern ihre Meinung abwarten müßten. Auf Rossel ist wieder seit **Ihrem** Gebot dreimal geboten; das beste ist noch nicht 8 Tage, das ist von Grunern in Jena, und der alte Pachter Hoffmann liegt am Tode. Mir sind recht wohl wieder angekommen, aber ein bißchen betrübt. Im Wagen haben mir um die Wette ein bißchen geheult.

Leben **Sie** recht wohl.

Ich danke noch vielmals vor alles.¹⁵⁶⁶

Bei den durch Fettdruck hervorgehobenen Pronomina ist die Referenz auf Goethe eindeutig, während bei den unterstrichenen und fett gedruckten Pronomina zwei Interpretationen möglich sind, denn beide könnten sich entweder nur auf Goethe beziehen oder aber auf Goethe und auf den Bauverwalter Steffany. Im ersten Fall wäre die Anrede dann als Distanzanrede für Goethe zu werten, im zweiten als Distanzanrede im Plural, weil die Schreiberin eine der beiden Personen (Steffany), auf die Bezug genommen wird, siezt. So verfährt sie auch, als sie in einem Brief aus Lauchstädt von Goethe und Schiller spricht und es heißt:

[...] Viel Badegäste sind noch gar nicht hier, aber es ist alles bestellt und fast kein Quartier mehr zu haben. Alles aber erwartet **Sie** und Schiller. Ich habe auch gesagt, daß **Sie** beide so bald, als es **Ihre** Geschäfte zuließen, kommen würden. Ich bin sehr heiter und vergnügt; es

1566 GC I, Nr. 128 (Hervorhebung durch die Verf.).

ist mir, als hätte ich wieder ganz neues Leben bekommen. Und dieß danke ich alles **Dir**, Lieber, und werde ewig dankbar sein.¹⁵⁶⁷

In diesem Beispiel sind alle in Fettdruck hervorgehobenen Referenzsubjekte unstrittig. Jene, die fett und unterstrichen gesetzt sind, referieren auf Goethe und Schiller; die Disambiguierung erfolgt durch das Pronomen *beide*. Dementsprechend entschied sich Christiana Vulpius für die formellere, distanzsprachliche Form der 3. P. Pl. Nur einmal spricht sie auch Goethe mit *Sie* an, später wiederum mit *du*. Dieser Brief gehört folglich zu den Briefen mit wechselnder *du-Sie*-Referenz.

Ein weiterer *du-Sie*-Brief mit uneindeutiger Personaldeixis betrifft das Schreiben vom 24. Februar 1796, in dem es heißt:

Hier folgt wieder Bier; keine leeren Flaschen habe ich nicht bekommen, sehen **Sie** darauf, daß sie Geist ordentlich rüberschickt. Der Köchin will ich heute durch die Boten-Frau sagen lassen, daß ich sie nicht brauchen könnte; mit der Bedingung ist es geschehen.

Ich habe aber zu Hause eine schöne Entdeckung gemacht. Weil ich allemal, wenn **Sie** verreisen, den Hausschlüssel zu mir nehme, so sehe ich ihn vorgestern Abend an der Wand hängen, und da fiel mir, ich weiß nicht wie, ein: der sieht aus wie dein Capital! [...] ¹⁵⁶⁸

Im weiteren Verlauf des Briefes kommt nur noch die 2. P. Sg. vor. Es muss offenbleiben, ob die 3. P. Pl im zweiten Absatz sich allein auf Goethe oder auf Goethe und den ihn begleitenden Diener und späteren Sekretär Ludwig Geist bezieht, der bereits zu Beginn des Briefes erwähnt wurde. Erneut mit möglichem Bezug auf Geist ist das Referenzsubjekt in nachfolgender Briefpassage mehrdeutig:

Wenn Geist Kartoffeln kriegen kann, so soll er sie nur in einen Sack thun und, wenn **Sie** rüberfahren, auf den Wagen vorne binden. Es ist auch noch ein Nößelfläschchen mit nüber gekommen, schicken **Sie** mir es mit, es gehört in Keller. ¹⁵⁶⁹

Die aufgeführten Fälle wurden in der quantitativen Analyse (vgl. Tab. 36) nicht berücksichtigt.

4.4.4.8 Zusammenfassende Deutung: Intention vs. Kompetenz

Hinsichtlich der Varianz der pronominalen Anrede in den Briefen Christiana von Goethes wurde gezeigt, dass unterschiedliche Erklärungszusammenhänge zu berücksichtigen sind. Dabei ist grundlegend zu unterscheiden, ob eine Form aufgrund der Kompetenz der Schreiberin oder aufgrund ihrer Intention verwendet

¹⁵⁶⁷ GC I, Nr. 350 (Hervorhebung durch die Verf.).

¹⁵⁶⁸ GC I, Nr. 73 (Hervorhebung durch die Verf.).

¹⁵⁶⁹ GC I, Nr. 255 (Hervorhebung durch die Verf.).

wird.¹⁵⁷⁰ Bei zwei Briefen aus dem Jahr 1795 wurde herausgearbeitet, dass die durchgängige Verwendung der distanzsprachlichen Anrede Goethes in der 3. P. Pl. mit der gesendeten Botschaft auf der Beziehungsebene korreliert. Hier scheint folglich die Intention der Schreiberin und nicht eine etwaige Unkenntnis der angemessenen sprachlichen Realisation zugrunde zu liegen. Im Hintergrund steht somit eine mehr oder minder bewusste Aussage zur Beziehungskonstellation und konkret zur Positionierung der Senderin zum Empfänger in diesem speziellen situativen Kontext. Die sprachliche Distanzierungsstrategie scheint somit Ausdruck einer emotionalen Verfassung zu sein, die nicht nur mit Unmut oder Ärger umschrieben werden kann, sondern auch mit Einsamkeit und Sehnsucht.¹⁵⁷¹ In den anderen *Sie*- sowie *du-Sie*-Briefen konnten keine vergleichbaren Anhaltspunkte für eine solche Intention gefunden werden. Für diese ist weder eine Beziehungsbotschaft noch eine anderweitige Intention vorderhand zu erkennen; und da die markierte Anrede mit der 3. P. Pl. zwar nicht ausschließlich, aber doch häufig in formelhaften Passagen am Briefende sowie in zwei Nachschriften vorkommt, deutet dies möglicher-

1570 Vgl. Kohz: Anredeverhalten, S. 81.

1571 Spyрка schreibt in Bezug auf Goethes Anrede von Frauen, mit denen er in Liebe verbunden war (wozu selbstverständlich Christiana Vulpius neben Friederike Brion, Annette Schönpkopf, Charlotte Buff, Charlotte von Stein, Marianne von Willemer und Ulrike von Levetzow zählten): „Gerade durch die Tatsache, daß das Du in Liebesbeziehungen nicht ein durch verwandtschaftliche Bindungen (familiäres Du) oder gleiche Gesinnung (freundschaftliches Du) mehr oder weniger einmalig besiegelte und somit überwiegend auf Dauer beibehaltene Konvention ist, sondern als Abbild emotionaler Zustände der Partner weit eher von diesen abhängig ist, bewirkt, daß die Anrede veränderlich bleibt.“ (Spyрка: Anredepronomen, S. 67) – Hier wäre eine weitere Differenzierung der Beziehungsebene zwischen Goethe und den genannten Frauen wichtig, denn die Bindung an diese Frauen und womöglich die Tiefe der Zuneigung zu ihnen und damit auch die Beziehung als solche waren recht unterschiedlich. Während die Anredepronomen in einem sich annähernden, verbenden Verhältnis oder im Zustand tief empfundener Liebe und Zuneigung (allerdings ohne Aussicht auf ein Zusammenleben wie mit Charlotte von Stein) ein Zeichen für ein Ringen und die (immer wieder neue) Aushandlung der Beziehung zueinander widerspiegeln, ist der Stellenwert einer gefestigten Partnerschaft und somit auch der mit den Anredepronomen verbundenen Implikationen ein anderer. In der Beziehung zwischen Goethe und Christiana Vulpius würde man folglich keine Varianz in der Verwendung der Anredepronomen erwarten, außer in ironisch-neckender Weise. Insbesondere in Anbetracht der Briefüberlieferung, die erst nach mehreren Jahren des Zusammenlebens einsetzt, wäre doch vielmehr eine Konstanz, wie sie sich auch bei Goethe zeigt, der zu erwartende Normalfall. Spyрка zeigt dies bei der konkreten Analyse der Goethe-Briefe an Christiana Vulpius auf und charakterisiert diese Beziehung der Anrede nach im Vergleich zu jener zu Charlotte von Stein und Charlotte Buff als „für diese Untersuchung als am wenigsten widersprüchliche Partnerin“, da deren Beziehung schnell klare Formen angenommen habe. Spyрка konstatiert weiter: „Und die pronominale Anrede in ihrer Einheitlichkeit läßt gleich gar keine Rückschlüsse auf eventuelle Veränderungen des Verhältnisses zu.“ (alle Zitate bei Spyрка: Anredepronomen, S. 75).

weise auf gewisse Defizite im Umgang mit der Vielfalt der zu Verfügung stehenden Personalpronomina hin. Ein gewisser Einfluss distanzsprachlicher Elemente aufgrund der Textsorte Brief im Gegensatz zum nächsprachlichen mündlichen Gespräch ist nicht auszuschließen.

Zudem ist die idiolektale Verwendungsvariabilität der Anredepronomina grundlegend vor dem Hintergrund der sprachgeschichtlichen Entwicklung in der Zeit um 1800 zu sehen, die hinsichtlich der Anredeformen von einem breiten Spektrum geprägt ist. Obwohl aufgrund der weitgehenden Regelungen für jede Sprecher-Hörer- oder Schreiber-Adressaten-Dyade ein oder bei asymmetrischen Kommunikationssituationen zwei „Normalpronomen“ zu erwarten sind, ist eine flexible Verwendung von mehreren (in der Regel zwei) Anredeformen möglich.¹⁵⁷² Das zeigen nicht nur Untersuchungen von literarischen Texten der Zeit,¹⁵⁷³ sondern auch von Briefen aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert. Die pronominalen Anredeformen sind um 1800 nicht nur vielfältiger, sondern wurden auch in derselben Korrespondenzkonstellation flexibler als im heutigen Sprachgebrauch eingesetzt. So variierte auch Goethe zuweilen in der Verwendung der Anredepronomina und wechselte zwischen vertraulicher und distanzierter Anrede in seinen Briefen an denselben Adressaten oder dieselbe Adressatin.¹⁵⁷⁴

Obwohl man mit einiger Berechtigung (jedoch aufgrund der fehlenden Quellen nicht zweifelsfrei zu belegen) annehmen kann, dass Christiana und Johann Wolfgang von Goethe zu Beginn ihrer Liebesbeziehung rasch zum informellen und vertrauten *du* übergegangen waren,¹⁵⁷⁵ befanden sie sich bis zur förmlichen Eheschließung 1806 in einer besonderen Situation. Sie waren über einen langen Zeitraum hinweg offiziell eben kein Ehepaar, auch wenn sie modern gesprochen in einer ‚eheähnlichen Gemeinschaft‘ lebten oder wie Goethe es formuliert haben soll, er sei „verheyrathet nur nicht mit cermonie“,¹⁵⁷⁶ und dies für die damalige

¹⁵⁷² Vgl. Simon: Respekt, S. 114.

¹⁵⁷³ Vgl. hierzu Foulger, L. E.: Forms of Address in the German Comedy of the Later Eighteenth Century. In: New German Studies 12 (1984), S. 83–94; Metcalf, George J.: Forms of Address in German (1500–1800). St Louis, Missouri 1938; Schmidt, Michael: Kommunikation und Konvention. Über den Gebrauch von Anredeformen in Schillers *Kabale und Liebe*. In: Klees, Michael / Nasdala, Gerhard (Hrsg.): „Mir eckelt vor diesem tintengleksenenden Sekulum“. Beiträge des Studentenkolloquiums im Rahmen der Weimarer Schiller-Tage 1995. Fernwald 1996, S. 43–67, sowie Simon: Respekt, S. 114.

¹⁵⁷⁴ Vgl. Spyрка: Anredepronomen, passim.

¹⁵⁷⁵ Vgl. Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 481; Spyрка: Anredepronomen, S. 76.

¹⁵⁷⁶ Charlotte von Stein an Friedrich von Stein, 17. Mai 1796, in: BuG IV, S. 222.

Zeit verhältnismäßig öffentlich vertraten.¹⁵⁷⁷ Es ist vorstellbar, dass hieraus im Sinne der Situationsbezogenheit oder Kontexteinbindung und Abhängigkeit von sozialen Faktoren eine Diskrepanz zwischen privatem und offiziellem, d. h. öffentlichem Anredeverhalten resultierte,¹⁵⁷⁸ das vor allem Christiana Vulpius als die sozial niedriger stehende Person tangierte. Beide Kommunikationspartner sind nicht nur als Individuen zu sehen, sondern zugleich als Vertreter ihres sozialen Ranges und ihrer gesellschaftlichen Position. Gleichwohl ist die Anrede kein direkter Reflex auf die bestehenden Gesellschaftsstrukturen; sie spiegelt vielmehr das Bewusstsein der Gesellschaftsmitglieder wider.¹⁵⁷⁹ Somit gilt für die verwendete Anredeform laut Finkenstaedt, dass sie „stets abhängig von bewußter oder unbewußter Bewertung durch die Gesellschaft“¹⁵⁸⁰ ist. Solange beide nicht förmlich getraut waren, wäre im offiziellen Kontext, d. h. in Anwesenheit Dritter, entweder eine reziproke Höflichkeitsanrede mit der 3. P. Pl. angemessen gewesen oder eine nicht reziproke, asymmetrische Anrede: Christiana Vulpius an Johann Wolfgang von Goethe (höhergestellt) mit der 3. P. Pl. *Sie* und in umgekehrter Richtung Johann Wolfgang von Goethe an Christiana Vulpius (niedriger gestellt): 2. P. Sg. *du*.

Eine asymmetrische Anrede in formellen Gesprächssituationen unter Anwesenheit Dritter ist in Quellen von Zeitgenossen auch für die Zeit nach der Eheschließung belegt. So ließ Wilhelm von Humboldt seine Frau am 9. Januar 1809 an folgender Beobachtung teilhaben: „Habe ich dir schon erzählt, daß er die Frau ‚Du‘ und sie ihn ‚Sie‘ nennt? Das, siehst Du, liebes Kind, ist ein Respekt!“¹⁵⁸¹ Auf Basis dieser Überlieferungen vermutet Albrecht Schöne:

So ging das wortwörtlich auch in ihren Briefwechsel ein, in dessen asymmetrischen Anredeformen die Verbindung der Manufakturarbeiterin aus Bertuchs Kunstblumen-Werkstatt mit dem Weimarer Wirklichen Geheimen Rat und Staatsminister auf respektvoll-herzliche und heiter anmutende Weise aufgehoben ist.¹⁵⁸²

Es ist nicht auszuschließen, dass sich die je nach Kontext differenzierte mündliche Anredepraxis auf die Anredeformen im Briefwechsel auswirkte. Im privaten Kreis der Familie werden sich beide gegenseitig ohne Zweifel geduzt haben, wäh-

1577 Zum Alltagssprachlichen Begriffsverständnis von Beziehung sowie zu Beziehungsausdrücken, -formen und einer Definition vgl. Sager: Sprache und Beziehung, S. 164–186, besonders aufschlussreich u. a. im Hinblick auf die Nominalphrase ‚wilde Ehe‘ auch S. 177.

1578 Vgl. auch Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 483.

1579 Vgl. Spyrika: Anredepronomen, S. 5–7.

1580 Finkenstaedt: You und thou, S. 252.

1581 BuG VII, S. 5. Ähnlich auch Johann Heinrich Voß, der Jüngere, an Bernhard Rudolf Abeken am 26. April 1807 (vgl. Bode: Goethe in vertraulichen Briefen, Bd. 2, S. 355).

1582 Schöne: Der Briefschreiber Goethe, S. 483.

rend Christiana von Goethe ihren Gatten in Gesellschaft wohl siezte. Vermutlich wollte sie damit die Konvention und Etikette wahren und Goethe für alle Anwesenden offenkundig den ihm aufgrund seiner Stellung gebührenden Respekt entgegenbringen. Albrecht Schöne ist beizupflichten, der in diesem Verhalten ein Zugeständnis an die höfische Gesellschaft und deren Umgangsformen sieht, die sich stark an den Standesunterschieden orientierte(n).¹⁵⁸³

Spyrkas Untersuchung zu Goethes Verwendung der Anredepronomina deutet ebenfalls in eine ähnliche Richtung, nämlich dass Christiana Vulpius mit „zunehmendem Hineinwachsen in Goethes Obliegenheiten ihren sozialen Abstand stärker empfunden und ihm so Ausdruck verliehen“¹⁵⁸⁴ haben möge. Dagegen spricht allerdings das lediglich sporadische Auftreten, häufig in formelhaften Textpassagen und bevorzugt innerhalb der Schlussformel oder in Nachschriften. Spyrka geht ferner davon aus, dass bezogen auf die beiden wichtigsten Faktoren bei der Wahl der Anredeform (die soziale und die emotionale Komponente), in diesem Fall „innerhalb eines sozial-asymmetrischen/familiär-symmetrischen Verhältnisses die vertikale Statusdimension z. T. die für eine Lebensgemeinschaft oder Ehe am höchsten anzusetzende Vertrautheit (emotionale Komponente)“¹⁵⁸⁵ überlagert. Spyrka hält den wechselnden Gebrauch der Anrede für nicht situativ, sondern für durch die beiden Persönlichkeiten der Partner oder Eheleute, besonders des Mannes bedingt. Die Anrede übernehme dadurch zuweilen eine ausgleichende Funktion zwischen sozialem Status und der persönlich-emotionalen Beziehung beider Partner.¹⁵⁸⁶

Die sowohl von Spyrka als auch von Schöne angeführten Begründungen des Siezens von Christiana Vulpius, welches vorrangig mit der sozial asymmetrischen Beziehung in Verbindung gebracht wird, sind ein nicht zu vernachlässigender Hintergrund und stehen in engem Zusammenhang mit der Frage nach den Machtverhältnissen, die sich in und mittels Sprache ausdrücken, zumal Normabweichungen im Bereich der Anredeformen als Versuch gedeutet werden können, um eine Beziehung neu auszuhandeln.¹⁵⁸⁷ Zu diesem Thema haben Brown und Gilman einen einflussreichen Aufsatz *The Pronouns of Power and Solidarity* vorgelegt. Der darin vertretende Ansatz ist bis heute vielfach zitiert und im Laufe der Zeit weiterentwickelt worden.¹⁵⁸⁸ Ausgehend von der sprachgeschichtlichen Ent-

1583 Vgl. ebd.

1584 Spyrka: Anredepronomen, S. 77.

1585 Ebd., S. 78.

1586 Vgl. ebd.

1587 Vgl. Vorderwülbecke: Beschreibung interpersonaler Beziehungen, S. 298.

1588 Vgl. Brown/Gilman: *Pronouns of Power*; für eine Zusammenfassung der Hauptthesen sowie der kritischen Auseinandersetzung mit dem Modell von Brown/Gilman vgl. u. a. Buchenau,

wicklung der Anredesysteme in westeuropäischen Sprachen (vor allem im Deutschen, Französischen und Italienischen) zeigen die Autoren die Korrelation zwischen diesem Prozess und gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen auf. Die Hauptthese der sogenannten „power semantic“ besagt, dass sich soziale Macht- und Hierarchiestrukturen, die sich z. B. durch Alter, Geburt, Stand oder den beruflichen Status konstituieren, auf die Verwendung von Anredeformen auswirken: Eine sozial höherstehende Person verwendet gegenüber einer statusniederen Person das Pronomen im Singular, während sie umgekehrt mit einer Pluralform adressiert wird. Aus solchen asymmetrischen Beziehungen ergibt sich dieser Argumentation zufolge auch ein asymmetrisches, also nicht-reziprokes Anredeverhalten. Unter gleichrangigen Personen in symmetrischen Beziehungen werden hingegen reziproke Anredeformen verwendet.¹⁵⁸⁹ Der wesentliche Punkt ist also „die Steuerung des Pronomengebrauchs durch die soziale Hierarchie“, ¹⁵⁹⁰ die bis in das 19. Jahrhundert hinein vorherrschend blieb.

In einem zweiten Konzept, „solidarity semantic“ genannt, tritt anstelle der Machtstrukturen die Frage nach Gemeinsamkeiten in den Vordergrund. Brown und Gilman gehen davon aus, dass der Pronomengebrauch unter statusgleichen Personen vom Ausmaß der Solidarität und der Gemeinsamkeiten zwischen den beteiligten Personen bestimmt wird. Hier sind also nicht mehr hierarchieabhängige Auswahlkriterien entscheidend, sondern Faktoren der Verbundenheit beispielsweise auf sozialer, emotionaler, beruflicher oder weltanschaulicher Ebene. Ist ein gewisses Maß an Gemeinsamkeiten vorhanden, mündet dieses in eine reziproke Singularanrede; fehlen verbindende Merkmale oder sind sie nicht ausgeprägt genug, wird die reziproke Pluralanrede gewählt.¹⁵⁹¹

Die Autoren sehen die mit asymmetrischem, nicht-reziprokem Anredeverhalten verbundene „power semantic“ als Kennzeichen von relativ statischen Gesellschaften, in denen Macht vor allem an geburtsständische Prinzipien gebunden sei, während sich die „solidarity semantic“ durch zunehmende soziale Mobilität und eine egalitärere Ideologie mit Beginn der Neuzeit zu einem Charakteristikum offener Gesellschaften entwickelte.¹⁵⁹²

Die Kritikpunkte am Modell von Brown/Gilman, auf die vor allem Friederike Braun in einem viel rezipierten Aufsatz hinweist, können an dieser Stelle nicht in

Klaus: Die Distanzanrede im Russischen, Polnischen und Deutschen und ihre historischen Hintergründe (Berliner Slawistische Arbeiten, 4). Frankfurt a. M. / New York 1997, S. 23–28 sowie Kretzenbacher: Vom Sie zum Du, S. 26–29.

1589 Vgl. Brown/Gilman: *Pronouns of Power*, S. 255–257.

1590 Buchenau: *Distanzanrede*, S. 22.

1591 Vgl. Brown/Gilman: *Pronouns of Power*, S. 257–261.

1592 Vgl. ebd., S. 264; auch Buchenau: *Distanzanrede*, S. 22.

aller Ausführlichkeit erläutert werden. Zu diesen zählen u. a. die Fokussierung auf westeuropäische Sprachen, das systemlinguistische Herangehen ohne gebührende Berücksichtigung von Variation im Sprachgebrauch sowie die Beschränkung auf die Dichotomie von Anredeformen ohne hinreichende Beachtung von zuweilen nebeneinander gebrauchten Anredeformen¹⁵⁹³ (die vor allem um 1800 noch vielfältig vorhanden waren). Als problematisch – zumindest als Basis eines umfassenderen theoretischen Modells – erweist sich darüber hinaus die schmale und mittlerweile veraltete Datenbasis, die auf einer Umfrage zum Anredeverhalten basiert, die im Jahr 1957 durchgeführt wurde. In Zweifel gezogen wird zudem die binäre Opposition zwischen dem Gebrauch von Singular- und Pluralpronomen und die damit einhergehende Interpretation der reziproken Erwidern der Singularanrede als Ausdruck von Solidarität und der nicht-reziproken Verwendung als Anzeichen für Machtunterschiede.¹⁵⁹⁴ Eine Reduzierung auf die alleinige Widerspiegelung sozialer Verhältnisse sei laut Kretzenbacher insbesondere mit Verweis auf Fragen der Höflichkeitsforschung irreführend.¹⁵⁹⁵ Trotz des Erweiterungsbedarfs des Modells, der in der Forschung bereits gesehen und teilweise umgesetzt worden ist, sind vor allem die auch in der vorliegenden Arbeit verwendeten Begriffe der Symmetrie/Asymmetrie sowie Reziprozität/Non-Reziprozität von großem Nutzen.

Man kann also davon ausgehen, dass die teilweise nicht reziprok verwendeten Anredeformen in gewissem Maß von der gesellschaftlich asymmetrischen Beziehung zwischen Christiana und Johann Wolfgang von Goethe geprägt waren. Denn aus dem unterschiedlichen sozialen Status, verbunden mit einer langjährigen unehelichen Partnerschaft, resultierte aller Wahrscheinlichkeit nach auch eine unterschiedliche Verwendung der Anredepronomen, die je nach situationspezifischen Erfordernissen (wie die Anwesenheit dritter Personen außerhalb des familiären Umfeldes) angepasst werden konnte und musste. Dies gilt grundlegend auch für die nominale Anrede mit Koseformen, deren Verwendung insbesondere bei Paarbeziehungen zwischen dem privaten und dem öffentlichen Gebrauch va-

1593 Vgl. Braun, Friederike: Die Leistungsfähigkeit der von Brown/Gilman und Brown/Ford eingeführten anredetheoretischen Kategorien bei der praktischen Analyse von Anredesystemen. In: Winter, Werner (Hrsg.): Anredeverhalten (Ars linguistica, 13). Tübingen 1984, S. 41–72.

1594 Vgl. Kretzenbacher: Vom Sie zum Du, S. 26–28. Im weiteren Verlauf seines Aufsatzes zeigt Kretzenbacher das beträchtliche Variationsspektrum der Anrede im Deutschen mit seinen unterschiedlichen Konnotationen auf und verweist anhand einiger Beispiele auf die unterschiedlichen pragmatischen Kontexte der Verwendung des Singular-*du*.

1595 Vgl. Kretzenbacher: Vom Sie zum Du, S. 28. – Zum Zusammenhang von Anredeformen und Höflichkeit neben einem kurzen Abriss zur Geschichte der Anredeformen und einem Forschungsüberblick vgl. auch Ehrhardt: Beziehungsgestaltung und Rationalität, S. 141–155.

riieren kann. Das heißt, dass Koseformen oftmals nur dem internen Gebrauch zwischen zwei Personen oder innerhalb der Familie vorbehalten sind.

Die vorhergehende Analyse zeigt ferner, dass die Zusammenhänge komplexer und divergenter sind und sich nicht auf ein Phänomen, sei es sozialer, emotionaler oder schreibkompetenzzentrierter Natur, reduzieren lassen. Insbesondere für die beiden *Sie*-Briefe aus dem Jahr 1795 ist festzuhalten, dass der Standesunterschied als Argumentationszusammenhang nicht vordergründig zu sein scheint. Allenfalls könnte ein Zusammenhang zu Machtstrukturen und damit zu einer gewissen sprachlichen ‚Machtdemonstration‘ insofern zu sehen sein, als Christiana Vulpius mit der konsequenten, durchgängigen Verwendung der 3. P. Pl. die Stärke und Willenskraft zeigt, sich von ihrem geliebten Partner in gewissem Maß zu distanzieren und zu emanzipieren. Aber viel entscheidender scheint doch die transportierte Botschaft auf der Beziehungsebene zu sein, die Brown/Gilman auf einer allgemeineren Ebene andeuten:

The general meaning of an unexpected pronoun choice is simply that the speaker, for the moment, views his relationship as one that calls for the pronoun used. This kind of variation in language behaviour expresses a contemporaneous feeling or attitude. These variations are not consistent personal styles but departures from one's own custom and the customs of a group in response to a mood.¹⁵⁹⁶

Auch das Auftreten der *Sie*-Anrede in formelhaften Textelementen kann meines Erachtens nicht mit sozialen oder emotionalen Faktoren erklärt werden. Vielmehr scheinen hier die (nicht vollständig ausgeprägte) sprachliche Versiertheit und der Umgang mit der Textsorte Brief eine Rolle zu spielen.

In jedem Fall widersprechen die Befunde der naheliegenden Vermutung, Christiana Vulpius könnte anfänglich in den 1790er Jahren zunächst noch das distanzsprachlichere, formellere *Sie* verwendet haben und dann zum nächstsprachlichen, informell-persönlichen *du* übergegangen sein, wie es in Paarbebriefwechseln der Zeit (korrespondierend mit dem Eintritt in eine offiziell geschlossene Ehegemeinschaft) häufig vorkommt. Die distanzsprachliche Anrede kommt in den Jahren 1795 bis 1803 nur sporadisch vor.

Ebenso wenig ist der These beizupflichten, dass Johann Wolfgang von Goethe Christiana von Goethe geduzt, während sie ihn gesiezt habe. Diese Behauptung geht auf mehrere zeitgenössische Berichte zurück. Sie basiert nicht nur auf den bereits erwähnten Beobachtungen Wilhelm von Humboldts, sondern auch auf einer Tagebuchnotiz von Franz Bernhard Joseph von Bucholtz, der im September 1812 bei den Goethes zu Gast war. Wilhelm Bode nahm dieses Notat in seine Sammlung

¹⁵⁹⁶ Brown/Gillman: Pronouns of Power, S. 274.

zu *Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen* auf. Bucholtz schildert zunächst die Tafelrunde und bemerkt dann zu Goethe und dessen Frau: „er [...] [Goethe, Anm. d. Verf.] sprach galant, artig mit Demoiselle Ulrich; halb scherzend und mit Würde zugleich mit seiner Frau (es mag ein eigenthümliches Verhältnis sein, er nannte sie Du, sie ihn Sie. ‚Erlauben Sie, das wir uns jetzt entfernen.‘) [...]“. ¹⁵⁹⁷ Allerdings sollte hier entschieden zwischen offiziell-repräsentativen und informell-familiären Gesprächssituationen und Personenkonstellationen unterschieden werden. Dies legt die bevorzugte Verwendung der Anrede im Numerus der vertrauten 2. P. Sg. im Briefwechsel unzweifelhaft nahe. Man könnte zudem vermuten, dass Christiana von Goethe die distanzsprachlichere, asymmetrische Anredeform in öffentlichen Gesprächssituationen bewusst wählte, um keinen Anstoß zu erregen, gerade weil ihre langjährige, uneheliche Verbindung bekannt war.

4.4.5 Beziehungslexik

Die Paarsprache oder der Privatcode zweier Menschen wird auf verschiedenen sprachlichen Ebenen zum Ausdruck gebracht. Neben den bereits innerhalb der Anrede behandelten (Kose-)Namen ist die aus Wörtern oder Wendungen bestehende Beziehungslexik ein zentraler Bereich. Morphologische und syntaktische Charakteristika können ebenfalls vorkommen, sind jedoch aufgrund ihres seltenen Auftretens von untergeordneter Relevanz. ¹⁵⁹⁸

Leisi sieht die Besonderheiten hinsichtlich des speziellen Lexikons eines Paares in der Bedeutungsveränderung von Wörtern oder Wendungen. Er weist dabei auf Parallelen zwischen der Paarsprache (dem kleinsten „Mini-Soziolekt“) und dem „Slang“ (einer „Großgruppensprache“) hin, unter den auch Sonderwortschätze fallen. Zu unterscheiden ist basierend auf der anglo-amerikanischen Sprachwissenschaft zwischen dem „vocational slang“ (der gesamte emotionale Wortschatz einer Berufs- oder Sondergruppe) und dem „general slang“ (der spezifische Wortschatz der Jugend in urbanen Lebensräumen im Allgemeinen). Zwischen dieser Kleinst- oder Großgruppensprache liegt beispielsweise noch die Familiensprache, die unterschiedlich stark ausgeprägt sein kann und in Wechselwirkung zur Paarsprache steht. ¹⁵⁹⁹

¹⁵⁹⁷ F. B. Bucholtz, Tagebuch vom 27. September 1812, in: BuG VIII, S. 283.

¹⁵⁹⁸ Vgl. Leisi: Paar und Sprache, S. 35.

¹⁵⁹⁹ Vgl. ebd., S. 36.

In der biographisch orientierten Literatur wird meist der Begriff „Ehesprache“ oder wie bei Gräf „Haus- und Familiensprache“, im Goethe-Wörterbuch „Liebes- und Ehesprache“ verwendet.¹⁶⁰⁰ Hier werden die Bezeichnungen „Paarsprache“ oder „Beziehungslexik“ bevorzugt, weil diese erstens nicht auf ein Ehepaar (im Sinne einer offiziell legitimierten Partnerschaft) festgelegt sind und zweitens aus dem Briefwechsel meist nicht zweifelsfrei beurteilt werden kann, welche Ausdrücke und Wendungen nur der Paarsprache vorbehalten waren und welche darüber hinaus auch innerhalb des Familienkreises benutzt wurden. Es geht um die Wörter und Wendungen, die zwei eng miteinander verbundene Menschen exklusiv in ihrem privaten Umgang miteinander verwenden und die meist nicht vor Dritten offenbart werden oder, um in Leisis Terminologie zu bleiben, es geht um den „Privatcode eines Paares“.¹⁶⁰¹ Dabei begibt man sich zwangsläufig in den intimsten Bereich, in den uns Ego-Dokumente einen Eindruck gewähren und mit dem entsprechend sensibel umzugehen ist.

Ein Gebiet mit großem sprachschöpferischem Potential ist selbstredend der Bereich der Erotik und der Gefühlsäußerungen:

Das Gebiet der Erotik erfüllt alle Voraussetzungen für reiche Wortproduktivität: es ist das Gebiet der Emotionalität schlechthin; in der erotischen Begegnung kommt die Paarbeziehung zu ihrem Höhepunkt; die Außenwelt soll bewußt ausgeschlossen bleiben. Der Privatwortschatz ist darum hier besonders reich.¹⁶⁰²

Dies gilt auch für den Briefwechsel der Goethes. Bekannt und viel zitiert sind die harmlosen „Äugelchen“, die häufig in den Briefen (im Fall der eigenhändigen Briefe von Christiana Vulpius in unterschiedlichen Schreibungen) erwähnt werden. Im Goethe-Wörterbuch sind 19 Belege in Goethes Briefen¹⁶⁰³ mit dem Hinweis vermerkt, dass diese ausschließlich in den Briefen an Christiana von Goethe zwischen dem 21. August 1792 und dem 17. November 1812 vorkommen.¹⁶⁰⁴ In den Briefen Christiana von Goethes finden sich 32 Belege,¹⁶⁰⁵ wovon einer auf die

1600 Vgl. u. a. GC II, S. 865, Anm. 3; Biedrzyński: Goethes Weimar, S. 125; Krausnick: Du bist mein Liebstes auf der Welt, S. 24 sowie Art. „Äugelchen“, in: GWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=A05282> (15.01.2024).

1601 Leisi: Paar und Sprache, S. 35.

1602 Ebd., S. 37.

1603 GC I, Nr. 3, 7, 50–53, 152, 185, 210, 358, GC II, Nr. 421, 422, 425, 433, 435, 498, 505, 510, 538.

1604 Vgl. Art. „Äugelchen“, in: GWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=A05282> (15.01.2024).

1605 GC I, Nr. 20, 45, 75, 76, 92, 100, 124, 140, 151, 153, 183 (zweimal), 197, 203, 209, 264 (zweimal), 275, 283 (zweimal), 300, 317a*, 317b* (zweimal), 319, 353 (zweimal), 356, 359, 360, 366, GC II, Nr. 488 (* nicht in GC enthalten).

Verbform „äugeln“¹⁶⁰⁶ entfällt. Das Bedeutungsspektrum des Lemmas umfasst dabei sowohl ‚verliebte Augen machen‘ im Sinne eines ‚Flirts‘ sowie das ‚Liebäugeln‘, und zugleich kann ein „Ägelchen“ auf eine Person bezogen sein, mit der ‚geliebäugelt‘, also ‚gefliertet‘ wird.¹⁶⁰⁷

In Goethes Brief vom 7. Juli 1803 scheinen Goethe die Berichte von den vielen „Ägelchen“ etwas zu beunruhigen, sodass aus der spielerischen Diminutivform plötzlich ernsthafte „Augen“ werden, vor denen sich seine Partnerin in Acht nehmen möge.¹⁶⁰⁸ Sie greift dieses Sprachspiel in neckender Weise in ihrem Antwortbrief auf: „Dieser Brief [Goethes Brief vom 7. Juli, Anm. d. Verf.] hat mich sehr glücklich gemacht! Wie Du gibst es keinen Mann in der ganzen Welt. Und wegen der *Augen* kannst Du ganz außer Sorge sein; aber *Äglichen* gibt es, daß man sich nicht zu retten weiß.“¹⁶⁰⁹ Da beide sehr freimütig und offen von ihren kleinen Tändeleien berichten – vor allem während ihrer Badereisen – ist davon auszugehen, dass diese beiderseitig nicht als ernsthafte Bedrohung für die eigene Beziehung empfunden wurden. Gleichwohl sind ab und zu zärtlich mahnende Worte zu vernehmen, die daran erinnern, dass weder der eine noch die andere es mit den „Ägelchen“ übertreiben solle,¹⁶¹⁰ oder es klingt eine vorsichtige Mahnung mit einer eigenen Versicherung der Liebe an.¹⁶¹¹

Ein produktives Wortfeld der Beziehungslexik sind die vom Kosenamen „Hase“ abgeleiteten Nomen, Adjektive und Verben, die in den eigenhändigen Briefen von Christiana Vulpius vorkommen und ein breites Bedeutungsspektrum abdecken. Zunächst zählt die bereits erwähnte Koseform „Hase“ (einschließlich der Pluralform bezogen auf Mutter und Sohn) dazu, die Gräfin als „weich anschmiegendes, zärtliches, liebevolles Wesen“¹⁶¹² umschreibt. Auch Goethe selbst verwendet diesen Kosenamen einmal in dieser Bedeutung für seine Frau und für Caroline

1606 GC II, Nr. 366. – Im ThWb wird das Lemma *äugeln* aufgelöst mit ‚sich (heimlich) immer wieder ansehen‘ (Art. „äugeln“, in: ThWb I, Sp. 390.); bei Goethe nur in seiner (späteren) Versdichtung belegt im Sinne von ‚bedeutsame, meist liebevolle Blicke werfen, austauschen‘ (Art. „äugeln“, in: GWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=A05284> [15.01.2024]).

1607 Vgl. Art. „Ägelchen“, in: GWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=A05282> (15.01.2024).

1608 Vgl. GC II, Nr. 358.

1609 GC II, Nr. 359 (Hervorhebung durch die Verf.).

1610 Vgl. u. a. GC I, Nr. 152, 185, 209 und 358.

1611 Vgl. u. a. GC I, Nr. 52 und 53.

Ulrich.¹⁶¹³ Bei beiden Briefpartnern ist auch der „Hasenfuß“ als Kosename belegt.¹⁶¹⁴ Daneben spricht Christiana Vulpius zweimal von ihrer „Hasigkeit“, was so viel bedeutet wie ‚Sehnsucht‘,¹⁶¹⁵ aber auch ‚Liebreiz, Charme‘.¹⁶¹⁶

Die Semantik von „hasig sein“ ist in Christiana von Goethes Briefen breit angelegt. Es kann so viel heißen wie ‚fröhlich, ausgelassen‘ sein¹⁶¹⁷ – eine Bedeutungsnuance, die sich mit dem dialektalen Gebrauch von „häsig“ oder „hasig“ deckt, für den das Thüringische Wörterbuch ‚albern, ausgelassen‘ angibt.¹⁶¹⁸ Ebenso meint es ‚anschniegssam‘ oder ‚für Zärtlichkeiten empfänglich sein‘ mit einer sexuell-erotischen Konnotation.¹⁶¹⁹ Das prädikativ gebrauchte Adjektiv „hasig“ kommt auch bei Goethe vor: „Ich lege ein kleines Halstuch für Carolinchen [Caroline Ulrich, Anm. d. Verf.] bei, welches recht hasig ist und ihr Freude machen wird.“¹⁶²⁰ Im Goethe-Wörterbuch heißt es hierzu etwas vage „wohl iSv [im Sinne von, Anm. d. Verf.] weich wie ein Hasenfell“.¹⁶²¹ Zu ergänzen wäre die Bedeutung ‚liebreizend‘, ‚allerliebste‘ analog zu dem Bedeutungsspektrum von „Hasigkeit“ in den Briefen Christiana von Goethes.

In ihren Briefen findet sich außerdem einmal das Verb „hasen“ und die davon abgeleitete Partizipialform „gehasst“. So schreibt sie in einem Brief an Goethe vom 3. Mai 1800 über den Maler Friedrich Bury, der im Haus am Frauenplan zu Gast war: „Der Herr Bury hatte auch eine sehr große Freude über das Tuch, er ist auch fleißig und mannichmal wird auch etwas gehast.“¹⁶²² Hiermit ist wohl am ehesten ‚geflirtet‘ gemeint oder ‚sich gegenseitig mit Schmeicheleien, Aufmerksamkeit bedenken‘, wobei eine gewisse erotische Konnotation nicht ausgeschlossen ist.

1613 Vgl. GC II, Nr. 560. – Im GWb wird für die Verwendung mit Bezug auf Menschen unter der Bedeutung 3b auf „für eine weibl (geliebte, begehrte) Person; auch als Kosename [...]“ verwiesen (Art. „Hase“ in GWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=H00973> [15.01.2024]).

1614 Bei C. Vulpius in GC I, Nr. 283; bei J.W. von Goethe im Plural bezogen auf C. von Goethe und C. Ulrich in GC II, Nr. 560; vgl. auch Art. „Hasenfuß“ in: GWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=H00982> (15.01.2024).

1615 Vgl. GC I, Nr. 121.

1616 Vgl. GC I, Nr. 140.

1617 Vgl. GC I, Nr. 122.

1618 Art. „häsig“, in: ThWb II, Sp. 904.

1619 Vgl. GC I, Nr. 126 und 171.

1620 GC II, Nr. 490.

1621 Art. „hasig“, in: GWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=H00995> (15.01.2024).

1622 GC I, Nr. 264.

Im Bereich des erotischen Wortschatzes sind in den Briefen von Christiana Vulpius des Weiteren die „Schlampampsstündchen“¹⁶²³ oder als Verbform „schlampampen“¹⁶²⁴ belegt. Wie es zu dieser Wortneuschöpfung kam, ist nicht aufzulösen. Eine Möglichkeit wäre die Ableitung von „schlampampen“ im Sinne von ‚reichlich essen und trinken‘, ‚schlemmen‘. Der Ausdruck kommt vor allem im Nord- und Zentralthüringischen vor.¹⁶²⁵ Gräf löst die „Schlampampsstündchen“ als ‚Plauder- und Kosestündchen‘ auf,¹⁶²⁶ wobei eine deutlich sexuelle Konnotation naheliegt. Goethe spricht in einem Brief von 1808 mit einer ähnlichen Bedeutung davon, dass er sich sehr nach den „Schlender- und Hätschelstündchen“¹⁶²⁷ sehne.

Eine weitere Wortschöpfung ist aufgrund ihrer Unleserlichkeit in den Briefen schwer zu deuten, scheint aber zumindest im zweiten nachfolgend aufgeführten Fall eine deutlich erotische Konnotation aufzuweisen. In Christiana Vulpius' Brief vom 22. Februar 1797 schreibt sie: „ich vü[n]sche Dir daß der **Her von Sch Sckenfuhs** bey Dir ein kähren möchte und Dir die aller beste und fordrefelichste laune zum gedicht mit krichen.“¹⁶²⁸ Gräfs in diesem Fall recht freie Textauslegung lautet: „Ich wünsche Dir, daß der **Herr von Schönfuß** [?] bei Dir einkehren möchte und Dir die allerbeste und förderseeligste Laune zum Gedicht mitbringe.“¹⁶²⁹ In einem zweiten Brief knapp vier Monate später taucht derselbe Ausdruck noch einmal auf, jedoch in leicht abweichender Schreibung. Dort heißt es in ihrem Brief mit einer stärker erotischen Konnotation: *Wen ich nur erst wieder um dich bin so soll du gevis wieder heuder werden da soll der **Her von Schkenfus** fiel da Seyn.*¹⁶³⁰ In Gräfs Edition lautet der Satz in normalisierter Schreibung: „Wenn ich nur erst wieder um Dich bin, so sollst Du gewiß wieder heiter werden; da soll der **Herr von Schönfuß** [?] viel [?] da sein.“¹⁶³¹ Gräf kommentiert das Lemma unter der ersten Belegstelle wie folgt: „[...] da ich in dieser Wortform keinen Sinn zu finden vermochte, habe ich vorerst ‚Schönfuß‘ eingesetzt (etwa ehelicher Aus-

1623 Vgl. GC I, Nr. 13, 183 und 226.

1624 GC I, Nr. 28.

1625 vgl. Art. „schlampampen“, in: ThWb V, Sp. 636. – Bei Adelung ist „schlampampen“ auch im Niedersächsischen im Sinne von ‚schlännen, prassen‘ belegt (vgl. auch Art. „Schlampen“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=S01787> [15.01.2024]).

1626 GC II, S. 867, Anm. 13.

1627 GC II, Nr. 434.

1628 JWG 38 (Hervorhebung durch die Verf.).

1629 GC I, Nr. 98 (Hervorhebung durch die Verf.). – Dieses Zitat enthält einen der wenigen Lesefehler Gräfs; die „förderseeligste Laune“ wäre nach dem Handschriftenbefund zu korrigieren in „vortrefflichste Laune“.

1630 JWG58.

1631 GC I, Nr. 133.

druck für Amor?) [...].¹⁶³² Letzterer Aufforderung kann aufgrund der Uneindeutigkeit auch an dieser Stelle nur bedingt nachgekommen werden. „Herr von Schönfuß“ ist als Lesung einleuchtend, bezieht man die dialektale Entrundung des Umlautes von *ö* zu *e* sowie den versehentlichen Einschub des Konsonanten *k* ein. Dass es sich bei dem Einschub um ein Versehen handelt, legt die Schreibung aus dem erstzitierten Brief nahe, in der die Schreiberin zunächst *Sch* tilgte, um es anschließend zu *Sckenfuhs* zu korrigieren. Auch Gräfs Deutung als Umschreibung für ‚Amor‘ ist beizupflichten, auch wenn das Gemeinte in dem zweiten Brief noch etwas darüber hinauszugehen scheint. Die sprachliche Wendung „Herr von Schönfuß“ könnte in diesem Fall eine explizit sexuelle Botschaft transportieren und auch als Anspielung auf das männliche Geschlechtsteil gesehen werden.¹⁶³³

Ein weiteres Themenfeld mit kreativen, sprachschöpferischen Ausdrücken im Briefwechsel der Goethes erstreckt sich auf die Schwangerschaften und damit verbundenen körperlichen Veränderungen. In den Briefen beider wird die Schwangerschaft scherzhaft als „Krabskrälligkeit“¹⁶³⁴ bezeichnet, einmal bezieht Christiana Vulpius diese Wortschöpfung auch auf das ungeborene Kind selbst.¹⁶³⁵ Im Goethe Wörterbuch wird die onomatopoetische Wortbildung in Beziehung zu dem wachsenden Versorgungsbedürfnis der werdenden Mutter gesetzt – „krabseln“ kommt in Goethes Brief vom 7. Juni 1793 vor und meint in diesem Kontext ‚besorgen, zusammenraffen‘ – und wird verstärkt durch die Vorstellung des (Fest-)Krallens.¹⁶³⁶ Damit umfasst der Ausdruck zwei Bedeutungsebenen: einerseits den äußeren Rahmen der Schwangerschaft, nämlich die zunehmende Verantwortung für die Versorgung der wachsenden Familie, und andererseits die schon in der Schwangerschaft bestehende enge Verbindung der werdenden Mutter zu ihrem heranwachsenden Kind im Mutterleib. Damit vereint diese Bezeichnung gewissermaßen die Verantwortlichkeiten beider Elternteile in sich.

Ein weiterer Ausdruck, der in dieses Themenfeld und zur Intimsprache gehört, ist das bzw. sind die „Pfuiteufelchen“ mit drei Belegstellen, davon zwei in den Briefen von Christiana Vulpius¹⁶³⁷ und einer in einem Brief Goethes.¹⁶³⁸ Hierbei handelt es sich zunächst um eine ironische Brechung des Ausrufs „Pfui Teu-

¹⁶³² GC II, S. 878, Anm. 98.

¹⁶³³ Vgl. Eissler: Goethe, Bd. 2, S. 1413.

¹⁶³⁴ Vgl. in den Briefen von Christiana Vulpius: GC I, Nr. 15, 18 und 36; Goethe: GC I, Nr. 14.

¹⁶³⁵ Vgl. GC I, Nr. 36.

¹⁶³⁶ Vgl. GC I, Nr. 19 sowie Art. „krabseln“, in: GWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=K03682> (15.01.2024) sowie Art. „Krabskrälligkeit“, in: GWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=K03683> (15.01.2024).

¹⁶³⁷ Vgl. GC I, Nr. 15 und 22.

¹⁶³⁸ GC I, Nr. 17.

fel!“, der nicht nur Missfallen, sondern auch Empörung oder gar Ekel ausdrücken kann.¹⁶³⁹ In allen drei Fällen werden damit Körperteile oder körperliche Zustände bezeichnet, über die man aus Schamgefühl nicht offen zu sprechen oder zu schreiben pflegte, da sie die intimsten Bereiche des (Zusammen-)Lebens berühren und dadurch auch eine intim-erotische Komponente aufweisen. Der Ausdruck „Pfuiteufelchen“ ist eine interessante Umschreibung von etwas „Unanständigem“, das man nicht näher bezeichnen kann oder will. Einerseits weist der Neologismus durch die Ableitung von einem stark negativ besetzten Ausdruck unmissverständlich auf diesen Tabubruch hin. Andererseits verschleierte er das eigentlich Gemeinte und hebt diesen Tabubruch in ironisch-scherzhafter Weise gerade durch diese Betonung ebendesselben in Verbindung mit der verharmlosenden Diminutivendung auf.

Was aber ist nun das eigentlich Gemeinte? In Christiana Vulpius' Brief vom Juni 1793 bezieht sich der Ausdruck eindeutig auf das ungeborene Kind, das im Oktober seinen Besuch machen, d. h. zur Welt kommen werde.¹⁶⁴⁰ In einem früheren Brief geht aus dem Kontext aufgrund des Akkusativs, der zuweilen anstelle des Dativs verwendet wird, nicht eindeutig hervor, ob es sich um eine Verwendung im Singular oder Plural handelt. Im Mai 1793 heißt es:

Ich bin recht wohl mit der Krabskrälligkeit. Und nun noch eine Bitte an Dich. In Jena und in Weimar habe ich eine große Bequemlichkeit zu den Pfuiteufelchen gesehen. Das sind so weiße Saloppen von klaren weißen Zeuge ohne Streifen, ganz glatt; sie werden es in Frankfurt schon wissen.¹⁶⁴¹

Handelte es sich um die Singularform, könnte hier entweder die Schwangerschaft oder das ungeborene Kind gemeint sein. Der Ausdruck könnte sich aber im Fall der Pluralform ähnlich wie in Goethes Brief vom 3. Juni 1793 auch auf die weiblichen, durch die Schwangerschaft volleren Brüste beziehen.¹⁶⁴² Letztere Deutung ist wohl die wahrscheinlichere, da es sich bei einer Saloppe um ein großes Umschlagtuch handelt,¹⁶⁴³ mit dem die körperlichen Veränderungen durch die Schwangerschaft bis zu einem gewissen Grad kaschiert oder bedeckt werden konnten.

1639 Vgl. Art. „PFUI, *interjection*“, in DWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=P04526> (15.01.2024) sowie Art. „pfui“, in: DWDS, <https://www.dwds.de/wb/pfui> (15.01.2024).

1640 Vgl. GC I, Nr. 22.

1641 GC I, Nr. 15, im Original heißt es: *ich bin recht wohl mit der Krabskrälligkeit. und nu noch / eine Biette an dich in Jena und in weimar habe ich mir grosse Bekewenlichkeit zu den fui teufelichesn gesehen. daß sind so weisse salloben von glaren weissen zeuge ohme Strufen gans glat sie werden es in frank furt schon wissen* (JWG2).

1642 Vgl. GC I, Nr. 17 sowie Art. „Pfuiteufelchen“, in: GWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/GWB?lemid=P01669> (14.01.2024).

1643 Vgl. Art. „Saloppe“, in: ThWb V, Sp. 345; vgl. Kapitel 3.3.4.2.

Ein letzter Bereich, der zur Sprache kommen soll, sind Gefühlsregungen und Gemütszustände, die in den Briefen Christiana von Goethes gelegentlich auch in Form des Privatcodes zum Ausdruck kommen, wobei es in diesem Bereich Überschneidungen zum dialektalen Wortschatz gibt.¹⁶⁴⁴ Wenn sie verärgert oder verdrießlich ist – meist wegen der Abwesenheit Goethes und ihrer Sehnsucht nach ihm – so „gramselte“ sie. Das kommt besonders häufig im Jahr 1797 vor¹⁶⁴⁵ und auch noch einmal im März 1798.¹⁶⁴⁶ Neben dem Verb „gramseln“ kommt das Adjektiv „gramselich“ vor, in attributiver Verwendung, als sie sich für einen „gramselichen Brief“¹⁶⁴⁷ entschuldigte, und prädikativ, als ihr „gramselich zu Muthe“¹⁶⁴⁸ war. Abgeleitet ist diese Wortbildung von „grämeln“ oder „grämlich“.¹⁶⁴⁹ Letzteres kommt auch in zwei Briefen aus den Jahren 1802 und 1803 vor.¹⁶⁵⁰ „Grämeln“ meint ‚leichten Unwillen äußern‘, was nach Adelung in der vertraulichen Sprechart vorkommt,¹⁶⁵¹ „grämlich“ charakterisiert Adelung als „anhaltend mürrisch, üble Laune habend, und solche im äußern an den Tag legend [...]; ein nur im gemeinen Leben übliches Wort, wofür in den niedrigen Sprecharten auch grämisch, im Oberdeutschen aber grämig und gramhaft üblich ist.“¹⁶⁵²

Grundsätzlich ist zu konstatieren, dass die Beziehungslexik in den Briefen Christiana von Goethes deutlich ausgeprägter ist und häufiger vorkommt als in den Briefen ihres Mannes. Worauf diese Diskrepanz im Einzelnen zurückzuführen ist, lässt sich aufgrund der unterschiedlichen Überlieferungslage nicht mit Sicherheit sagen. Ein wichtiger Faktor ist wie schon bei der Anrede die Eigenhändigkeit der Briefe. Bis auf die „Äugelchen“, die auch in den von Christiana von Goethe diktierten Briefen vorkommen, beschränken sich die anderen Belege auf ihre eigenhändig geschriebenen Briefe – was angesichts der Intimität der Paarsprache kaum überraschen dürfte. Dies erklärt zu einem gewissen Teil auch, weshalb der Privatcode in Johann Wolfgang von Goethes Briefen weniger präsent ist, schließlich beginnt er bereits 1796 damit, seine Briefe mehrheitlich zu diktieren. In den ersten Jahren der Briefüberlieferung ist die Beziehungslexik ausgeprägter und vielfältiger, was nicht zuletzt an den Schwangerschaften liegt, von denen wir nach dem 19. Dezember

¹⁶⁴⁴ Vgl. hierzu Kapitel 4.3.4.2.

¹⁶⁴⁵ Vgl. GC I, Nr. 142, 145, 151 und 153.

¹⁶⁴⁶ Vgl. GC I, Nr. 158.

¹⁶⁴⁷ GC I, Nr. 153.

¹⁶⁴⁸ GC I, Nr. 158.

¹⁶⁴⁹ Vgl. Art. „Grämeln“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=G02847> (15.01.2024).

¹⁶⁵⁰ GC I, Nr. 304 und 380.

¹⁶⁵¹ Art. „Grämeln“, in: AWb.

¹⁶⁵² Art. „Grämlich“, in: AWb; vgl. die Einträge zu *gramig*, *gramisch/grämisch* und *gramlich/grämlich*, in: ThWb II, Sp. 689.

1802, als das letzte Kind nach nur vier Tagen starb, keine Nachweise in den Quellen mehr finden.¹⁶⁵³

Zu fragen wäre auch, inwieweit eine Geschlechtsspezifität in der Verwendung der Paarsprache eine Rolle spielen könnte. Dieser Aspekt lässt sich, wie schon häufiger erwähnt, nur schwer isoliert und ohne Vergleichsstudien beurteilen. Anhand des vorliegenden Briefkorpus gestaltet sich die Untersuchung des Privatcodes schwierig, da es sich zum einen um ein Phänomen handelt, welches nicht allzu häufig sowie ausschließlich in den eigenhändig geschriebenen Briefen zu beobachten ist, und zum anderen die fragmentarische Überlieferungslage dessen konstante Beobachtung nicht zulässt. Man wird also mit bruchstückhaften Einblicken vorliebnehmen müssen und darf auf weitere Studien in diesem Feld hoffen.

4.4.6 Sprachliche Bewältigung emotional schwieriger Themen

In den Briefen Christiana und Johann Wolfgang von Goethes werden vielfältige Themenbereiche angesprochen, von denen eine Auswahl repräsentativer, für beziehungssprachliche Aspekte besonders relevanter Themengebiete getroffen wurde. Dabei ist es unabdingbar, nicht nur auf Themenfelder zu blicken, die Eingang in die Briefe gefunden haben, sondern auch auf solche, die bewusst ausgespart wurden.¹⁶⁵⁴

4.4.6.1 Trennung in Kriegszeiten

Beziehungssprachlich von besonderem Interesse sind die Briefe aus den ersten überlieferten Jahrgängen 1792 (nur Briefe von Johann Wolfgang von Goethe überliefert) und 1793 (Briefe von Johann Wolfgang von Goethe sowie Christiana Vul-

¹⁶⁵³ Es ist nicht auszuschließen, dass es auch danach noch weitere Fehlgeburten in einem früheren Stadium der Schwangerschaft gab, die aber in den Briefen nicht thematisiert werden.

¹⁶⁵⁴ Eng verknüpft sind diese Themenbereiche mit expressiven Sprechakten (Expressiva), denen der Ausdruck von Gefühlen zugrundeliegt. Eine weitreichendere Untersuchung im Sinne der Sprechakttheorie kann hier nicht geleistet werden, erscheint aber als ein geeigneter Gegenstand für weitere Analysen, ebenso wie die grundsätzliche Untersuchung des Zusammenhangs von Emotion und deren sprachlicher Realisierung. Im Folgenden liegt das Hauptaugenmerk auf psychisch belastenden Themenbereichen, die implizit oder explizit vor allem mit Angst, teilweise mit Trauer, aber auch Sehnsucht verbunden sind. Ein weiteres interessantes Untersuchungsfeld wäre die Realisation positiver Emotionen wie Freude, Liebe, Glück, die vor allem in Christiana von Goethes Briefen häufig vorkommen und oftmals explizit ausgedrückt werden. – Zum Zusammenhang von Sprache und Emotion vgl. weiterführend Schwarz-Friesel, Monika: Sprache und Emotion (UTB, 2939). Tübingen / Basel: 2., aktual. und erw. Aufl. 2013 sowie mit Bezug auf die Sprechakttheorie Marten-Cleef, Susanne: Gefühle ausdrücken. Die expressiven Sprechakte (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 559). Göppingen 1991.

pius überliefert). In diesen Jahren waren die äußeren Umstände für das Paar bedrückend, denn Goethe musste zunächst Herzog Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach von August bis Dezember 1792 auf dem Feldzug gegen das revolutionäre Frankreich begleiten und schließlich im darauffolgenden Jahr von Mai bis August an der Belagerung von Mainz teilnehmen.¹⁶⁵⁵ Es ist unschwer vorstellbar, dass dies die junge Familie in eine höchst schwierige Lage versetzte, umso mehr da Christiana Vulpius mit dem zwei- bis dreijährigen August als unverheiratete Frau ohne jegliche rechtliche und finanzielle Absicherung im Todesfall ihres Partners mittellos in Weimar zurückgeblieben wäre.

Um in dieser sorgenvollen Zeit der Trennung den eigenen Gefühlen schriftlich Ausdruck zu verleihen, nutzten beide sprachliche Distanzierungsstrategien, die sich vor allem in der Verwendung des unpersönlichen Indefinitpronomens *man*¹⁶⁵⁶ niederschlagen. Als paradigmatisches Beispiel soll zunächst der erste erhaltene Brief Goethes, den er noch aus Gotha am 9. August 1792 auf dem Weg nach Frankreich abgesandt hatte, abgedruckt werden:

Es ist gar zu nichts nütze, daß **man** sich von denen entfernt, die **man** liebt, die Zeit geht hin und **man** findet keinen Ersatz. Wir sind in Gotha angelangt, und ich denke bald wieder weg zu gehen, ich habe nirgends Ruhe. Meyer wird Dir erzählen, wie ich gleich in Erfurt bin von Wanzen gequält worden und wie ich mich auch hier vor der Nacht fürchtete. Da sind die Zimmerleute besser, die doch nur Morgens pochen. Ich bin aber wohl und hoffe, es soll mir noch wohler werden, wenn ich erst einmal Eisenach im Rücken habe. Von hier schicke ich Dir nichts als den schönsten Gruß und **die Versicherung, daß ich Dich sehr liebe**. Von Frankfurt soll aber bald das zierlichste Krämchen ankommen. Lebe wohl, liebe mich, halte alles gut in Ordnung und küsse den Kleinen.

Gotha, den 9. August 1792.

G.¹⁶⁵⁷

Goethe beginnt seinen Brief mit einem Satz, der gleich dreimal das Pronomen *man* enthält. Dieses Indefinitpronomen ist polysem,¹⁶⁵⁸ wozu Adelung bemerkt:

¹⁶⁵⁵ Für einen Überblick über Goethes Lebensstationen vgl. Unterberger: Goethe-Chronik, S. 164–167 sowie S. 170–172.

¹⁶⁵⁶ Die nachfolgend aufgeführten Fälle behandeln nur die beziehungssprachlich relevanten Fälle. Darüber hinaus wird *man* auch in anderen Kontexten wie allgemeinen Feststellungen z. B. innerhalb von Reiseberichten gebraucht, ohne dass hier ein besonders häufiges Vorkommen zu verzeichnen wäre.

¹⁶⁵⁷ GC I, Nr. 1 (Hervorhebung durch die Verf.).

¹⁶⁵⁸ Zur Polysemie des Pronomens vgl. Dimova, Anna: Die Polysemie des Pronomens *man* in der deutschen Gegenwartssprache und die Kontextbedingungen für seine Monosemierung. In: Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache 1 (1981), S. 41–75; Dimova, Anna: Die Polysemie des Pronomens *man* unter Berücksichtigung seiner Äquivalente im Bulgarischen. In: Deutsch als Fremdsprache 18 (1981), Heft 1, S. 38–44; Zifonun, Gisela: „*Man lebt nur einmal*.“. Morphosyntax

„Man ist wirklich ein persönliches Fürwort, aber ein sehr unbestimmtes, welches die Zahl, das Geschlecht, und übrigen Verhältnisse der handelnden Person unentschieden lässt, aber doch immer etwas Persönliches bedeutet.“¹⁶⁵⁹

Auf ganz allgemeiner Ebene betrachtet kann *man* stellvertretend für das eigene Ich stehen, es kann aber auch das Spektrum bis hin zur gesamten Menschheit abdecken.¹⁶⁶⁰ Lobenstein-Reichmann betont die implizierte Identitätslosigkeit des Indefinitpronomens und ordnet seine Verwendung in ihrem dreigliedrigen Schema der intra-, inter- und transpersonellen Beziehungstypen letzterem Bereich zu.¹⁶⁶¹ Sie spricht bei der Referenz auf eine dritte Person von „einer Grammatik des Es, der Versachlichung und Objektivierung, des Ding- und Weltbezugs.“ Dies könne mit einer neutralen bis positiven Versachlichung einhergehen, es könne aber im Hinblick auf Personenverhältnisse auch zu einer „Grammatik der Distanznahme“ werden. Indem ein Dritter ins Spiel gebracht wird, kommt es zu einer Art „pronominale[r] Passivierung“.¹⁶⁶² Lobenstein-Reichmann hat bei diesem Dritten vor allem die Öffentlichkeit, die Gesellschaft, den Staat, institutionelle Zusammenhänge und dergleichen im Blick, sodass sie vor allem auf die bereits erwähnte Passivität oder Objektivierung, die zugleich mit einer Art Handlungsentzug und der Auf- oder Abgabe von Verantwortung verbunden ist, abhebt. Betrachtet man nun die Verwendung von *man* im Kontext des Goethe-Briefes, scheint sich darüber hinaus ein weiteres Deutungsmuster abzuzeichnen, das zwar ebenfalls auf einer Distanzierungsstrategie basiert, aber eine eher therapeutische Funktion aufweist, die eine heilsame, emotional wohltuende Wirkung auf eine Zweierbeziehung entfalten kann, wie nachfolgend gezeigt werden soll.

Im Deutschen Wörterbuch werden sechs unterschiedliche Verwendungsweisen beschrieben.¹⁶⁶³ Im Kontext des Goethe-Briefes handelt es sich um ein den Sprecher inkludierendes, also ein inklusives *man*, oder, wie im Deutschen Wörterbuch vermerkt, um ein *man*, das „in seiner unbestimmtheit ein bestimmtes subject mit ein[schließt]“, wobei es sich um ein „ich“ handeln kann, „wenn dasselbe nicht ausdrücklich hervorgehoben, nicht von einer allgemeinheit oder unbestimmtheit völlig losgelöst werden soll“, oder um ein „wir“.¹⁶⁶⁴ Goethe hätte in sei-

und Semantik des Pronomens *man*. In: Deutsche Sprache 28 (2000), Heft 3, S. 232–253; zusammenfassend auch Fröhlich: *man* im Deutschen, S. 14–19.

1659 Art. „2. Man“, in: AWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/Adelung?lemid=M00231> (15.01.2024).

1660 Vgl. Duden. Grammatik, S. 321.

1661 Vgl. Lobenstein-Reichmann: Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen, S. 361.

1662 Vgl. ebd. (dort auch die Zitate).

1663 Vgl. Art. „MAN“, in: DWb, <https://www.woerterbuchnetz.de/DWB?lemid=M00799> (15.01.2024).

1664 Vgl. ebd.

nem Satz statt des unpersönlichen Pronomens *man* (1) auch das Personalpronomen der 1. P. Sg. (2) einsetzen können:

- (1) Es ist gar zu nichts nütze, daß **man** sich von denen entfernt, die **man** liebt, die Zeit geht hin und **man** findet keinen Ersatz.
- (2) Es ist gar zu nichts nütze, daß **ich mich** von denen entferne, die **ich** liebe, die Zeit geht hin und **ich** finde keinen Ersatz.

In der Gegenüberstellung dieser beiden Varianten wird der Bedeutungsunterschied evident: Die von Goethe gewählte Variante (1) ist einerseits unpersönlicher und formuliert damit zugleich eine gewissermaßen allgemeingültige Gesetzmäßigkeit, in die sich der Sprecher als *einer*, der ebenso empfindet wie viele andere, sieht. In dieser Form scheint der Schreiber seine Gefühle, die einsetzende Sehnsucht nach der Familie, die damit verbundene Einsamkeit und nicht zuletzt die Sorge um die Familie während der eigenen Abwesenheit überhaupt erst zu Papier bringen zu können. Die Transformation der eigenen Person und der eigenen Lage in eine Allgemeinheit und die damit verbundene Abstraktion von der eigenen Person haben dabei aus psychologischer Sicht etwas Tröstliches, und zwar im doppelten Sinn: *Man* – und dies kann sowohl sprecher- als auch hörerincludierend verstanden werden – steht mit seinen Emotionen und seiner Lebenssituation nicht allein, sondern fühlt sich als Teil einer (imaginierten, nicht näher spezifizierten) Gruppe. Dies schafft im Sinne einer Selbstvergewisserung Verbundenheit und Sicherheit und suggeriert zugleich, dass *man* mit seinen Problemen keineswegs alleinsteht. Aus beziehungssprachlicher Sicht beschränkt sich das heilsame Potential einer solchen Äußerung damit nicht allein auf den Sender, sondern ebenso auf die Empfängerin, wodurch die Tragik der Situation und die emotionale Last gemindert werden.

Der darauffolgende Satz setzt mit dem Personalpronomen in der 1. P. Pl. fort und nimmt die konkrete Schilderung der gegenwärtigen Situation des Schreibers auf. Dieser abrupte Wechsel von der zunächst allgemeinen, unpersönlichen Ebene zur konkreten sprecherbezogenen Situation lässt den ersten Satz des Briefes isoliert erscheinen. Dadurch rückt er in die Nähe eines Ausspruches, einer Sentenz, mit welcher der gesamte Brief überschrieben werden könnte. Auch die nachfolgenden Liebesbekundungen (ebenfalls im Text hervorgehoben) sind in der persönlichen 1. P. Sg. formuliert.

Ähnliche Strategien finden sich auch in weiteren Briefen Goethes aus den Jahren 1792/93, die geprägt sind von diesen sentenzartigen Aussprüchen, die dann allerdings in Form eines Einschubes in den eigenen Liebes- und Sehnsuchtsbekundungen auftreten. Um dies zu illustrieren, werden noch drei weitere Beispiele aufgeführt (Hervorhebungen durch die Verf.):

(1) Trier, den [25.] August 1792 (GC I, Nr. 4)

[...] **Mein** einziger Wunsch ist, Dich und den Kleinen wiederzusehen, **man** weiß gar nicht, was **man** hat, wenn **man** zusammen ist. **Ich** vermisse Dich sehr und **liebe** Dich von Herzen. [...]

(2) bei Verdun, 8. September 1792 (GC I, Nr. 7)

[...] Eh **wir** hier abreisen, wird ein Körbchen abgehen mit Liqueur und Zuckerwerk, davon genieße was mit Herrn Meyer, das übrige hebe auf, **ich** schicke Dir noch allerlei in die Haushaltung. Wenn dieser Brief ankommt, bist Du vielleicht schon im vordern Quartier. Richte nur alles wohl ein und bereite Dich, eine liebe kleine Köchin zu werden. Es ist doch nichts besser, als wenn **man** sich liebt und zusammen ist. Lebe recht wohl und bleibe mein. **Ich** habe Dich recht herzlich lieb. [...]

(3) bei Marienborn, 22. Juni 1793 (GC I, Nr. 23)

Deinen Brief vom 14. erhalte **ich** eben. Es ist recht gut, daß **man** sich doch ein Wort sagen kann, wenn es gleich fatal genug ist, daß die Tage und Nächte vergehen, ohne daß **man** beisammen ist. Deine Briefe hab **ich** alle erhalten und mich ihrer gefreut, **ich** habe Dir auch oft geschrieben, und Du wirst meine Briefe nach und nach empfangen. [...]

Behalte mich auch lieb. Denn das ist das Beste für Dich und für **mich**. Das Gute in der Welt ist viel schmaler gesät, als **man** denkt; was **man** hat, muß **man** halten. Lebe wohl, liebes Kind. Die Zeit wird **mir** lang, bis **ich** zu Dir komme.

G.

Bei Christiana Vulpius scheint die eben skizzierte sprachliche Strategie weniger ausgeprägt zu sein als bei Goethe, zu finden ist sie aber auch in ihren überlieferten Briefen von 1793 (aus dem Jahr 1792 sind keine Briefe erhalten), wie die beiden nachfolgenden Zitate belegen:

(1) [Weimar, Mitte Juli 1793] (GC I, Nr. 28)

[...] Daß es sehr traurig bei Dir aussieht, kann **ich** mir denken, **ich** denke immer an Dich und an das alles, **man** wird beinahe hier nicht frohe. Mein einziger Wunsch ist nur, wenn Du nur hier wärst. **Wir** wollen uns nur recht lieb behalten, das ist noch das Beste auf der Welt, und wenn **mir** wieder zusammen sind, uns es einander recht oft sagen, wie hübsch es ist, einander treu zu sein. [...]

(2) Weimar, 19. [Juli 1793] (GC I, Nr. 29)

Daß Du **mir** so oft schreibest, beruhigt **mich** noch in dieser Zeit, denn **man** wird über alles das, was **man** hört, gar nicht froh. [...]

Der Kleine läßt Dich schön grüßen und wünscht auch sehnlich, daß Du möchtest wiederkommen. **Ich** werde aber nicht ruhig, denn, wie **man** hört, so soll es itzo im Lager gar gefährlich sein, und wie kann **ich** froh sein, wenn Du in Gefahr bist. Es ist doch recht übel, daß, wenn **man** glücklich ist, auch immer Betrübniß haben muß. Leb wohl und behalt **mich** nur recht lieb, und verzeih **mir** meinen kramseligen Brief.

Das Pronomen *man* wird zunächst in beiden Fällen in einem ähnlichen Kontext verwendet: Durch die Nachrichten, die sie erreichen, ist sie beunruhigt; dieser Gedanke wird durch das sprecherinkludierende Indefinitpronomen der Personalisierung ein Stück weit entrückt und damit auf eine abstraktere Ebene gehoben. Das heißt, die Schreiberin ist mit dieser Formulierung Teil einer Gruppe von Menschen, die aufgrund der herrschenden unsicheren Zeitumstände in Sorge lebt. Sie steht mit diesen Empfindungen also nicht allein – nicht nur sie, sondern *man* konnte in diesen bewegten Zeiten gar nicht froh sein.

Noch deutlicher wird die Distanzierungsstrategie in einem weiteren Beispiel, welches zugleich einen zweiten Themenbereich berührt, der in den Briefen nur sehr selten, um genau zu sein zweimal, angesprochen wird: Christiana Vulpius' Schwangerschaften und die damit verbundenen Ängste sowie Kindsverluste.

4.4.6.2 Schwangerschaften und Kindsverluste

Wir wissen von fünf Kindern, die Christiana Vulpius zur Welt gebracht hat, wovon jedoch nur der erstgeborene Sohn August das Erwachsenenalter erreichte. 1791 erlitt Christiana Vulpius eine Totgeburt; 1793 und 1802 gebar sie jeweils eine Tochter und 1795 einen Sohn, die alle nach nur wenigen Tagen starben.¹⁶⁶⁵ Dass Christiana Vulpius bei ihrer zweiten Schwangerschaft 1793 nach ihren traurigen Erfahrungen vor der Entbindung in Sorge war, thematisiert sie in einem Brief an ihren Partner vom 14. Juni 1793. Sie drückt darin die Hoffnung aus, dass Goethe wieder rechtzeitig in Weimar eintreffen möge, um ihr beizustehen: „Denn **ich** weiß, weil **Du mich** lieb hast, wirst **Du mich** in den Umständen nicht bis auf die letzte allein lassen, denn **man** ängstet sich doch immer.“¹⁶⁶⁶

In diesem Brief erfolgt zunächst eine Selbstvergewisserung, gerade nicht in fragender Form, sondern als Aussage; anschließend verwendet Christiana Vulpius das unpersönliche, polyseme *man*, um ihre Angst auszudrücken und zugleich einzubetten. Es steht also nicht in erster Linie das individuelle Empfinden im Vordergrund, sondern das einer ganzen Gruppe von Menschen.¹⁶⁶⁷ In diesem Fall handelt es sich auch um ein Hörerinkludierendes *man*, schließt also Goethe mit

¹⁶⁶⁵ Als Ursache für diese Totgeburt und die frühen Todesfälle wird eine Rhesusfaktor- bzw. Blutgruppen-Unverträglichkeit der Eltern vermutet (vgl. Schiffter: *Lebenslust, Krankheit und Tod*, S. 232).

¹⁶⁶⁶ GC I, Nr. 20. – Vgl. zu Goethes Abwesenheiten in der Zeit um die bevorstehenden Geburten Eissler: *Goethe*, Bd. 2, S. 1417.

¹⁶⁶⁷ Die Verallgemeinerung der Aussage erscheint an dieser Stelle auch angesichts der real existierenden Gefahren einer Geburt und der hohen Sterberate von Müttern und Kindern in Zeiten ohne moderne schulmedizinische Behandlungsmöglichkeiten auch faktisch begründet.

ein. Dadurch appelliert sie indirekt noch stärker an seine Verantwortung. Hätte sie die Ängste stattdessen nur auf sich selbst bezogen, hätte das ihre Argumentation in gewisser Weise geschwächt. Indem sie aber den Adressaten einbezieht und voraussetzt, dass dieser und womöglich andere Menschen ähnlich empfinden, wird die Appellwirkung ihrer Aussage – die mit „Komm bitte vor der Geburt zu mir zurück und stehe mir bei!“ paraphrasiert werden könnte – deutlich verstärkt.

Es gibt noch einen weiteren Brief, in dem Christiana Vulpius Goethe von dem schlechten Gesundheitszustand des elf Tage alten Sohnes Carl (30.10.1795–16.11.1795) berichtet, der nach etwas mehr als zwei Wochen starb:

Es thut mir leid, daß ich Dir nicht schreiben kann, daß wir beide wohl sind. Ich bin recht wohl, so daß ich außer Bette sein kann. Aber das Kleine ist seit 2 Tagen sehr matt und schläft den ganzen Tag. Und wenn es essen und trinken soll, so muß man es aufwecken. Und da ißt es auch. Der Doctor und die Liebern trösten zwar gut, aber ich läugne es nicht, ich bin sehr ängstlich dabei. Ich wollte Dir, mein Lieber, erst nichts schreiben, aber es ist doch besser, Du weißt es, und deßhalb schicke ich Dir einen Boten, daß ich auch gleich ein Wort von Dir höre und etwas getröstet werde. Durchlaucht Herzog hat heute schon 2 mal geschicket, ob Du noch nicht zurück wärst. Der Gustel läßt Dich schönstens grüßen und freut sich, Dich bald wiederzusehen. Sei so gut und schreibe mir ein Wort zu meinem Trost. Leb wohl, zu Ende der Woche erwarte ich [Dich]. Behalte mich lieb.¹⁶⁶⁸

Dieser in Anbetracht der besorgniserregenden Entwicklung auf den ersten Blick unaufgeregte wirkende Brief beginnt – und dies ist aus beziehungs-sprachlicher Perspektive bemerkenswert – mit einer an den Empfänger gerichteten Entschuldigung dafür, dass die Briefschreiberin nicht das Wohlbefinden von Mutter und Sohn vermelden kann. Diese Briefe-öffnung fungiert zugleich als Ankündigung der schlechten Nachrichten, die noch folgen werden und mit denen Christiana Vulpius Goethe selbstverständlich am liebsten verschont hätte. Dass sie mit sich rang, ob sie Goethe schon zu diesem Zeitpunkt in Kenntnis setzen sollte, geht aus dem weiteren Briefverlauf hervor. Sie wollte ihren Partner erst dann informieren, wenn die Notwendigkeit bestand und sie ihm die Meldung damit nicht länger vorenthalten konnte. Vorgeschaltet wird die positive Nachricht, dass die Mutter wohlauf sei, erst dann folgen die Informationen zum bedenklichen Zustand des Neugeborenen. Christiana Vulpius bittet Goethe abschließend nicht, sobald wie

möglich nach Weimar zurückzukehren, sondern setzt voraus, dass er dies tun werde. Darin zeigt sich das tiefe Vertrauensverhältnis, das beide verband, denn für die Schreiberin ist es völlig selbstverständlich, dass sie sich auf den Beistand ihres Partners verlassen kann, ohne explizit darum bitten oder diesen einfordern zu müssen.

Effi Biedrzyński konstatiert in ihrer Darstellung *Goethes Weimar*:

Selbst in jenen Zeiten hoher Kindersterblichkeit eine trübe Bilanz, die Christiane quälen und verstören mußte, was allerdings an ihren Briefen, den einzigen authentischen Zeugnissen ihres Denkens und Fühlens, bei dem sich trostlos wiederholenden mortalen Ausgang ihrer Schwangerschaften kaum abzulesen ist.¹⁶⁶⁹

Goethe habe darauf mit Schweigen und intensiver Arbeit reagiert. Weiter heißt es:

Christiane dagegen schien weiter lebhaft, munter, vergnügt. Vielleicht weil sie wußte, daß Goethe Aufheiterung, gute Laune, Unverdrossenheit von ihr erwartete; vielleicht aber stellte sich ihre naiv-derbe Natur tatsächlich nach jedem Schlag rasch wieder her; vielleicht aber ist doch der schrille Ton, der nun manchmal in ihrem Geplauder hörbar wird, Zeichen eines verborgenen Verletztseins, Zeichen ihres Kammers, ihres geheimen Leidens an ‚Körper und Gemüt‘.¹⁶⁷⁰

Die aufgeführten Zitate sind nach einer eingehenden Beschäftigung mit den Quellen in einigen Punkten kommentierungswürdig. Dass sich nur wenige Hinweise auf die traurigen Umstände und den Umgang damit in den Quellen finden, ist nicht zu bestreiten; es ist aber keinesfalls verwunderlich. Zunächst lässt sich diese Tatsache damit erklären, dass der Briefwechsel nur fragmentarisch überliefert ist und er ohnehin nur einen geringen Teil der Paarkommunikation ausmachte, die in den meisten Fällen mündlich stattfand. Die Notwendigkeit, den Kindstod in den Briefen aufzugreifen und die damit einhergehenden Gedanken und Emotionen schriftlich zu thematisieren, bestand folglich kaum. Zu bedenken ist zudem die nicht unerhebliche Hürde, Gefühlen sprachlich Ausdruck zu verleihen – noch dazu solchen, die mit traumatischen Erlebnissen verbunden sind. So verweist u. a. Schwarz-Friesel auf das bekannte Problem der Unaussprechlichkeit von Gefühlen, d. h. „[d]ie Empfindung eines Gefühls ist nicht gleichzusetzen mit seiner Ausdrückbarkeit. Tief und intensiv zu fühlen bedeutet nicht notwendigerweise auch, in der Lage zu sein, dies adäquat mittels Sprache darstellen zu können.“¹⁶⁷¹ Man möchte hinzufügen: schriftlich. Besonders intensive Empfindungen wie Liebe, aber auch Schmerz und Trauer lassen sich häufig nicht oder für die

¹⁶⁶⁹ Biedrzyński: *Goethes Weimar*, S. 126.

¹⁶⁷⁰ Ebd., S. 127.

¹⁶⁷¹ Schwarz-Friesel: *Sprache und Emotion*, S. 236.

Betroffenen nur ungenügend in Worte fassen. Das Problem liegt hierbei im Transformationsprozess eines individuell empfundenen inneren Zustandes in eine kodifizierte, von anderen wahrnehmbare und damit auch intersubjektive sprachliche Repräsentation. Damit gehen eine Kategorisierung, Klassifizierung und Objektivierung und somit auch eine Entindividualisierung des subjektiven, einmaligen Gefühls einher. Die individuelle Empfindung wird dadurch „vom einmaligen zum intersubjektiven Zustand“, der prinzipiell reproduzierbar ist.¹⁶⁷²

Dennoch zeigen die zwei bereits erwähnten Zitate, vermehrt um ein drittes, indirektes Zeugnis aus den Briefen von Christiana Vulpius, die schriftliche Auseinandersetzung mit diesem Thema. Jenes Zeugnis sei der Vollständigkeit halber erwähnt: Knapp ein Jahr, nachdem Christiana Vulpius zum wiederholten Mal den Verlust eines Kindes zu beklagen hatte, äußert sie sich auf Goethes Mitteilung über den bedenklichen Zustand von Schillers Sohn Ernst (geboren am 10. Juli 1796) Ende September / Anfang Oktober 1796 so: „Daß Du bei solchen Umständen wenig Freude hast, kann ich mir wohl denken, und wenn man weiß, wie wehe es thut, ein Kind zu verlieren, so empfindet man den Verlust mit jedermann.“¹⁶⁷³ Für den außenstehenden Leser mag dies nicht mehr als eine vage Andeutung des Schmerzes und der Trauer sein, die Christiana Vulpius empfunden haben muss – und die wieder mit einer unpersönlichen *man*-Formulierung einhergeht und sich damit in das Muster einer sprachlichen Distanzierungsstrategie (hinter der ein gewisser Schutzmechanismus vor der eigenen Trauer vermutet werden kann) fügt. Dennoch kann man davon ausgehen, dass es mehr der Worte nicht bedurfte, schließlich wusste auch Goethe nur allzu gut, was dies in der Realität bedeutete.

Biedrzyńskis Einschätzung trifft in dem Punkt zu, dass Christiana Vulpius in ihren Briefen trotz der schmerzlichen Verluste meist heiter und vergnügt wirkt, vermutlich nicht zuletzt, weil dieses Verhalten Goethes Erwartungshaltung entsprach, der sie gerecht werden wollte. Die Auffassung hingegen, dass sie sich aufgrund ihrer „derb-naive[n] Natur“¹⁶⁷⁴ nach diesen Schicksalsschlägen rasch wieder erholt habe, ist insbesondere in dieser harschen Formulierung ein Urteil, das der Nachwelt nicht zusteht, zumal es nicht durch die Quellen gedeckt ist. Der dahinterliegende Grundtenor eines wenig emotionalen Umgangs mit solchen in der Frühen Neuzeit nicht selten vorkommenden Todesfällen war allerdings bis in die 1980er Jahre hinein weitgehend Konsens in der Forschung. Man ging davon aus, dass Eltern dem (frühen) Tod ihrer Kinder mehr oder minder gleichgültig gegenüberstanden, was

1672 Vgl. ebd., S. 237 f. (dort auch das Zitat). – Zum sprachlichen und gesellschaftlichen Umgang mit Trauer und Angst, auch zur Verbalisierung von Tod vgl. weiterführend ebd., S. 247–288.

1673 GC I, Nr. 92.

1674 Biedrzyński: Goethes Weimar, S. 127.

nicht zuletzt mit der Allgegenwärtigkeit von frühen Todesfällen begründet wurde. Diese auf Philippe Ariès¹⁶⁷⁵ zurückgehende These wird mittlerweile basierend auf einer breiten und vielfältigen Quellengrundlage, die nicht ausschließlich auf schriftlichen Zeugnissen beruht, begründet in Zweifel gezogen.¹⁶⁷⁶ Jarzabowski führt als Argument gegen die These der emotionalen Unempfindlichkeit neuere Forschungsergebnisse an, die Praktiken belegen, die selbst bei kleinen, schwächlichen oder kranken Kindern auf die Erhaltung des Lebens durch geeignete Maßnahmen abzielten oder die zumindest eine schmerzlindernde Wirkung während des Sterbeprozesses haben sollten.¹⁶⁷⁷ Allerdings lässt sich aus diesen Ergebnissen nicht ohne Weiteres auf eine enge emotionale Bindung zwischen Mutter und Kind oder zwischen Eltern und Kind schließen; auch dies ist differenziert und unter Einbeziehung mannigfaltiger historischer Verhältnisse zu betrachten.¹⁶⁷⁸ Hier sei mit dem englischen Sozialhistoriker Stephen Wilson auf die grundsätzliche Schwierigkeit verwiesen, dass sich die Lebensbedingungen zwischen der vormodernen Zeit und unserer heutigen Lebenswelt wesentlich unterscheiden und man somit bei Deutungen unterschiedlicher Verhaltensweisen und Gefühlsäußerungen der Menschen Vorsicht walten lassen sollte, weil sich deren Motive nicht notwendigerweise aus den Quellen erschließen.¹⁶⁷⁹

Bei der Deutung der vermeintlichen Sprachlosigkeit in Christiana Vulpius' Briefen angesichts der sich wiederholenden Todesfälle ist folglich Zurückhaltung angebracht. Der Medizinhistoriker Rudolf Schiffter bemerkt hierzu ungeachtet der thematischen Aussparung in den Briefen des Paares Vulpius-Goethe, dass „solche Er-

1675 Vgl. Ariès, Philippe / von Hentig, Hartmut (Hrsg.): *Geschichte der Kindheit* (dtv, 30138). München 182014.

1676 Vgl. Jarzabowski, Claudia: *Kindheit und Emotion. Kinder und ihre Lebenswelten in der europäischen Frühen Neuzeit*. Berlin / Boston 2018, S. 71.

1677 Vgl. ebd.

1678 Vgl. ebd., insb. S. 72–73; für das 18. Jahrhundert vgl. Opitz, Claudia: *Pflicht-Gefühl. Zur Codierung von Mutterliebe zwischen Renaissance und Aufklärung*. In: Kasten, Ingrid / Stedman, Gesa / Zimmermann, Margarete (Hrsg.): *Kulturen der Gefühle in Mittelalter und Früher Neuzeit* (Querelles, 7). Stuttgart 2002, S. 154–170. Opitz setzt sich in ihrem Aufsatz auch mit der einflussreichen These der „erfundenen“ Mutterliebe auseinander, die neben Ariès auch auf Elisabeth Badinter zurückgeht und im Laufe der Jahre neben Zustimmung auch viel Kritik erfahren hat.

1679 Vgl. Wilson, Stephen: *The Myth of Motherhood a myth: The Historical View of European Child-Rearing*. In: *Social History* 9 (1984), Heft 2, S. 181–198, zit. nach Opitz: *Pflicht-Gefühl*, S. 155. – Es wurde häufig festgestellt, dass in den Quellen der Zeit kaum über den Tod von Kindern berichtet wurde, was wiederum die These der Teilnahmslosigkeit und Gleichgültigkeit diesen Verlusten gegenüber nährte. Elisabeth Badinter deutet Schweigen als einen Schutz vor der Trauer (vgl. dies.: *Die Mutterliebe. Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*. München 1981, S. 61; vgl. auch Jarzabowski: *Kindheit*, S. 73).

eignisse erhebliche psychische (und unvermeidliche körperliche) Belastungen“¹⁶⁸⁰ darstellten. Aus dem Briefwechsel mit Goethe lässt sich ein solch hartes Urteil gegenüber Christiana von Goethe wie jenes von Biedrzyński jedenfalls nicht rechtfertigen. Ihr Umgang mit diesen Verlusten ist aus den erhaltenen Quellen nur ansatzweise rekonstruierbar und die wenigen vorhandenen Andeutungen sprechen dezidiert gegen eine emotionale Gleichgültigkeit. Die Briefe weisen vielmehr auf eine liebevolle Fürsorge für ihren Sohn August und auf eine ausgeprägte emotionale Bindung zu dem lebenden Kind hin. Es ist also kaum vorstellbar, dass die Fehlgeburten und frühen Todesfälle ihrer Kinder spurlos an ihr (und an Goethe) vorübergegangen sein sollen. Bei Biedrzyński ist zu bedenken, dass in ihren Deutungen sowie im gesamten Eintrag zu Christiana von Goethe in ihrem Nachschlagewerk die Diskrepanz zwischen dem großen Dichter und der ‚einfachen‘, aus Sicht der Autorin ihm nicht würdigen Frau hindurchscheint. Diese grundlegende Haltung scheint auch das eben diskutierte Urteil beeinflusst zu haben.

4.4.6.3 Unpässlichkeiten und Krankheit

Ein weiterer Bereich, der Überschneidungen zum vorherigen Themenfeld aufweist, ist die Beschäftigung mit Krankheiten, von denen man im Hause Goethe-Vulpus nicht verschont blieb. Christiana Vulpus wurde in ihrem Elternhaus schon früh mit Todesfällen konfrontiert; von ihren zehn (Halb-)Geschwistern erreichten nur ihr Bruder Christian August und ihre Halbschwester Ernestine das Erwachsenenalter, ihre Mutter starb, als Christiana sechs Jahre alt war. Schwere Krankheiten und frühe Todesfälle waren weder in ihrer Familie noch in den meisten anderen Familien am Ende der Frühen Neuzeit eine Seltenheit.

Bevor Bewältigungsstrategien in diesem Themenfeld betrachtet werden, sind die Gesundheitszustände Christiana und Johann Wolfgang von Goethes genauer zu erläutern, da diese den Rahmen für die thematische Beschäftigung setzen.

Zu Christiana von Goethes körperlicher Verfassung gibt es unterschiedliche Einschätzungen. So sieht Sigrid Damm in ihr eine Frau, „deren Körper von fünf Schwangerschaften gekennzeichnet ist, die unter dem Tod von vier ihrer Kinder leidet, die lebenslang von Krankheiten gequält wird“ und unter Bluthochdruck sowie Nierenproblemen gelitten habe.¹⁶⁸¹ Während die Folgen der Schwangerschaften, deren Anzahl wohl über den fünf dokumentierten gelegen haben dürfte, und der Kindsverluste nicht zu bezweifeln sind, sind die Krankheiten mit den genannten Symptomen differenzierter zu betrachten und zu kontextualisieren. Der Medizinhistoriker Roland Schiffter verweist im Gegensatz zu Damm auf eine rela-

¹⁶⁸⁰ Schiffter: Lebenslust, Krankheit und Tod, S. 222.

¹⁶⁸¹ Vgl. Damm: Christiane und Goethe, S. 10 f. (dort auch das Zitat).

tiv robuste Gesundheit Christiana von Goethes bis in das Jahr 1815 und beurteilt ihren Allgemeinzustand folgendermaßen:

Gewiß ist immer wieder einmal die Rede von Unpäßlichkeiten und gestörtem Befinden, von Arztkonsultationen, Heilwasserkuren und Bäderreisen, aber viel öfter liest man Berichte sowohl von ungewöhnlich häufigen Theatererlebnissen, Redouten, Kutschreisen und dann bald anhaltenden Tanzvergnügungen als auch von der fleißigen Besorgung der aufwendigen Hauswirtschaft und Hausverwaltung, von Acker- und Gartenarbeiten und vielen anstrengenden Pflichten und Tätigkeiten, die jeweils eine gute Gesundheit und große körperliche Leistungsfähigkeit und geistige Wachheit voraussetzen, jedenfalls mit wesentlich erhöhtem Blutdruck und *Nierenproblemen* nicht hätten bewältigt werden können.¹⁶⁸²

Schiffers Deutung des körperlichen Zustandes ist aufgrund seiner medizinischen Expertise die glaubwürdigere, zumal Christiana von Goethes Konstitution nicht von ihrem Tod her zu denken ist, der in zeitgenössischen Zeugnissen als äußerst qualvoll beschrieben wurde. Einbezogen werden muss allein Christiana von Goethes eigener Umgang mit gesundheitlichen Problemen und die deren Darstellung in den Briefen an Goethe: Wie in der Folge noch genauer auszuführen sein wird, versucht sie, körperliche Unpäßlichkeiten und Leiden meist so lange wie möglich vor Goethe zu verbergen und, wenn möglich, zu verharmlosen und zu relativieren. Außerdem ist in Anbetracht der großen Lücken des Briefwechsels davon auszugehen, dass man nur in Teilen über ihren Gesundheitszustand informiert ist. Gleichwohl würden schwerwiegendere Krankheiten wahrscheinlich entweder im Briefwechsel selbst oder in anderen Ego-Dokumenten des Goethe-Umfeldes auch für Christiana von Goethe einen Widerhall finden. Die Konstitution ihres Gatten ist hingegen nicht zuletzt durch dessen Tagebuchaufzeichnungen und seine umfangreichen Briefkorrespondenzen deutlich besser dokumentiert. Ein umfassendes Bild, welches notwendigerweise ein retrospektiv ausgedeutetes sein muss, wird in beiden Fällen nicht zu erlangen sein.

Es ist zu konstatieren, dass sich Christiana von Goethe eines – gemessen an den Verhältnissen ihrer Zeit – guten Gesundheitszustandes erfreut haben dürfte. Sie litt wahrscheinlich nicht wie Goethe (der 30 Jahre älter wurde als sie) mehrfach unter

1682 Schiffter: Lebenslust, Krankheit und Tod, S. 221 (Hervorhebung im Original). – Schiffers lesenswerte Analyse des Gesundheitsbildes Christiana von Goethes ist in der Rahmendarstellung der Beziehungsgeschichte und der damit verbundenen Deutungen eng an Sigrid Damms Ausführungen angelehnt, worauf der Autor selbst mit der Erwähnung von Damms Darstellung hinweist (vgl. ebd., S. 219). So ist beispielsweise zu bedenken, dass es sich bei der Auffassung, der Umzug von Goethe und Christiana Vulpius in eines der in der Vorstadt gelegenen Jägerhäuser sei aufgrund des konsternierten Hofes und dessen Missbilligung der unehelichen Beziehung veranlasst worden, nur um *eine* mögliche Interpretation handelt, der am deutlichsten Volker Wahl widerspricht (vgl. ebd., S. 221; Damm: Christiane und Goethe, S. 135 sowie Wahl: Carl August, Goethe und Voigt, hier S. 189 f.).

lebensbedrohlichen Krankheiten; zumindest sieht Schiffter auf Basis ihrer Briefe keine eindeutigen Anzeichen diagnostizierbarer oder identifizierbarer Krankheiten bis in die letzten Lebensjahre hinein.¹⁶⁸³ Im Bereich ihrer psychischen Konstitution wird auf ihre Neigung zu depressiven Verstimmungen hingewiesen. Auf diese könnten Stimmungsschwankungen und psychosomatisch bedingte Magenkrämpfe hindeuten.¹⁶⁸⁴ Ob diese Symptome allerdings zwingend für depressive Züge sprechen oder nicht harmloserer Natur waren, sei dahingestellt. Christiana Vulpius deutet 1801 nach einer achttägigen Krankheit ohne erkennbare Ursache während Goethes und Augusts Aufenthalt in Bad Pyrmont jedenfalls selbst an, dass es wohl nichts als Sehnsucht nach Goethe und dem Sohn gewesen sei.¹⁶⁸⁵ Dass sie unter Goethes häufigen Abwesenheiten und Reisen litt, ihn sehr vermisste und so meist auf eine baldige Rückkehr drängte, ist ihren Briefen zweifellos zu entnehmen. Exemplarisch hierfür steht der Brief vom 2. Februar 1797:

Ohne Dich ist mir alle Freude nichts; ich habe, seit ich von Frankfurt weg bin, keine rechte vergnügte Stunde gehabt. Ich habe Dir es immer seither verschwiegen, aber länger will es nicht gehen. Ich habe mir auch alle mögliche Zerstreuung gemacht, aber es will nicht gehen; selbst das Schauspiel will nicht recht schmecken. Sei ja nicht böse auf mich, daß ich Dir so einen gramseligen Brief schreibe, er ist ganz aus dem Herzen raus.¹⁶⁸⁶

1683 Vgl. Schiffter: Lebenslust, Krankheit und Tod, S. 219.

1684 Vgl. Heene, Rainer: Christiane v. Goethes letzte Erkrankung. In: Fortschritte der Neurologie, Psychiatrie 68 (2000), Heft 11, S. 483–488, hier S. 484, sowie Schiffter: Lebenslust, Krankheit und Tod, S. 231.

1685 Vgl. GC I, Nr. 295. – Besonders offenkundig wird eine depressive Phase im Mai 1802. Am 5. Mai lässt sie Goethe wissen, dass sie schon seit einigen Tagen unwohl sei (vgl. GC I, Nr. 329). Am 20. Mai wird sie gegenüber Nicolaus Meyer sehr viel deutlicher: „Schon längst hätte ich Ihnen, mein lieber Freund, einige Zeilen schreiben sollen, aber seit 4 Wochen befinde ich mich so übel, daß mir alle Lust zum Leben vergeht, und das Schreiben mir ganz unmöglich ist. [...] Der gute Mann [Goethe, Anm. d. Verf.] betrübt sich sehr wegen meiner Gesundheit, ich gebrauche immer Dr. Strake, entweder wird es besser, oder man geht sachte zur Ruh, wo es doch am besten ist. [...] Ich kann mit jetzo recht gut vorstellen, wie Ihnen zu zumute war, als Sie krank waren nun geht es mir ebenso, alles ist mir verhaßt, und doch fehlt mir eigentlich nichts, ich habe alles, was ich nur wünsche, es geht aber nichts auf dieser Welt über Gesundheit und frohen Muth, wenn man das nicht hat, so ist das ganze Leben nichts.“ (Kasten, Nr. 13) Schiffter spricht hier von einer „handfeste[n] Depression“, weist aber zugleich auf Christiana Vulpius' Schwangerschaft hin (vgl. Ders.: Lebenslust, Krankheit und Tod, S. 231). Sie befand sich zu dieser Zeit im 2. bis 3. Monat ihrer Schwangerschaft, was die unspezifischen Zustände des Unwohlseins erklären könnte. Wahrscheinlich wussten weder die Ärzte noch sie selbst zu diesem Zeitpunkt von diesen Umständen, die auch ihre Verstimmung und den für sie untypischen Unmut und Verdruss erklären könnten.

1686 GC I, Nr. 153.

Erst ab 1814 verschlechterte sich der allgemeine Gesundheitszustand Christiana von Goethes. Basierend auf Friedrich Wilhelm Riemers Aufzeichnungen geht Schiffter davon aus, dass sie in diesem Jahr einen epileptischen Anfall erlitt, dem weitere folgten. In ihrem Brief an Goethe vom 3. August erwähnt sie nur, dass sie sich nicht wohl befunden¹⁶⁸⁷ und der Arzt Huschke eine Badekur angeordnet habe.¹⁶⁸⁸ Zu Anfang des Jahres 1815 verschlechterte sich ihr Zustand nochmals, auch wenn sich relativ rasch Erholungsphasen einstellten. In einem Brief Riemers an Carl Ludwig Ernst Frommann ist die Rede von einem „Schlag oder einer Art von Schlag“,¹⁶⁸⁹ der sich während einer Spazierfahrt in der Kutsche am 9. Januar 1815 ereignet hatte.¹⁶⁹⁰ In der neueren Forschung wird dies nicht mehr als Schlaganfall gedeutet, sondern als epileptischer Anfall.¹⁶⁹¹ Ein solcher wiederholte sich schon kurz darauf Anfang Februar, wie Charlotte Schiller Carl Ludwig von Knebel in einem Brief vom 8. des Monats mitteilte.¹⁶⁹² Die Patientin erholte sich anschließend den Sommer über in Karlsbad. Das Jahr 1816, ihr Todesjahr, war zunächst geprägt von vielen hauswirtschaftlichen und geselligen Aktivitäten, die nur von gelegentlichen Unpässlichkeiten unterbrochen wurden. Ein weiterer epileptischer Anfall erfolgte Mitte Mai, ab Ende des Monats trat schließlich eine Häufung der als „Grand mal“ bezeichneten Anfälle auf, in deren Folge Christiana von Goethe am 6. Juni 1816 im Alter von 52 Jahren starb.¹⁶⁹³

1687 Vgl. GC II, Nr. 561.

1688 Vgl. Schiffter: *Lebenslust, Krankheit und Tod*, S. 243.

1689 BuG X, S. 3.

1690 Vgl. GT V 1, S. 241. – Ein erster epileptischer Anfall könnte bereits 1799 eingetreten sein, als Christiana Vulpius dem in Jena arbeitenden Goethe von einer Art Ohnmacht berichtete (vgl. GC I, Nr. 250 sowie Schiffter: *Lebenslust, Krankheit und Tod*, S. 229).

1691 Auf die Diagnose Schlaganfall wird noch in GT V 2, S. 743, oder bei Damm, die eine Kolik oder einen Schlaganfall vermutet (vgl. dies.: *Christiane und Goethe*, S. 447), hingewiesen und sie findet sich u. a. schon bei Vulpius (vgl. ders.: *Christiane*, S. 108) und Kleßmann (vgl. ders.: *Christiane*, S. 92). Zur Diagnose der Epilepsie vgl. Schiffter: *Lebenslust, Krankheit und Tod*, S. 244 sowie Heene: *Christiane v. Goethes letzte Erkrankung*, S. 484.

1692 Vgl. BuG X, S. 10.; vgl. auch Schiffter: *Lebenslust, Krankheit und Tod*, S. 244 f. sowie Heene: *Christiane v. Goethes letzte Erkrankung*, S. 484.

1693 Eine Beschreibung des Krankheitsverlaufes und eine Einordnung der schriftlichen Zeugnisse von Zeitgenossen ist zu lesen bei Schiffter: *Lebenslust, Krankheit und Tod*, S. 246–258. Die von einigen Zeitgenossen kolportierten Spekulationen, Christiana von Goethes angeblich übermäßige Genussfreuden hätten zu ihrem qualvollen Tod geführt oder dazu beigetragen, stuft Schiffter als haltlos ein (vgl. ebd., S. 256). Ebenso weist Schiffter darauf hin, dass die Schilderungen eines qualvollen Todes aufgrund der verstörenden Wirkung der epileptischen Anfälle aus Perspektive der Anwesenden zwar nachvollziehbar seien, dass die Betroffenen selbst – und so wohl auch Christiana von Goethe – jedoch (in der Bewusstlosigkeit) keine Schmerzen verspüren, allenfalls können anschließend rasch abklingende Schmerzen durch den Biss auf die Zunge auftreten (vgl. ebd. S. 266). Die Diagnose der Epilepsie als Todesursache tritt nicht erst in jüngster

Mit Blick auf den Briefwechsel ist nun nach Johann Wolfgang von Goethes Umgang mit Krankheiten und Tod zu fragen, den seine Frau ausgesprochen gut kannte und dementsprechend bei ihren schriftlichen Mitteilungen berücksichtigte. Goethes Arzt Carl Vogel, der ihn in den Tagen vor seinem Tod begleitete, schrieb in seinem Bericht über die letzte Krankheit zur Haltung seines Patienten: „Krankheit hielt *Goethe* für das grösste irdische Uebel.“¹⁶⁹⁴

Goethe wurde mehrfach von teils lebensbedrohlichen Krankheiten heimgesucht und litt häufiger an Unpässlichkeiten sowie unter psychosomatischen Erkrankungen. In seinen Briefen äußerte er sich oft über seine Erkrankungen; sie waren zeit seines Lebens ein Thema im Austausch mit seinem Umfeld. Diese Quellen bilden die Grundlage für pathographische Studien zu Goethes Krankheiten, die u. a. von Medizinern, Medizinhistorikern oder Psychoanalytikern unter verschiedenen Gesichtspunkten ausgewertet wurden.¹⁶⁹⁵ Dabei wurde der Zusammenhang zwischen Goethes psychischer Verfassung und Zuständen starker seelischer Erregung und der „Flucht in eigene Krankheiten“ wiederholt herausgearbeitet.¹⁶⁹⁶ Ein prägnantes Beispiel hierfür ist seine eigene Erkrankung während der letzten von Anfällen geprägten Lebensstage seiner Frau. Er litt vermutlich an einem fiebrigen Infekt, der aber wohl in engem Zusammenhang zu seinen Ängsten um seine Frau zu sehen ist und somit als psychosomatisch gedeutet werden kann.¹⁶⁹⁷

Christiana Vulpius schrieb über Goethe zutreffend in einem Brief an ihren Vertrauten Nicolaus Meyer, der selbst als Arzt praktizierte, er sei „manichmall ganz hibekonder“¹⁶⁹⁸ – ein Hypochonder also. Goethe war sich dieser Neigung wohl bewusst, wie aus *Dichtung und Wahrheit* hervorgeht: „Schon von Hause hatte ich einen gewissen hypochondrischen Zug mitgebracht, der sich in dem

Zeit auf, sondern wurde bereits zeitgenössisch vermutet. So schreibt Johanna Schopenhauer in ihrem bekannten Bericht über die letzten Lebensstage Christiana von Goethes an Elisa von der Recke von der „fallende[n] Sucht“, einer historischen Bezeichnung für Epilepsie (Brief vom 25. Juni 1816; vgl. BuG X, S. 297), oder auch in einem Brief von Johann Diederich Gries an Bernhard Rudolph Abeken vom 30. Juni 1816 (vgl. ebd., S. 312).

1694 Vogel, Carl: Die letzte Krankheit Goethe's, beschrieben und nebst einigen andern Bemerkungen über denselben, mitgetheilt von Dr. Carl Vogel, Grossherzogl. Sächsischem Hofrathe und Leibärzte zu Weimar. Nebst einer Nachschrift von C. W. Hufeland. In: *Journal der practischen Heilkunde* (1833), S. 3–32, hier S. 24 (Hervorhebung im Original).

1695 Vgl. Seidler, Eduard: „... keine vier Wochen eigentliches Behagen ...“. Goethes Leiden und Krankheiten. In: *Acta Historica Leopoldina* 59 (2012), S. 9–28, hier S. 10.

1696 Vgl. Wilpert: *Goethe-Lexikon*, S. 586.

1697 Vgl. Schiffer: *Lebenslust, Krankheit und Tod*, S. 253; zu den Krankheitsverläufen Goethes und seiner Frau vgl. GT V 1, insb. S. 373–375.

1698 Brief vom 21. April [1803] (NM4).

neuen sitzenden und schleichenden Leben eher verstärkte als verschwächte.“¹⁶⁹⁹ Im 18. Jahrhundert sah man Hypochondrie bisweilen als eine Krankheit an. Sie galt nach Moritz Heinrich Romberg, dem Begründer der Neurologie, als Männerkrankheit und Gegenstück zur weiblichen Hysterie.¹⁷⁰⁰ Wie sehr Christiana Vulpius unter den hypochondrischen Zuständen Goethes litt, vertraute sie Nicolaus Meyer in demselben Brief an, aus dem oben bereits zitiert wurde und der in der Edition von Kasten auf den 21. April 1803 datiert wird:

Ich lebe ganz still und sehe fast keinen Menschen. Das Theater ist noch einzig und allein meine Freude, ich lebe aber sehr in Sorge wegen des Geh. Rathes, er ist manchmal ganz hypochonder und ich stehe viel aus, weil es aber Krankheit, so thue ich alles gerne. Habe aber so gar Niemanden, dem ich mich vertrauen kann und mag. Schreiben Sie mir aber auf dieses nichts, denn man muß ihm ja nicht sagen, daß er krank ist; ich glaube aber er wird wieder einmal recht krank.¹⁷⁰¹

Dieses Zitat offenbart nicht nur ihren eigenen Gemütszustand, sondern liefert zugleich den Schlüssel zu Christiana von Goethes Umgang mit Krankheiten im Briefwechsel mit Goethe: Da sie seine Veranlagung und Neigung zur Hypochondrie und sein ausgesprochen schwieriges Verhältnis zu diesem für ihn psychisch belastenden Themenbereich kannte, versuchte sie, alles damit in Zusammenhang Stehende soweit wie möglich zu verschweigen oder abzumildern. Im genannten Fall betrifft dies ihre Befürchtungen bezüglich Goethes eigenen Befindens, die sie nur dem Freund anvertraute. Gegenüber Goethe erwähnte sie auch ihre eigenen Befindensstörungen, Unpässlichkeiten und leichten Erkrankungen sowie die des Sohnes zumeist erst, wenn diese bereits überstanden waren oder zumindest eine Besserung absehbar war. Sie war also stets bemüht, ihre eigenen Befindlichkeiten zurückzustellen, um Goethe nicht zu beunruhigen oder zu belasten. In ihren Briefen lassen sich zahlreiche Belege dafür finden, von denen nur wenige prägnante erwähnt werden können.

In einem von Gräf auf den 23. November 1799 datierten Brief schrieb sie an Goethe in Jena Folgendes:

Heute bin ich wieder wohl, aber drei Tage habe ich im Bette gelegen und bin recht krank gewesen. Der Herr Professor [Johann Heinrich Meyer, Anm. d. Verf.] wollte Dir einen Boten schicken, aber ich that es nicht, denn ich kenn meine Natur schon: ich bin gleich sehr krank, aber es vergeht auch bald wieder. Es ist hier so eine Seuche, es ist eine Art von Ruhr, und wer

1699 Goethe, Johann Wolfgang von: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Zweiter Theil.* In: WA I, 27, S. 185.

1700 Vgl. Romberg, Moritz Heinrich: *Lehrbuch der Nerven-Krankheiten des Menschen*, Teil 1,1. Berlin 1840, S. 190 f.

1701 Kasten, Nr. 53.

sich nicht abwartet, so wird es schlimm. Aber ich habe recht eingenommen und mich gut gehalten, so ist [es] nun vorüber. Den Gustel habe ich heute was abzuführen einnehmen lassen, damit er mir nicht auch krank werde; und morgen soll Karl auch etwas kriegen.¹⁷⁰²

Goethe goutierte ihre Zurückhaltung und äußerte sich am Folgetag froh und dankbar darüber: „Ich danke Dir, mein liebes Herz, daß Du mir von Deinem Übel nichts gesagt hast, bis es vorbei war, Du weißt, welchen herzlichen Antheil ich an Dir nehme. Es ist mir tröstlich, das gute Kind bei Dir zu wissen.“¹⁷⁰³ Obwohl Schiffter davon ausgeht, dass es sich bei der Erkrankung nur um einen „harmlose[n] und folgenlose[n] Magen-Darm-Infekt“¹⁷⁰⁴ gehandelt habe, ist das bemerkenswerte an dieser Kommunikationsstrategie, dass Christiana Vulpius Johann Heinrich Meyer davon abhielt, Goethe zu informieren, obwohl es in deren beider Wahrnehmung Anzeichen für eine ernsthaftere Erkrankung Christianas gab (auch Meyer kannte nach mehreren Jahren des Zusammenlebens im Haus am Frauenplan Goethes Natur hinlänglich). Dass die Erkrankung sie stark mitgenommen hatte, gestand Christiana Vulpius in ihrem Brief vom 25. des Monats ein.¹⁷⁰⁵ Zugleich kündigte sie die bereits getroffenen Präventivmaßnahmen für den Sohn August und Schillers Sohn Karl, den sie zu dieser Zeit in Obhut hatte, an, um Goethe auch in dieser Hinsicht zu beruhigen.

Dass es sich dabei tatsächlich um eine wiederkehrende Kommunikations- oder auch Vermeidungs- oder Verzögerungsstrategie auf Seiten von Christiana Vulpius handelt, zeigen u. a. auch die Briefe beider Korrespondenzpartner von Anfang Oktober 1799.¹⁷⁰⁶ Goethe schilderte zunächst, dass er von seinem Sohn und seinem späteren Schwager erfahren habe, dass Christiana nicht wohl sei, und riet ihr, sich alsbald an den Hofmedikus zu wenden. Sie litt an starkem Zahnweh und hatte „so etwas wie eine Ohnmacht“ bekommen. Um Goethe nicht in Sorge zu versetzen, hatte sie August angewiesen, ihre Beschwerden zu verschweigen, und war entsprechend verärgert über ihren Bruder: „Lieber, bester Schatz, ich habe dem Gustel gesagt, er soll nicht sagen, daß ich nicht wohl bin. Muß es mein Bruder doch sagen!“¹⁷⁰⁷ Da Goethe nun im Bilde war, erläuterte sie ihm ihre Beschwerden genauer.

1702 GC I, Nr. 257.

1703 GC I, Nr. 258.

1704 Schiffter: *Lebenslust, Krankheit und Tod*, S. 229.

1705 In diesem Brief heißt es: „Ich danke Dir von ganzem Herzen vor Deinen lieben Brief. Ich bin wieder munter und wohl; es hatte mich aber sehr mitgenommen. Es mußte so etwas eine ganze Zeit in mir gelegen haben, denn ich war immer verdrüsslich und gramselig. Itzo ist es aber wieder der ganze Hase wie sonst.“ (GC I, Nr. 259).

1706 Vgl. GC I, Nr. 249 und 250.

1707 GC I, Nr. 250.

Ähnlich verfuhr sie auch bei Krankheiten des Sohnes August, die sie Goethe oftmals erst mitteilte, wenn August schon wieder genesen war oder sich auf dem Weg der Besserung befand, wie beispielsweise aus Goethes Brief vom 10. Oktober 1792 aus Verdun hervorgeht: „Du hast wohlgethan, mir nichts vom Uebel des Kleinen zu schreiben, bis es vorbei war. Ich wünsche, euch beide bald wiederzusehen und euch an mein Herz zu drücken.“¹⁷⁰⁸ Im Februar 1796 erfuhr Goethe nur deshalb, dass sein Sohn krank war und das Bett hüten musste, weil August seine Mutter dazu gedrängt hatte, es dem Vater mitzuteilen; schließlich hoffte er auf eine kleine Aufmerksamkeit des Vaters, wie er zwei Tage später durch seine Mutter wissen ließ:

Das arme Bübchen ist sehr krank gewesen, aber heute ist er doch wieder außer Bette, er hatte sich sehr stark verkältet. Er hat mir nicht Ruhe gelassen, ich sollte es dem Väterchen schreiben. Du brauchst Dir aber keine Sorgen zu machen, denn er ist heute wieder ganz munter und will wieder illuminiren. Er freut sich, das Väterchen abzuholen.¹⁷⁰⁹

Ihre eigenen Sorgen um Goethes Wohl und das des Sohnes, wenn er einmal nicht bei ihr war, konnte sie indessen nicht immer verbergen. Als sie im November 1796 davon hörte, dass in Ilmenau viele Menschen krank seien und stürben, war sie alarmiert und bat Goethe, so bald wie möglich zurückzukehren. Ihre geplante Teilnahme an der Kirchweihe sagte sie ab, weil sie sich unter diesen Umständen nicht sorglos vergnügen könne.¹⁷¹⁰ Im März 1797 war sie beunruhigt, weil ihr zu Ohren gekommen war, dass Goethe kränker sei, als er ihr gegenüber behauptete, und setzte hinzu: „[...] ich bin recht in Sorge. Aber nicht wahr, Lieber, Du hättest mir es gewiß geschrieben oder mich zu Dir kommen lassen. Dem Bübchen darf ich gar nichts davon wissen lassen, sonst weint es den ganzen Tag.“¹⁷¹¹

Am deutlichsten artikulierte sie ihre Ängste und ihren Kummer einmal mehr gegenüber Nicolaus Meyer in zwei Briefen aus den Jahren 1805 und 1806. Diese fallen in eine Zeit, in der sie nicht nur Sorgen um den sich zusehends verschlechternden Gesundheitszustand ihrer Halbschwester Ernestine, die am 7. Januar 1806 starb, belasteten. Auch die Tante Juliane Auguste war dem Tod nahe, Goethes körperliche Verfassung schwankte stark und darüber hinaus waren zusätzliche Belastungen im Haushalt abzufangen, was Christiana Vulpius nun allein schultern musste:

Meine Arbeiten und Bemühungen häufen sich alle Tage mehr und ich komme fast den ganzen Tag nicht zu mir selbst, und wegen der Preußen, die bey uns sind, haben wir alle Tage

¹⁷⁰⁸ GC I, Nr. 10.

¹⁷⁰⁹ GC I, Nr. 70.

¹⁷¹⁰ Vgl. GC I, Nr. 96.

¹⁷¹¹ GC I, Nr. 108.

etliche Officiers zu Tisch und auch welche im Hause, und nun kommt noch dazu, dass ich dieses alles ganz allein besorgen muß, denn die gute Ernestine hat ausgelitten [...]. Sie können denken, wie unaussprechlich leid mir es thut, daß für diese Jugend keine Hilfe mehr ward. Die Tante ist auch ganz stumpf geworden und ich fürchte auch sehr für sie – mit dem Geheimen Rath geht es wieder leidlich, aber ich fürchte auch nur daß es Flickwerk ist. O Gott wenn ich mir denke, daß eine Zeit kommen könnte, wo ich so ganz allein stehen könnte, das verdürb' mir manche frohe Stunde. Außerdem würden Sie aber wenn wir uns wiedersehen sollten, mich wenig verändert finden, die Tanzlust und Alles ist noch so wie sonst, nur das ist der Unterschied, daß ich etwas stärker geworden bin, und wenn es das Schicksal zuließe, wäre ich noch immer so heiter als sonst.¹⁷¹²

Aus diesem Zitat wird ersichtlich, dass sich Christiana Vulpius zu Anfang des Jahres 1806 in einer psychisch belastenden Situation befand und sie wahrscheinlich wenig Gelegenheit hatte, diese mit Nicolaus Meyer geteilten Sorgen an anderer Stelle zu kommunizieren, vor allem nachdem sie in ihrer Halbschwester Ernestine eine wichtige emotionale Stütze verloren hatte. Dementsprechend offenkundig ist ihre Verzweiflung in diesem Brief, die sich nicht zuletzt in der Interjektion „O Gott“ manifestiert. Interjektionen, die zu den expressiven Emotionsausdrücken gehören und ein unmittelbar empfundenes Gefühl ausdrücken,¹⁷¹³ kommen ansonsten höchst selten in ihren Briefen vor, sodass die Verwendung an dieser Stelle ihre Betroffenheit und Verzweiflung unterstreicht.¹⁷¹⁴ Ihr Bemühen, sich von ihrem Kummer zu befreien, sich selbst wieder davon zu distanzieren – freilich mit mäßigem Erfolg –, ist in dem thematischen Umschwung auf ihre Tanzlust im letzten Satz des Zitates erkennbar.

Es gibt weitere Beispiele dafür, dass Christiana von Goethe ihre Sorgen vor allem Nicolaus Meyer anvertraute und sich dabei immer bemühte, Rücksicht auf Goethes Befindlichkeiten zu nehmen. Wenn sie Meyer also von Krankheiten, seien es ihre eigenen oder die Goethes, berichtete, forderte sie den Freund auf, diese Meldungen nicht in seinen Briefen aufzugreifen oder seine Antwortbriefe

¹⁷¹² Kasten, Nr. 119.

¹⁷¹³ Vgl. Schwarz-Friesel: Sprache und Emotion, S. 146 f.

¹⁷¹⁴ Die Primärinterjektion *O* oder *Oh* kann neben der kontextspezifischen Bedeutung verschiedene weitere Funktionen haben, sie kann u. a. Betroffenheit, Enttäuschung, Bewunderung, Freude und Ärger ausdrücken (vgl. Nübling, Damaris: Die prototypische Interjektion: Ein Definitionsvorschlag. In: Zeitschrift für Semiotik 26 (2004), Heft 1, S. 11–46, hier S. 13). Schwarz-Friesel weist darauf hin, dass die spezifische, kontextabhängige Interpretation auf dem großen semantischen Potential von Interjektionen beruht. Steht eine Interjektion am Satzanfang (linksperipher), verweist sie auf den „emotionalen Wert der darauffolgenden Proposition“. Die Interjektion liefert im Rahmen eines Satzes demnach den „spezifischen emotionalen Kommentar und damit jeweils einen bestimmten kommunikativen Sinn“. (vgl. dies.: Sprache und Emotion, S. 157 [dort auch die Zitate]).

nicht direkt an sie zu adressieren, damit sie nicht in Goethes Hände gelangten. Als sie dem Freund schon im April 1805 von Goethes bedenklichem Gesundheitszustand (zu einer Zeit, in der sich auch ihre Schwester und Tante nicht wohl befanden) berichtete, bat sie Meyer: „Wenn Sie mir auf diesen Brief antworten, so adressieren Sie ihn an meinen Bruder, oder an die Frau Doktorin Buchholz, weil ich weiß, der Geheimer Rat hat es nicht gern, wenn ich was von seiner Krankheit schreibe[n]“. ¹⁷¹⁵ Nach einer Schilderung der Symptome verlieh sie ihrer Forderung Nachdruck: „Ich bitte Sie aber nochmals, wenn Sie mir auf diesen Brief antworten, den Brief nicht gradezu an mich zu adressieren weil er sonst immer in seine Hände kömmt.“ ¹⁷¹⁶

In dem eben zitierten Brief kommt an anderer Stelle ihre Einsamkeit und soziale Isolation zum Ausdruck: Sie habe außer ihm „und dem Geheimen Rath keinen Freund auf dieser Welt“ und Meyer sei durch die räumliche Entfernung für sie eigentlich verloren. ¹⁷¹⁷ Man kann davon ausgehen, dass Christiana von Goethe solche bedrückenden Gedanken größtenteils von Goethe fernhielt, um ihm keine zusätzliche Bürde aufzuerlegen. Die psychische Last, die gerade in Zeiten vermehrter Krankheitsfälle mit befürchtetem tödlichem Ausgang ¹⁷¹⁸ nahezu unerträglich gewesen sein muss, kann man anhand der Meyer-Briefe nur erahnen; Briefe an Goethe haben sich aus dieser Zeit nicht erhalten.

Aus dem Briefwechsel mit Goethe gewinnt man insbesondere im Vergleich mit den überlieferten Briefen an Nicolaus Meyer den Eindruck, dass sich Christiana von Goethe bemühte, ihren Gatten so gut es ging mit für ihn schmerzlichen und belastenden Themenbereichen zu verschonen. Dabei zeigen sich gewisse Vermeidungsstrategien: ¹⁷¹⁹ Die betreffenden Themenbereiche wurden zwar nicht komplett tabuisiert und in der schriftlichen Kommunikation ausgeklammert, doch sie wurden zumindest häufig in positive (aktuelle oder zukünftig zu erwar-

1715 Kasten, Nr. 99.

1716 Ebd. – Ein weiteres Beispiel für eine ähnliche Aufforderung an Meyer, bestimmte Themen im Antwortbrief an sie auszusparen, finden sich in Kasten, Nr. 22.

1717 Vgl. ebd (dort auch das Zitat).

1718 Liest man die Briefe Christiana von Goethes an Nicolaus Meyer, entsteht der Eindruck, dass die Briefschreiberin weniger Angst vor ihrem eigenen Tod hatte als vielmehr vor dem ihrer geliebten Mitmenschen, allen voran natürlich vor Goethes Ableben. Dass sie diese generell tabuisierte Thematik überhaupt anspricht, zeigt das enge Vertrauensverhältnis zu dem Bremer Freund. (vgl. zur Tabuisierung von Tod und Angst vor dem Tod Kapitel 8 in Schwarz-Friesel: Sprache und Emotion).

1719 Erving Goffman ordnet Vermeidungsrituale, zu denen er vor allem Verbote, Untersagungen und Tabus zählt, in das System von Ehrerbietung ein. Dabei bilden sie einen Gegenpol zu Zuvorkommenheitsritualen (vgl. Goffman, Erving: Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation [Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, 594]. Frankfurt a. M. 1971, S. 81).

tende) Entwicklungszusammenhänge eingeflochten, sodass sie Goethes sensiblen Reaktionen Rechnung trugen.

Auf der einen Seite ist also eine große Rücksichtnahme auf Goethes Gemütszustände zu konstatieren, auf der anderen Seite setzte Christiana Vulpius gelegentlich harmlose Unpässlichkeiten ihrerseits auf der Beziehungsebene ein, um eine klare Beziehungsbotschaft zu senden. So versuchte sie gelegentlich, Goethe mit einem Appell an sein schlechtes Gewissen indirekt dazu zu bewegen, sie nicht zu lange allein zu lassen. Neben Formulierungen wie „Leb wohl; ich wünsche nur, Du wärst hier, weil ich immer so vergnügt bin.“,¹⁷²⁰ mit denen sie positive Anreize für eine baldige Rückkehr Goethes zu setzen versuchte, finden sich auch klagende Worte, wie am Abend des 27. April 1801 im Zusammenhang mit ihrem Befinden:

Lieber, ich danke Dir nochmals, daß Du mich hast zu der Fahrt beredet; ich kann mich doch ein bißchen abwarten und denke bald wieder heiter und wohl zu werden.¹⁷²¹

Am nächsten Tag setzte sie den Brief fort und schloss ihn mit den Worten:

Es ist mir itzo, als könnte ich gar nicht mehr vergnügt sein ohne Dich. Die Liebe ist sehr groß, und behalte mich nur lieb. Den Mai wollen wir hier recht zufrieden und glücklich sein.¹⁷²²

Am deutlichsten thematisierte sie diesen Zusammenhang in dem bereits erwähnten Brief vom Juli 1801: „Es geht mir, mein Lieber, itzo wieder ganz leidlich, aber 8 Tage war ich recht krank und wußte doch nicht, was mir fehlte. Ich glaube, es war Sehnsucht nach Dir und dem guten Kinde. Man sollte sich eigentlich gar nicht von dem, was man recht liebt, trennen. Und doch kann man nicht immer beisammen sein.“¹⁷²³ Sie forderte Goethe in diesem Brief zwar nicht explizit auf, baldmöglichst von seiner Badereise zurückzukehren, aber die Botschaft oder genauer der Appell auf der Beziehungsebene schwingt implizit mit.

1720 GC I, Nr. 126; vgl. ein Beispiel in GC I, Nr. 18.

1721 GC I, Nr. 126

1722 GC I, Nr. 290.

1723 GC I, Nr. 295.

4.4.7 Weitere Charakteristika der Beziehungssprache

4.4.7.1 Temporalität in den Briefen Christiana von Goethes

Betrachtet man den Briefwechsel der Goethes im Allgemeinen und die Briefe Christiana von Goethes im Besonderen, fällt auf, dass der Blick zumeist auf die Gegenwart und Zukunft gerichtet ist. Das heißt einerseits, dass vor allem gegenwärtige Ereignisse thematisiert werden. Dies schließt auch Vorkommnisse und Beschäftigungen der jüngsten Vergangenheit ein, wenn von Ereignissen des Tages oder der Vortage berichtet wird. Andererseits finden sich vor allem in Christiana von Goethes Briefen häufig (meist gegen Ende des Brieftexts) Passagen, in denen sie sich die Zeit ausmalt, in der das Paar im gemeinsamen Zuhause wiedervereint sein wird.

Im Jahr 1793, als der Zeitraum der Trennung wegen Goethes Teilnahme an der Belagerung von Mainz nicht absehbar war und zu vermuten stand, dass sich seine Abwesenheit über mehrere Monate ausdehnen würde, räumte Christiana Vulpius diesen Zukunftsphantasien breiteren Raum ein. So übermittelte sie am 14. Juni ihrem Geliebten den innigen Wunsch: „Wenn Du nur unsern Garten sehen sollst, er ist schön, daß man sich gar nicht heraus sehnet. Ach Gott, wenn die schöne Tage erst wieder kommen, wo wir zusammen drin herumgehen, alsdenn will ich mich recht freuen.“¹⁷²⁴ Etwa einen Monat später schrieb sie in ähnlicher Manier: „Das Abendbrot wird meist im Garten verzehrt. Wenn Du nur wiederkommst, wenn noch schöne Tage sind, daß wir noch mannichmal im Garten am Hause schlampampsen können, da freue ich mich darauf.“¹⁷²⁵ Oder am 8. August:

Wenn ich mir einen rechten vergnügten Augenblick machen will, denke ich mir Deine Ankunft und erzähle meinem Bübchen, wie mir uns freuen wollen, und das gute Thierchen freut sich mit. Ich denke mir immer, wenn Du nur noch zu Ende dieses Monats kämst und noch ein paar gute Tage im Garten genießen könntest und auf dem Altan [...].¹⁷²⁶

Das wiederkehrende Motiv des Gartens¹⁷²⁷ ist 1793 besonders präsent; gewiss evozierte es Erinnerungen an schöne, gemeinsam verlebte Stunden und steht generell für das Zusammensein in der sommerlichen Idylle in der Natur. Dieses

¹⁷²⁴ GC I, Nr. 20.

¹⁷²⁵ GC I, Nr. 28.

¹⁷²⁶ GC I, Nr. 32.

¹⁷²⁷ In Brief Nr. 32 ist der Garten am Stern des heute als Goethes Gartenhaus bezeichneten Häuschens im Park an der Ilm gemeint, wo sich auch ein Altan befand, während es sich in Brief Nr. 28 und vermutlich auch Nr. 20 um den Garten handelt, der sich dem Haus am Frauenplan anschließt.

Beispiel zeigt das Zusammenspiel von „Beziehungsgeschichte“ (basierend auf gemeinsamen Erinnerungen), „Beziehungsgegenwart“ (Sehnsucht aufgrund gegenwärtiger Trennung) und „Beziehungszukunft“ (Hoffnung auf baldige Rückkehr und wiederkehrende gemeinsame Erlebnisse).¹⁷²⁸

Im Kontext kürzerer räumlicher Trennungsphasen kommt diese Zukunftsgewandtheit des Öfteren zum Vorschein, immer verbunden mit positiven Visionen und Emotionen, sei es, dass sich die Briefschreiberin gerade in einer sehr vergnüglichen Stimmung befinde, in der der Geliebte sie noch antreffen möge,¹⁷²⁹ dass sie Haus und Garten hergerichtet habe, sodass er „alles in der größten Ordnung“¹⁷³⁰ finden werde oder dass er hoffentlich die Früchte und Blumen im Garten noch bewundern könne.¹⁷³¹ Die heimelige Atmosphäre spielt hier eine zentrale Rolle und soll auf beziehungssprachlicher Ebene als Anreiz für Goethe dienen, baldmöglichst zurückzukehren. So wird gewissermaßen ein indirekter Appell an den Abwesenden gerichtet, der sehnsüchtig von Frau und Kind erwartet wird.

Die gegenwarts- und zukunftsgewandte Temporalität in den Briefen vor der Eheschließung ist unter einem weiteren Gesichtspunkt interessant, nämlich dem des unerschütterlichen Grundvertrauens von Christiana Vulpius in die Paarbeziehung, das vornehmlich für die Zeit vor der Eheschließung im Kontext der zeittypischen Konventionen nicht unbedingt selbstverständlich ist. Es gibt kein schriftliches Zeugnis von ihr, in dem sie Goethe jemals zu einer Heirat gedrängt oder dieses Thema auch nur angedeutet hätte. Zumindest erweckt der überlieferte Briefwechsel, der erst über drei Jahre nach Beginn der Liebesbeziehung einsetzt, diesen Eindruck. Gestützt wird diese Einschätzung auch durch Äußerungen von Christiana Vulpius im Zusammenhang mit einer Liebschaft ihrer Halbschwester Ernestine, die letztlich nicht zu der erhofften ehelichen Verbindung führte.¹⁷³² Nachdem eine geplante, gemeinsame Fahrt nach Köttschau ausgefallen war, weil „[d]ie Verliebten [...] üble Laune“ hatten, führte Christiana Vulpius in demselben Brief vom 27. November 1798 weiter aus: „Aber ich bin

1728 Vgl. Lobenstein-Reichmann: Beziehungsbezeichnungen im Frühneuhochdeutschen, S. 389.

1729 Vgl. u. a. GC I, Nr. 18, 124, 126 und 353.

1730 GC I, Nr. 264; vgl. z. B. auch GC I, Nr. 26, 32, 106 und 204.

1731 Vgl. u. a. GC I, Nr. 32 und 344.

1732 Im Jahre 1798 wird im Briefwechsel der Goethes mehrfach Friedrich Heinrich Christoph Gotthard Lützow erwähnt, ein Jenaer Student der Rechte, der als Heiratskandidat für Ernestine in Aussicht stand. Die Heiratspläne waren offenbar schon weit gediehen, als die Familie Lützows mithilfe des befreundeten Pfarrers Heinrich Toel einschritt. Toel wandte sich am 25. Januar 1799 als Vermittler in einem Brief an Goethe, wodurch die Heiratsabsichten vereitelt wurden. Von Lützow kehrte auf Goethes Empfehlung hin wohl im Frühjahr 1799 in seine Heimat nach Jever zurück (vgl. hierzu Wenzel, Manfred: Goethe und Toel: Briefwechsel 1799. In: Oldenburger Jahrbuch 94 (1994), S. 189–202).

sehr froh, daß ich nicht von den Launen so eines ehrbarlichen [erbärmlichen, Anm. d. Verf.] Liebhabers abhängе. Denn es ist was Elendes, so eine lange Liebschaft.“¹⁷³³ Hieraus ist erkennbar, dass sie selbst ihre uneheliche Beziehung zu Goethe nicht als eine solche Liebschaft verstand, die gar plötzlich enden könnte. Vielmehr spricht aus ihren Briefen ein nahezu unerschütterliches Grundvertrauen in Goethes Loyalität und die wechselseitige Liebe, wenngleich es auch in dieser Beziehung Krisenzeiten wie im Jahr 1798 zu überstehen galt, die mit einer gewissen Verunsicherung und Verlustängsten einhergingen.¹⁷³⁴

Dieses Grundvertrauen mag erstaunen, bedenkt man doch die objektiv juristisch schwierige Lage einer unverheirateten Frau mit einem unehelichen Kind. Diese Problematik ist im Briefwechsel jedoch kaum zu spüren, obwohl Christiana Vulpius, wie weithin bekannt ist, vielen Anfeindungen ausgesetzt war und wusste, dass ihr die meisten Zeitgenossinnen und Zeitgenossen ihre Partnerschaft mit Goethe missgönnten.¹⁷³⁵ Die bereits erwähnten Sorgen, die Christiana Vulpius gegenüber Nicolaus Meyer äußerte, dass eine Zeit kommen könnte, in der sie auf sich allein gestellt wäre, beziehen sich ausschließlich auf Goethes Krankheit und die Furcht vor seinem Tod, nicht aber auf eine anderweitige Beendigung des Liebesverhältnisses.

4.4.7.2 Direktive Sprechakte: Die Äußerung von Bitten, Wünschen und Aufforderungen

Bei Bitten, Wünschen und Aufforderungen (oder allgemeiner bei Direktiva nach John R. Searles Klassifikation der Sprechakte)¹⁷³⁶ sind interessante Kommunikationsmuster zu beobachten, die sich nicht nur für weitere Untersuchungen und Systematisierungen beziehungssprachlicher Natur eignen, sondern eingebettet in einen größeren Untersuchungskontext auch hinsichtlich der Variablen Gender oder des Zusammenhangs von Sprache und Macht lohnend erscheinen.¹⁷³⁷

Auffällig sind zunächst große Unterschiede im kommunikativen Verhalten beider Brieffartner, so u. a. im Grad der Direktheit. Während Johann Wolfgang

1733 GC I, Nr. 215.

1734 Zu den Beziehungskrisen insbesondere im Jahr 1805 vgl. die Ausführungen Eisslers (ders.: Goethe, Bd. 2, S. 1428).

1735 Briefe wie jener vom 24. November 1798, in denen sie berichtet: „Itzo gehen bei uns die Winterfreuden an, und ich will mir sie durch nichts lassen verbittern. Die Weimarer thäten es gerne, aber ich achte auf nichts.“ (GC I, Nr. 212), stellen eine Ausnahme dar.

1736 Vgl. Searle, John R.: A classification of illocutionary acts. In: *Language in Society* 5 (1976), Heft 1, S. 1–23.

1737 Für eine kurze Übersicht besonders geeigneter Untersuchungsgegenstände für den Zusammenhang von Sprache und Beziehung mit Blick auf Sprechakte vgl. Lobenstein-Reichmann: *Sprachgeschichte als Geschichte menschlicher Beziehungen*, S. 353–357.

von Goethe in aller Regel direkt, ohne Umschweife seinen (Auf-)Forderungen Ausdruck verleiht, erfolgt dies bei Christiana von Goethe zumeist in indirekter, impliziter, teilweise sprachlich kreativer Form.

Goethe formuliert seine Bitten oder Anweisungen Christiana von Goethe gegenüber deutlich als Appell zuweilen im Imperativ (jedoch, soweit dies anhand der Edition zu erkennen ist, nicht durch Ausrufezeichen gekennzeichnet),¹⁷³⁸ so dass sie teilweise Befehlen nahekommen. Exemplarisch heißt es am 9. April 1795: „Die Chocolate fangt an zu fehlen. Schicke mir doch welche, auch Sonnabend wieder Wein.“¹⁷³⁹ Oder wie im nachfolgenden Beispiel mit zwei Aufforderungen, die erste aus Sprecherperspektive formuliert und die zweite mit imperativischer Konstruktion:

Aus dem Feuerwerk, wie ich Dir schon geschrieben habe, wird nichts, und ich erwarte Nachricht, ob Du mich Sonnabend besuchen wirst, worauf ich mich sehr freue; ich kann noch nicht mit hinübergehen, ich kann euch aber auch nicht da behalten, denn es ist noch sehr viel zu thun, wobei ich mir ganz allein überlassen sein muß. Schicke mir mit den zurückkehrenden Botenweibern drei kleine Fläschchen Pyrmonter und bringe mir etwa 6 große mit; desgleichen schicke drei Bouteillen rothen Wein und bringe 6 Stück mit.¹⁷⁴⁰

Während die obigen Beispiele für den modernen Leser einen Befehlscharakter aufweisen, gibt es auch Briefe, in denen die Aufforderungen in die Grußformel eingeflochten sind und dadurch weniger distanziert anmuten, wie am 14. März 1797: „Lebe recht wohl, grüße den Kleinen, schicke mir, was indessen angekommen ist, und behalte mich lieb.“¹⁷⁴¹ oder mit einer einleitenden Formel versehen im Postskriptum: „Sei doch so gut und schicke mir wieder 1 Pfund Chocolate herüber.“¹⁷⁴² Befehl und Bitte dienen aus sprechakttheoretischer Sicht zunächst demselben Zweck: Mit beiden illokutionären Sprechakten möchte der Sprecher oder Absender den Hörer oder Empfänger der Nachricht dazu veranlassen, etwas zu tun. Nur der Weg, der im Idealfall zur erwünschten Handlung des Kommunikationspartners führt, wird unterschiedlich beschritten. Durch den Befehl wird die Ausführung des beabsichtigten perlokutionären Aktes durch die Adressatin, nämlich das Zusenden des Verlangten, stark forciert.

¹⁷³⁸ Aus diachroner Perspektive ist an dieser Stelle der historische Wandel der Interpunktion zu berücksichtigen. Generell auffällig erscheint – und so auch bei Christiana und Johann Wolfgang von Goethe –, dass in vielen Briefen und Briefwechseln der Zeit um 1800 Ausrufezeichen und Fragezeichen nur sehr sparsam verwendet wurden, obwohl aus der Satzkonstruktion Aufforderungs- oder Fragesätze resultieren.

¹⁷³⁹ GC I, Nr. 42.

¹⁷⁴⁰ GC I, Nr. 84.

¹⁷⁴¹ GC I, Nr. 109.

¹⁷⁴² GC I, Nr. 161.

In den Briefen Christiana von Goethes finden sich ähnlich direkte Aufforderungen, wie die nachfolgenden Beispiele zeigen; sie bilden jedoch die Ausnahme und nicht die Regel. Im Mai 1797 fordert sie Goethe auf: „Wenn Du drüben etwas Sommergewächs kriegen kannst, so schicke mir was.“,¹⁷⁴³ im März 1798: „Hier folgt der Brief an die liebe Mutter; schicke mir ihn den Mittwoch wieder, und den Freitag will ich ihn fortschicken.“,¹⁷⁴⁴ am 17. Dezember 1803 etwas nachdrücklicher: „Wegen des Geldes schreibe mir ja bald“¹⁷⁴⁵ oder in Verbindung mit der Verwendung der distanzsprachlichen 3. P. Pl. im November 1799: „Wenn Geist Kartoffeln kriegen kann, so soll er sie nur in einen Sack thun und, wenn Sie rüberfahren, auf den Wagen vorne binden. Es ist auch noch ein Nößelfläschchen mit nüber gekommen, schicken Sie mir es mit, es gehört in Keller.“¹⁷⁴⁶ Besonders die Anweisungen für den Diener Geist werden ohne Umschweife und Höflichkeitsmarker formuliert wie „Geist muß mir folgende leere Bouteillen liefern [...]“.¹⁷⁴⁷ oder auch nachdrücklich an Goethe als Übermittler der Anweisung: „Ich soll noch 4 Bouteillen Wein mitschicken den Montag; sage aber ja Geistern, daß ich die leeren Flaschen wieder ordentlich zurück bekomme.“¹⁷⁴⁸

Es entsteht der Eindruck, dass direkte Aufforderungen und Befehle von Christiana von Goethe vor allem dann verwendet werden, wenn sie im Kontext des häuslich-organisatorischen Bereiches liegen – einer Sphäre also, für die sie maßgeblich verantwortlich war. Gelegentlich sind diese Aufforderungen in indirekte Sprechakte eingebunden und werden in Form von Wiedergutmachungen oder Belohnungen für die von ihr erduldeten längeren auswärtigen Aufenthalte Goethes vorgebracht wie im April 1795: „Weil Du so lange drüben bleibest, werde ich wohl etwas Seife bekommen.“,¹⁷⁴⁹ im März 1797: „Ich komme auch noch mit einer Bitte bei Dir an: es steht mit meiner Seife schlecht, und hier ist sie wieder theuer geworden. Ich dachte, wenn das Gedicht fertig wär, bekäme ich einen halben Stein.“¹⁷⁵⁰ oder sehr deutlich im Oktober 1799: „Da Du so lange weg bist, mußt Du mir zweimal so viel Baumwolle mitbringen.“¹⁷⁵¹

Geht es um Bitten und Wünsche, die ihre eigenen Bedürfnisse betreffen, formuliert sie keine Aufforderungen, sondern wie zu erwarten vorsichtige Bitten

1743 GC I, Nr. 124.

1744 GC I, Nr. 164.

1745 GC I, Nr. 380.

1746 GC I, Nr. 255.

1747 GC I, Nr. 279.

1748 GC I, Nr. 306.

1749 GC I, Nr. 48.

1750 GC I, Nr. 106.

1751 GC I, Nr. 244.

oder Hinweise, worüber sie sich freuen oder was sie erwarten würde. Diese sind zum Teil sprachlich recht kreativ und im Sinne der Höflichkeit meistens in indirekte Sprechakte eingebettet. Ein eindrückliches Exempel lesen wir in einem Brief kurz vor Weihnachten des Jahres 1800:

Nun wünschte ich nur, der heilige Christ verlör in Jena 10 Ellen weißen Halb-Atlas, die Elle zu 12 Groschen, das wären 5 Thaler; das wäre dem heiligen Christ ein Leichtes. Oder nur 5 und ½ Elle Calico-Halb-Atlas, das wäre nur 2 Thaler 18 Groschen, die Elle zu 12 Groschen. Das müßte der heilige Christ aber bald verlieren; solltest Du ihm etwa unverhofft begegnen, so kannst Du mit ihm darüber sprechen. Du mußt aber ja nicht böse werden, daß ich Dich mit einem solchen Auftrage beschwere; ich werde auch nicht böse, wenn es mir abgeschlagen wird.

Wenn er nichts verliert, so ziehe ich mich wieder wie das vorige Mal an und bin auch zufrieden.¹⁷⁵²

Die liebevolle und kreative Umschreibung ihres Weihnachtswunsches zahlte sich offenbar aus, wie ihrem Brief vom 23. Dezember zu entnehmen ist.

Im Mai 1798 formulierte sie ihre Forderung etwas direkter, aber dennoch auf sehr charmante Art und Weise. Nachdem sie ihre Beschäftigungen und Erledigungen der letzten Tage aufgezählt hatte, meinte sie, eine Belohnung verdient zu haben, und schreibt: „Nun hoffe ich aber auch, daß mein Allersuperbester auch ein Laubthälcherchen an mich wenden wird, weil ich so ein großer tugendhafter Schatz bin.“¹⁷⁵³

Häufig verwendet Christiana von Goethe konjunktivische Konstruktionen in ihren direktiven Sprechakten für Bitten, für die stellvertretend nur zwei Beispiele genannt seien: „Ich habe mir auch gestern Seife gekauft; aber wenn mir der Schatz nur ein halbes Viertel-Steinichen mitbrächte, so wär es gar nicht übel, es ist nur wegen des Grabsens.“¹⁷⁵⁴ Als sie Goethe davon überzeugen will, arbeitsmäßig etwas kürzer zu treten, formuliert sie diesen Wunsch zwar konjunktivisch und im Sinne seiner eigenen Entscheidung, ohne jedoch die eigentliche Absicht der Äußerung bzw. den auf beziehungssprachlicher Ebene damit verbundenen Appell zu sehr zu verschleiern:

Daß wieder etwas fertig sein würde, dachte ich mir gleich, der Schatz muß immer fleißig sein. Ich dächte aber, Du fängst nichts Neues an, und sähest, daß vielleicht das Gedicht fertig wär, und machtest itzo eine Weile nichts mehr, denn es ist doch ein bißchen zu arg, und am Ende könnte es Dir doch auch schaden.¹⁷⁵⁵

1752 GC I, Nr. 286.

1753 GC I, Nr. 171.

1754 GC I, Nr. 126.

1755 GC I, Nr. 131.

In ähnlicher Weise äußert sich Christiana Vulpius auch im März 1798: „Ich dünkte, es wäre das Beste, Du kämest bald herüber und brächtest hier alles in Ordnung, und gingst zu besserer Jahrzeit wieder nüber.“¹⁷⁵⁶

Die konjunktivische Phrase „Ich dünkte“ kommt in Christiana von Goethes Briefen häufig als einleitende Formel für Direktiva vor, seien es Bitten, Wünsche oder Vorschläge.¹⁷⁵⁷ Häufig ist diese Formel verbunden mit der als Vorschlag, Wunsch oder Hoffnung formulierten impliziten Aufforderung, Goethe möge möglichst bald nach Weimar zurückkehren. Eine andere einleitende, formelhafte Phrase, die auch Goethe zuweilen verwendet, ist „Sei (doch) so gut und [...]“.¹⁷⁵⁸ Nur als Direktivum in den Briefen Christiana von Goethes kommt einleitend „Wenn es (dir) möglich ist [...]“ vor.¹⁷⁵⁹

Die indirekten Sprechakte in Direktiva in den Briefen Christiana von Goethes könnten weiterführend auf bestimmte Korrelationen beispielsweise hinsichtlich einer geschlechtsspezifischen Verwendungsweise untersucht werden, wobei historische Vergleichsstudien nötig wären. Allerdings bestünde auch hier die Schwierigkeit, einzelne Variablen voneinander isoliert zu betrachten, da weitere Faktoren wie das Alter, aber auch die unterschiedlichen Rollen und ein Machtgefälle innerhalb der Partnerschaft und Ehe zu bedenken wären. Goethe, der wie üblich als Mann der Vorsteher des Hauses und Ernährer war, hatte die Entscheidungsgewalt über die Finanzen. So mussten Wünsche der Frau, die außerhalb des üblichen Haushaltsgeldes lagen, an ihn gerichtet werden. Christiana von Goethe erhielt ein Vierteljahresgeld, mit dem sie im Idealfall auskommen oder, wenn zusätzliches Geld vonnöten war, dies rechtfertigen musste. Umgekehrt galt es als selbstverständlich, dass Christiana von Goethe ihren Mann mit allem Nötigen auch während seiner Jenaer Aufenthalte versorgte.

Weiteres Potential läge des Weiteren in der Analyse der auffallend häufig vorkommenden Modalpartikeln bei Bitten und Wünschen in den Briefen Christiana von Goethes, die nach ihren einzelnen Funktionen differenziert zu betrachten wären.

¹⁷⁵⁶ GC I, Nr. 164.

¹⁷⁵⁷ In Christiana von Goethes Briefen vgl. GC I, Nr. 58, 66, 73, 76, 95, 106, 110, 131, 136, 164, 166, 168, 227, 250, 261, 289, 318 und 338; als Vermutung auch in GC I, Nr. 124.

¹⁷⁵⁸ In Christiana von Goethes Briefen ist diese Wendung insgesamt 19-mal belegt (vgl. GC I, Nr. 62, 116, 136, 144, 183, 200, 226, 237, 238, 244, 256, 276, 279, 335, 366 und 374 sowie GC II, Nr. 501 502 und 519; in Johann Wolfgang von Goethes Briefen finden sich sieben Belege (vgl. GC I, Nr. 161, 231 sowie GC II, Nr. 402, 466, 475, 476 und 479).

¹⁷⁵⁹ Vgl. GC I, Nr. 24, 32, 228, 306, 356 sowie GC II, Nr. 488, 495 und 517.

4.4.7.3 Betrachtung der Beziehungssprache unter Berücksichtigung der Konversationsmaximen von Grice und des Kommunikationsmodells von Jakobson

Zwei weitere Ansätze, die nachfolgend als einander ergänzend herangezogen werden können, basieren auf den Konversationsmaximen von Paul Grice sowie auf dem von Roman Jakobson vorgeschlagenen Kommunikationsmodell, wobei insbesondere die phatische Funktion einer Mitteilung für unseren Kontext der Briefe Christiana von Goethes eine maßgebliche Rolle spielt.¹⁷⁶⁰

In seinem viel beachteten Aufsatz *Logic and Conversation* von 1975 schrieb Grice der menschlichen Kommunikation die grundlegende Eigenschaft zu, dass es in der Kommunikation einen Unterschied zwischen dem explizit Gesagten und dem Gemeinten (Implikatur) gibt und geht davon aus, dass sich Gesprächspartner rational und kooperativ verhalten, weil sie (zumindest zum Teil) ein gemeinsames Ziel oder gemeinsame Ziele verfolgen. Daraus folgt die Grundannahme des sogenannten *Kooperationsprinzips*, welches Gesprächspartner als grundlegende Übereinkunft einer jeden (funktionierenden) Kommunikation wechselseitig erwarten dürften und dessen Hauptforderung ist: „Make your conversational contribution such as is required, at the stage at which it occurs, by the accepted purpose or direction of the talk exchange in which you are engaged.“¹⁷⁶¹

In Übereinstimmung mit diesem übergeordneten Kooperationsprinzip postuliert Grice vier Maximen sowie Untermaximen zu diesen.¹⁷⁶²

1. Maxim of Quantity
 - a. Make your contribution as informative as is required (for the current purposes of the exchange).
 - b. Do not make your contribution more informative than is required.
2. Maxim of Quality: Try to make your contribution one that is true.
 - a. Do not say what you believe to be false.
 - b. Do not say that for which you lack adequate evidence.
3. Maxim of Relation: Be relevant.

¹⁷⁶⁰ In einer vertieften Studie zur Beziehungssprache wäre dieser Ansatz u. a. um die Erkenntnisse zur Historischen Dialogforschung zu erweitern; vgl. einführend hierzu: Kilian: Dialogforschung.

¹⁷⁶¹ Grice, Herbert Paul: *Logic and Conversation*. In: Cole, Peter / Morgan, Jerry L. (Hrsg.): *Speech Acts (Syntax and Semantics, 3)*. New York 1975, S. 41–58, hier S. 45. Das Kooperationsprinzip sieht Grice auch als Grundlage für das Gelingen indirekter Sprechakte, d. h. diese Bereitschaft vorausgesetzt, ist es möglich für den Sprecher, a zu sagen, aber b (Implikatur) zu meinen, während der Hörer trotzdem b (die Implikatur) erschließt. – Für eine anschauliche Zusammenfassung der Grice'schen Position in deutscher Sprache, von denen es freilich zahlreiche gibt, vgl. u. a. Harras, Gisela: *Handlungssprache und Sprechhandlung. Eine Einführung in die theoretischen Grundlagen*. Berlin / New York: 2., durchges. und erw. Aufl. 2004, S. 228–261.

¹⁷⁶² Vgl. für die nachfolgende Auflistung Grice: *Logic and Conversation*, S. 45 f.

4. Maxim of Manner: Be perspicuous.
 - a. Avoid obscurity of expression.
 - b. Avoid ambiguity.
 - c. Be brief (avoid unnecessary prolixity).
 - d. Be orderly.

Gisela Harras fasst das Kooperationsprinzip unter der Berücksichtigung der genannten Maximen wie folgt zusammen: „Alle Sprecher einer Sprache unterstellen sich wechselseitig, dass sie informativ, wahr (plausibel), kohärent und ordentlich formuliert miteinander kommunizieren.“¹⁷⁶³

Zur Maxime der Quantität: Hierzu zählt, seinen Gesprächsbeitrag, im vorliegenden Fall im Sinne eines brieflichen Korrespondenzbeitrages, weder zu kurz und damit zu wenig informativ, noch zu ausschweifend zu gestalten. Grundsätzlich spielt die Frage der Quantität, genauer die Länge eines Briefes (dies meint weniger die Ausführlichkeit in der Darstellung einzelner Themenbereiche als vielmehr den gesamten Brief), im Briefwechsel immer wieder eine Rolle. Anhand metasprachlicher Bemerkungen ist zu erkennen, dass vor allem Goethe dieses Kriterium wiederholt aufgreift und eine ungebührliche Kürze der Briefe seiner Frau thematisiert oder auch anmahnt. Einerseits ermuntert Goethe sie, längere Briefe zu schreiben, und lobt sie, wenn sie dies beherzigt.¹⁷⁶⁴ Andererseits schlägt er zuweilen auch (implizit) kritische Töne an wie am 15. Februar 1799: „Ich danke Dir für Deine Briefe, die doch dießmal so gar kurz nicht sind.“¹⁷⁶⁵ Goethes Dank enthält Lob und Kritik zugleich. Durch den temporaldeiktischen Ausdruck *dießmal* wird die Kritik impliziert,¹⁷⁶⁶ dass Christiana Vulpius' Briefe ansonsten sehr kurz oder zu kurz sind. Die gelegentlich vorkommenden Aufforderungen zu „umständlicheren“, d. h. umfangreichen Briefen deuten darauf hin, dass der Briefempfänger nicht immer mit der Quantität des Geschriebenen zufrieden war.

Christiana von Goethe beklagte sich ihrem Gatten gegenüber nicht in ähnlicher Weise, legte aber besonders Nicolaus Meyer gegenüber Wert auf ausführliche Briefe, sicher nicht zuletzt, da sie Anteil am Leben des weit entfernt wohnenden Freundes nehmen wollte. Sie wertete lange Briefe als eine Art Freundschaftsindikator. An Nicolaus Meyer richtete sie beispielsweise in einem undatierten Brief, den

¹⁷⁶³ Harras: Handlungssprache und Sprechhandlung, S. 229.

¹⁷⁶⁴ Vgl. hierzu Kapitel 3.4.3. Beispielsweise heißt es in Goethes Brief vom 28. Juni 1803: „Schreibe nur wie bisher hübsch ausführlich und umständlich, wie es Dir geht.“ (vgl. GC I, Nr. 354).

¹⁷⁶⁵ GC I, Nr. 219, ähnlich GC II, Nr. 407.

¹⁷⁶⁶ Vgl. zur Implikatur (dem Gemeinten im Unterschied zum Gesagten) Grice: Logic and Conversation, S. 43 f.

Hans Kasten im September 1803 verortet, die Kritik, dass Meyer zwar sicher viel zu tun habe und dennoch seine Briefe nicht „so kurz und trocken“ sein sollten.¹⁷⁶⁷ Fallen Meyers Briefe kürzer als erwünscht aus, sorgte sie sich, dass sie möglicherweise bald gar keine Briefe mehr von ihm erhalten würde, wie aus dem Brief vom 21. April [1803] zu entnehmen ist:

Neulich als Ihr Brief kam, war er [Goethe, Anm. d. Verf.] sehr lustig, und sagte zu mir: „sehe nur einmal was dem Doctor seine Briefe an Dich so klein und unbedeutend werden, erinnerst Du Dich, ich habe Dir es einmal voraus prophezeit, und wirst Du bald gar keine mehr bekommen.“ Lassen Sie das nicht in Erfüllung gehen und schreiben Sie mir bald und viel. Denn eine ganze Zeit habe ich sehr wenig von Ihnen gehört, ich denke mir aber fest, daß Sie noch der Freund sind, der Sie waren, so wie ich auch das bleibe, was ich war.¹⁷⁶⁸

Bezüglich einer ausführlicheren Darstellung eines einzelnen Themenbereiches scheint es nur wenige Äußerungen Goethes zu geben. Einmal forderte er explizit eine detaillierte Beschreibung eines Sachverhaltes ein, nämlich als sie beabsichtigten, ein Krautland zu kaufen. Genauer verlangte er eine ausführlichere Schilderung des Kaufobjektes von Christiana Vulpius.¹⁷⁶⁹ Kommunikative Störungen aufgrund der Verletzung der Maxime der Quantität sind im beiderseitigen brieflichen Austausch nicht festzustellen.

Hinsichtlich der Maxime der Modalität, deren oberste Forderung es ist, sich klar und deutlich auszudrücken, soll vor allem der letztgenannten Untermaxime (im Sinne einer normativen Regel) etwas mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden, die lautet: „Be orderly.“ Hierzu gehört, die Dinge in der richtigen Reihenfolge zu formulieren. Die Briefe Christiana von Goethes sind in dieser Hinsicht sehr interessant, weil sie nicht selten assoziative Verknüpfungen aufweisen. Diese erinnern strukturell an ein mündliches Gespräch und wirken auf den Leser auf der Ebene des Sachinhaltes zunächst etwas sprunghaft. Die Grenze zur Maxime der Relevanz, die besagt, dass nur für das Thema relevante Dinge angeführt werden sollen, ist nicht in jedem Fall trennscharf zu ziehen, weshalb hier beide als korrespondierend behandelt werden.

Exemplarisch sei ein Brief betrachtet, den Gräf auf den 19. November 1798 datiert:

Da mir Herr Gerning soeben sagen läßt, daß er morgen nach Jena geht, so will ich Dir nur sagen, daß ich und das Kind uns beide recht wohl befinden, und daß morgen bei uns großes Schlachtfest ist, und daß, wenn Du bei mir hier wärst, mir gar nichts fehlte, und daß ich mir aber feste vorgenommen habe, Dich unverhofft zu besuchen. Wenn Du einmal auf den

1767 Kasten, Nr. 63.

1768 Kasten, Nr. 53.

1769 Vgl. GC I, Nr. 69.

Abend nach Hause kommen wirst, so wirst Du Dein Schätzchen finden und Dich gewiß freun. Ins Theater gehe ich allemal. Das ist noch das Einzige, was mir itzo Freude macht; und mit der Matiegezek freue ich mich auf die Redoute. Vielleicht bist Du da auch hier. Schreibe mir, wie es Dir mit Deinen Arbeiten geht. Mir ist es, als wärest Du schon sehr lange weg; wenn es Dir nicht glücken will, so komm lieber zu mir. Du mußt mir es nicht übelnehmen, ich bin Dein Hase und möchte nur immer bei Dir sein. Äugelchen könnte ich hier genug machen, aber ich finde kein Vergnügen daran. Wenn Du hier bist, mache ich eher manchmal welche; aber wenn Du nicht da bist, geht es gar nicht. Ich bitte Dich recht sehr, mache ja in Jena nicht zu viel; es träumt mich alle Nacht davon. Es ist aber, weil ich immer am Tage daran denke.¹⁷⁷⁰

Inhaltlich weist der Brief folgende Struktur auf:

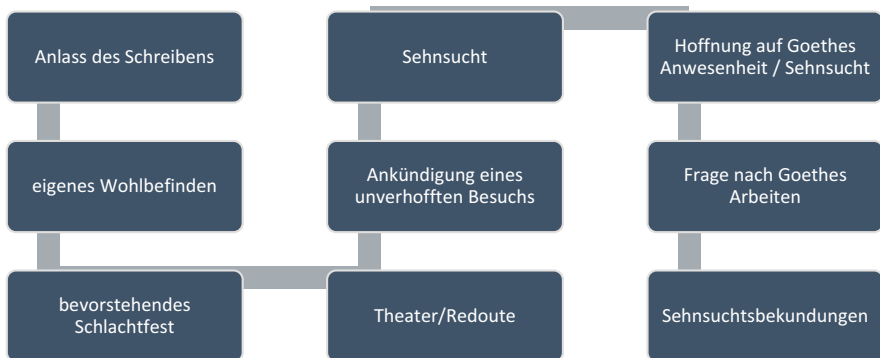


Abb. 32: Themenabfolge in Christiana Vulpius' Brief vom 19. November 1798.

Die Themenbereiche wechseln in rascher Folge, ohne dass sie inhaltlich immer ausreichend gefüllt wären. Daran anknüpfend lässt sich fragen, ob dadurch die beiden genannten Maximen der Modalität und Relevanz verletzt werden. Eine eindeutige Antwort ist u. a. deshalb nicht ohne Weiteres möglich, da inhaltliche Leerstellen auch entstehen können, weil der Korrespondenzpartner bereits Kenntnis des jeweiligen Sachverhaltes besitzt. Dies scheint beispielsweise für die beiden kurzen Hinweise auf Theater- und Redoutenfreuden zu gelten. Für den außenstehenden Leser fehlen zwar Informationen zum Theaterstück oder der Redoute. Allerdings ist davon auszugehen, dass der Adressat Goethe als Theaterintendant mit dem Spielplan vertraut war; auch bei den meisten Redouten handelte es sich um regelmäßig wiederkehrende Veranstaltungen, die jedoch immer ein anderes Programm aufwiesen. Dass sich Christiana Vulpius auf

¹⁷⁷⁰ GC I, Nr. 209.

beide Vergnügungen sehr freute, ist ebenfalls eine Konstante in ihrem Leben und beständiges Thema im Briefwechsel, sodass dies Goethe wohl bekannt war.

Schaut man etwas genauer auf die Struktur des Briefes, wird deutlich, dass für die Argumentationsstruktur die Beziehungsebene entscheidend ist oder konkret die Sehnsucht der Briefschreiberin nach dem Partner. Der Brief ist also weniger durch eine inhaltliche Konsistenz der Themenbereiche gekennzeichnet als vielmehr durch den alles bestimmenden Appell auf der Beziehungsebene, der wie folgt lauten könnte: „Komm bald zu mir zurück, denn ich vermisse dich sehr.“ Diesem beziehungssprachlichen Appell wird der Sachinhalt nachgeordnet oder, anders formuliert, nahezu jeder einzelne Themenbereich, so kurz er teilweise auch nur angedeutet wird, weist eine starke, übergeordnete beziehungssprachliche Komponente auf, die den Sachinhalt der Äußerung bestimmt. Übergeordnetes Ziel des gesamten Briefes ist es somit, Goethe zu einer baldigen Rückkehr zu bewegen. Die Argumentation ist auf diesen Fokus hin ausgerichtet, wie die folgende Nachzeichnung der Themen (Abb. 33) verdeutlicht:

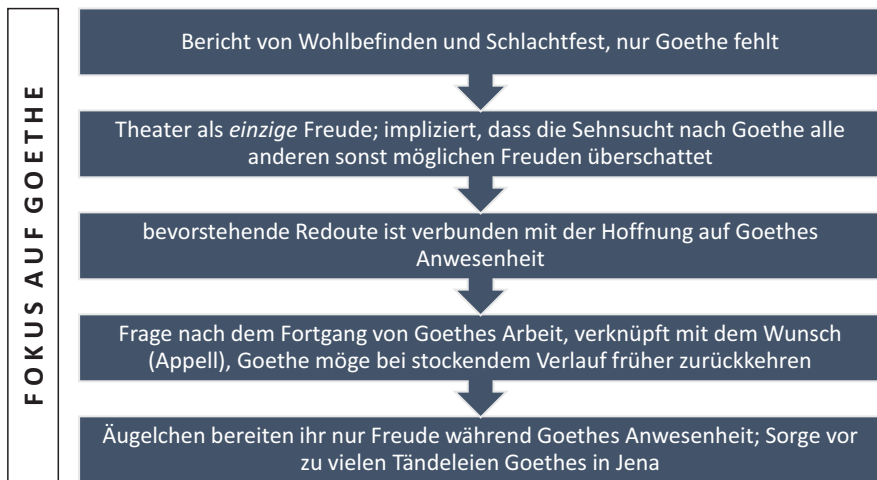


Abb. 33: Beziehungsebene der Themenstrukturierung.

Die zunächst scheinbare Verletzung einer oder mehrerer Konversationsmaximen wird relativiert, wenn man sich den primären beziehungssprachlichen Zweck des Briefes vor Augen führt. In diesem Fall bestimmt nach dem Modell Schulz von Thuns die Äußerung auf der Beziehungsebene den Sachinhalt, den Appell und die Selbstkundgabe. Dieses Muster ist keineswegs ein Einzelfall unter den Vulpius-Briefen. Legt man das Kommunikationsmodell von Jakobson zugrunde, das die

Funktionen einer Äußerung stärker ausdifferenziert, ist die phatische Funktion die primäre.¹⁷⁷¹ Diese soll anhand eines weiteren Beispielbriefes näher erläutert werden.

Unter den Briefen Christiana von Goethes gibt es einige, die den primären Zweck verfolgen, den Kontakt zum abwesenden Partner aufrechtzuerhalten. Zu dieser Gruppe gehören vor allem kurze Briefe bzw. Billetts, die Christiana Vulpius schrieb, obwohl sie kaum Zeit für das Verfassen von Briefen erübrigen konnte, wie am 7. August 1797 in Hanau, als sie sich auf der Rückreise von Frankfurt befand, während Goethe weiterhin dort bei seiner Mutter verweilte, um anschließend in die Schweiz weiterzureisen:

Ich will Dir durch Deinen Geist [Goethes Diener, Anm. d. Verf.] nur ein paar Worte sagen. Ganz zufrieden bin ich freilich nicht, daß Du, mein Lieber, nicht bei mir bist, ich will mich aber recht gut aufführen und nicht gramseln und mir nur immer denken, wie lieb Du mich hast, und wie gut Du es mit mir meinst. Ich danke Dir noch vor alle Liebe und Güte. Ich bin nur zufrieden, wenn ich mir denke, daß der gute Schatz bei der lieben Frau Rath ist, wo es Dir gut geht. Empfehl mich ja noch vielmal, und ich will ihr von Weimar schreiben. Leb wohl.

In Eile.¹⁷⁷²

Der Brief vermittelt kaum inhaltliche Informationen, vielmehr steht die Beziehungsebene der Kommunikation noch stärker als im vorhergehenden Beispielbrief im Vordergrund. Um zu einer angemessenen Deutung dieser Briefe zu gelangen und sich ihrer eigentlichen Funktion bewusst zu werden, sind die Ausführungen von Jakobson zu den von ihm vorgeschlagenen sechs Funktionen einer sprachlichen Mitteilung hilfreich.¹⁷⁷³ Jakobsons Konzept stellt eine Erweiterung des Organonmodells von Karl Bühler dar, welches die drei auf Bühler zurückgehenden Funktionen referentiell (Bühler: Darstellungsfunktion), emotiv (Ausdrucksfunktion), konativ (Appellfunktion) sowie zusätzlich die Funktionen poetisch, phatisch und metasprachlich umfasst (vgl. Abb. 34).

Jakobson verweist auf die „hierarchische Anordnung“ dieser Funktionen, bei der die „dominierende Funktion“ jeweils die „Struktur der Mitteilung“ bestimme.¹⁷⁷⁴ Trotz der Bedeutung jeder einzelnen Funktion für die gesamte Mitteilung soll der Fokus nun vorrangig auf der phatischen Funktion liegen, da diese für das Verständnis des obigen Beispielbriefes von besonderer Relevanz ist – oder um mit Jakobson

1771 Vgl. Jakobson, Roman: *Linguistik und Poetik*. In: Ders.: *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*. Hrsg. von Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert. Frankfurt a. M. 1979, S. 83–119.

1772 GC I, Nr. 138.

1773 Vgl. Jakobson: *Linguistik und Poetik*.

1774 Ebd., S. 88.

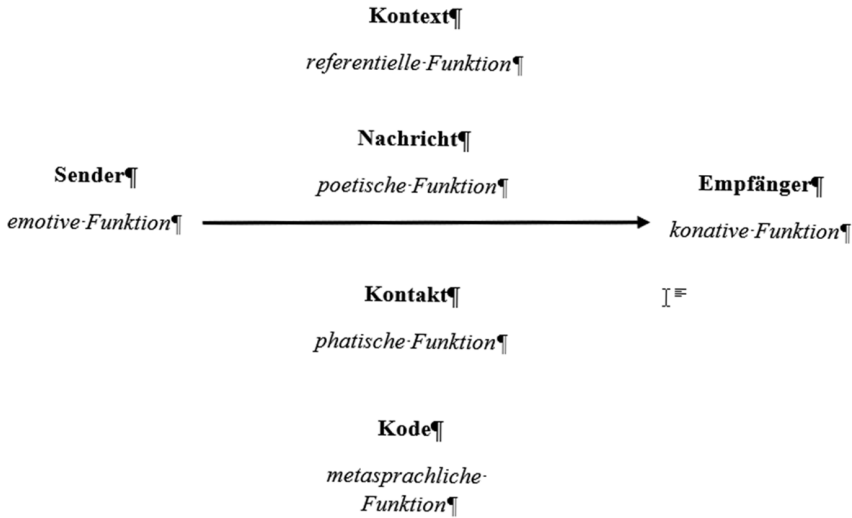


Abb. 34: Kommunikationsmodell nach Jakobson (1960).

zu sprechen, die phatische Funktion ist die hierarchisch übergeordnete und damit dominante.

Jakobsons Ausführungen zur phatischen Funktion basieren maßgeblich auf Bronislaw Malinowskis Konzept der „phatic communion“,¹⁷⁷⁵ der phatischen Gemeinschaft. Das Wesen des meist als „phatische Kommunikation“ bezeichneten Konzepts fasst Senft wie folgt zusammen:

To briefly summarize again, based on Malinowski's definition and influenced by Jakobson's concept of the 'phatic function' of verbal communication, the terms 'phatic communion' (and 'phatic communication') are generally used to refer to utterances that are said to have exclusively social, bonding functions like establishing and maintaining a friendly and harmonious atmosphere in interpersonal relations, especially during the opening and closing

¹⁷⁷⁵ Vgl. Malinowski, Bronislaw: The Problem of Meaning in Primitive Languages. In: Ogden, Charles Kay / Richards, Ivor Armstrong (Hrsg.): The Meaning of Meaning. A Study of the Influence of Language upon Thought and of the Science of Symbolism. London 1923, S. 296–336, insb. S. 312–316. – Meist wird in linguistischen Arbeiten im Zusammenhang mit Malinowskis Konzept mit dem Terminus der „phatischen Kommunikation“ referiert, was auf Jakobsons einflussreiche Arbeit zurückgeht. Malinowski selbst führte den Begriff der „phatic communion“ ein (vgl. hierzu Senft, Gunter: Phatic communion. In: Ders. / Östman, Jan-Ola / Verschueren, Jef (Hrsg.): Culture and Language Use (Handbook of Pragmatics Highlights, 2). Amsterdam u. a. 2009, S. 226–233, hier S. 227).

stages of social – verbal – encounters. These utterances are understood as a means for keeping the communication channel open.¹⁷⁷⁶

Jakobson adaptiert Malinowskis Konzept und sieht den Hauptzweck der phatischen Funktion einer Mitteilung darin, den Kontakt zu einer anderen Person aufzunehmen, also eine Kommunikation überhaupt erst anzubahnen, sie zu verlängern oder auch zu unterbrechen. Man könnte also auch davon sprechen, dass es sich bei dem zitierten Brief vom August 1797 um einen „Kontaktbrief“ im beschriebenen Sinn handelt, d. h. primärer Zweck ist das Aufrechterhalten des Kontaktes und der stete Kommunikationsfluss, soweit dies im Rahmen des brieflichen Austausches möglich war.

Malinowski versteht unter der *phatic communion* etwas ausdifferenzierter „a type of speech in which ties of union are created by a mere exchange of words“.¹⁷⁷⁷ Weiter heißt es: „which serves to establish bonds of personal union between people brought together by the mere need of companionship and does not serve any purpose of communicating ideas.“¹⁷⁷⁸ Es steht also die soziale Funktion von Sprache im Vordergrund,¹⁷⁷⁹ welche in der Ethnologie auch als „bonding function“ bezeichnet wird.¹⁷⁸⁰ Sowohl Malinowski als auch Jakobson haben bei ihren Beispielen vor allem ritualisierte sprachliche Formeln im Blick, Malinowski nennt für den englischen Sprachraum zur Anbahnung der Kommunikation oder des Grußes Phrasen wie „How do you do?“, „Ah, here you are“, „Where do you come from?“ oder „Nice day today“.¹⁷⁸¹ Im Deutschen wird gerade im mündlichen Dialog die häufig eingangs gestellte Frage nach dem Wohlbefinden gestellt: „Wie geht’s (dir/Ihnen)?“

Auf unser obiges Briefzitat zurückkommend ist ein wichtiger Unterschied zu den Konzepten von Jakobson und von Malinowski festzustellen, und dieser betrifft den Ritualisierungsgrad. In den Briefen Christiana von Goethes finden sich zahlreiche Beispiele für formelhafte Sprache, die primär eine phatische Funktion aufweisen – vor allem sei an die briefabschließende Formel erinnert, die häufig mit kleineren Abweichungen lautet: „Behalte mich lieb und schreibe bald.“ Für die Kontaktbriefe kann ein ähnlicher Ritualisierungsgrad aber nicht festgestellt werden. Zugleich bilden die vom Sender ausgehende emotive Funktion (die Liebes- und Sehnsuchtsbekundungen) sowie die auf den Empfänger gerichtete konative Funktion (der hinter der Äußerung liegende, implizite Appell, Goethe möge

1776 Senft: *Phatic communion*, S. 228.

1777 Malinowski: *Meaning in Primitive Languages*, S. 315.

1778 Ebd., S. 315 f.

1779 Vgl. ebd., S. 315.

1780 Vgl. Senft: *Phatic communion*, S. 227.

1781 Vgl. Malinowski: *Meaning in Primitive Languages*, S. 313 f.

schnellstmöglich heimkehren), die neben der phatischen Funktion zentral für die Aussage sind, eine Konstante in diesen Kontaktbriefen. Die grundlegende Nachricht auf der Beziehungsebene ist folglich immer ähnlich, nur die konkrete sprachliche Realisation erfolgt in unterschiedlicher Art und Weise und ist nicht im gleichen Maße formelhaft wie die Beispiele bei Jakobson oder Malinowski.

Die „verbalen Streicheleinheiten“, die Christiana Vulpius im zitierten und vielen weiteren Briefen verteilt, zeichnen sich durch eine enge Verschmelzung der drei genannten Funktionen phatisch, emotiv und konativ aus und könnten in der Paarkommunikation auch als Beziehungssprechen im engeren Sinn bezeichnet werden. Vordergründig sind nicht die Informationsvermittlung, die Darstellungs- oder Sachebene, sondern vielmehr die Aufrechterhaltung des engen Kontaktes beider Partner, die Festigung der Paarbeziehung als solcher und die Selbstvergewisserung als Paar in Zeiten räumlicher Trennung einschließlich der damit verbundenen Gefühle und Emotionen sowie der Wunsch nach einem baldigen Wiedersehen. Die eigentliche Relevanz dieser Briefe wird erst deutlich, wenn man die beziehungssprachliche Perspektive einnimmt; erst durch diese erschließt sich oftmals die zugrundeliegende Argumentationsstruktur und Kohärenz der Briefe.